Digitized by the Internet Archive
in 2009 with funding from
Ontario Council of University Libraries

http://www.archive.org/details/stundenderandach04zsch

Stunden der Andacht

zur Beförderung

wahren Christenthums

und

häuslicher Gottesverehrung.

Vierter Band.

Sechsundzwanzigste vollständige Original-Auflage.

In acht Bänden.

Aarau 1846.
Im Verlag bei Heinrich Remigius Sauerländer.
Frankfurt am Main,
Johann David Sauerländer.

BV
4811
Z83
Bd.4

1.

Empfindungen am Neujahrstage.

Jerem. 21, 8.

Der Du das junge Jahr mir schenkest,
Wer bin ich, daß Du mein gedenkest,
Und mir erneuest Deine heil'ge Treu'?
Wie kann ich Staub Dir würdig danken?
Erhaben über ird'sche Schranken,
Ist Deine Liebe ewig neu.

Du säest Welten aus, wie Saaten,
Und das Geheimniß Deiner Thaten
Ist blendend Licht und Harmonie und Sturm;
Und in der Kette Deiner Wunder
Ist eine Sonne nur ein Zunder,
Und eine Erde nur ein Wurm.

Wer kann, o Wesen aller Wesen,
Des Schicksals große Rolle lesen,
Auf welche Du der Himmel Ordnung schreibst?
Wer hat mit Dir im Rath gesessen,
Das ewige Gesetz zu messen,
Nach welchem Du die Sphären treibst?

Das Urverhältniß aller Dinge
Liegt weislich in dem großen Ringe,
In langen Folgen der Nothwendigkeit;
Und nichts wird, wenn auch schwache Seelen
Mit Gram sich und Verzweiflung quälen,
Im Schicksal anders eingereiht.

Du hast gerecht zu meinem Leben
Mir Glauben und Vernunft gegeben,
Genug zum Segen und zum Fluch!
Ich bin, wenn ich, was ich verschulde,
Nicht ohne Murren freundlich dulde,
Mir selbst ein wilder Widerspruch.

Laß nie mich in der Welt es wagen,
Dich hochvermessen anzuklagen,
Weil dunkel noch das große Jenseits steht;
Nicht fluchen, wenn das Laster siegt,
Wenn Tugend weinend unterlieget:
Du bleibst gerecht in Richtermajestät!

Wenn Angſt und Zweifel in mir ſtürmet,
Und Nacht auf Nacht ſich um mich thürmet,
Und alle Sinne ſich im Schwindel dreh'n,
So will ich meine Hände falten,
Und mich an Dich im Sinken halten,
Und ſinkend werd' ich nicht vergeh'n.

Wer heute doch in die Bruſt der Sterblichen, in das Geheimniß ihrer Gefühle, Hoffnungen, Beſorgniſſe und Wünſche, hineinblicken könnte, mit denen ſie den Anfang des neuen Jahres begrüßen! Freilich, wohl auch Tauſende beginnen das Jahr leichtſinnig, gleichgültig, ohne beſondere Gedanken dabei, ſo wie ſie das vorige Jahr endeten; ihnen iſt ein Tag wie der andere. Aber Millionen dagegen treten den neuen großen Lebensabſchnitt nicht ohne gewiſſe Gemüthsbewegungen an, welche beſonders dieſer Tag zu erregen fähig iſt. Viele denken: Was habe ich, was haben meine Angehörigen von dem bevorſtehenden Jahr zu erwarten? Wird es beſſer, wird es ſchlimmer werden?

Andere denken kaum nur noch ſo weit hinaus. Sie beſchäftigt nur der Gedanke an die bevorſtehende Ergötzung, welche dieſer Tag ihnen gewöhnlich darbietet; an die zu empfangenden oder abzuſtattenden Glückwünſche, welche durch Mode und Höflichkeit eingeführt ſind; an die geſellſchaftlichen Freuden, an die Gaſtmähler, an die Geſchenke, welche dieſem Tage anzugehören pflegen.

Der in Geſundheit Blühende ſieht in der Zukunft nichts als glückliche Zufälle, die ſeiner warten. Der von Natur Aengſtliche ſeufzt bei dem Gedanken, daß die unangenehmen Verhältniſſe, in denen er ſich zum Theil ſchon gegenwärtig befindet, wohl noch viel traurigere Stunden herbeiführen können. Der Kranke blickt unmuthvoll und wehmüthig zurück auf die Reihe ehemals genoſſener freudiger Neujahrstage, während diesmal nun der Anfang des Jahres bitter und vielleicht von übler Vorbedeutung iſt. Der Jüngling baut Entwürfe des Ehrgeizes und Reichthums für die Zukunft. Die Jungfrau ſieht ſich in den dämmernden Fernen kommender Tage als Neuvermählte, als Gattin und Hausmutter. Doch mehr oder weniger ſucht Jeder, der es irgend vermag, an dieſem Tage Vergnügen und Erheite-

rung, und glaubt, was er fröhlich beginne, werde dadurch zum dauernden Frohsinn eingeweiht. — Und wenn er sich auch mit demselben täuschen sollte, so will er sich gerne getäuscht haben.

Der weisere Mensch aber — und wer möchte nicht auf diesen Namen Anspruch machen? — der weisere Mensch, auch wenn er sich willig dem Vergnügen hingibt, das ihm solch ein Festtag bereitet, sucht dennoch gern einen Augenblick der Einsamkeit für sich zur stillen Ueberlegung. Er weiß es, die Zeit und ihr Name thut nichts, die Lustbarkeit weihet nichts, sondern das Gemüth thut Alles, das Gemüth muß die Zukunft weihen.

Er weiß es, sein ganzes Leben ist ein Hinreißen zu unbekannten Schicksalen. Jeder neue Tag führt ihm neue Erscheinungen vor das Auge. Nicht diese Erfahrungen, nicht diese Schicksale können ihm Wohl oder Wehe bringen, sondern die Art und Weise, wie er sie aufnimmt, anwendet und verläßt. Wer dies noch nicht weiß, der hat sein ganzes bisheriges Leben noch ohne allen Vortheil verlebt.

Darum sucht der besonnene Weise auch an diesem Tage einen einsamen Augenblick. Er will mit sich selber zu Rathe gehen, auf welche Art er diese Reise am besten und am nützlichsten fortsetzen könne. Es entgeht ihm nicht, daß er, ungeachtet er schon so alt geworden, wie er ist, dennoch unbefriedigt in seinen Erwartungen geblieben, und keineswegs so glücklich geworden sei, als er wohl fühlt, daß er sein könnte. Es entgeht ihm nicht, daß ihm, so ernstlich er auch daran gedacht haben mag, das Wichtigste von Allem abging, was weise, muthig, unerschrocken, mäßig und Gott und Menschen uns zu Freunden macht, — wahre Religiosität, ein lebendiges, unser ganzes Wesen durchdringendes, unser Inneres verklärendes Christenthum.

Nun steht vor ihm ein neues Jahr, wie eine fremde, verhüllte Gestalt, ernst und geheimnißvoll, mit unbekannten Verhängnissen im Bunde. Es steht vor ihm da, wie ein Bote Gottes, und spricht mit der Stimme des Propheten: „Sage diesem Volk, so spricht der Herr: siehe, ich lege euch vor den Weg zum Leben und den Weg zum Tode. (Jerem. 21, 8.)

Ja wohl der Weg zum Leben und zum Tode; er spaltet sich

ſcheidend zur Linken und Rechten vor unſern Blicken. Einen müſſen wir wählen. Die Zeit drängt uns unaufhaltſam fort.

Wegweiſer ſchweben um uns. Sie winken zur Rechten und Linken. Vernunft und Glauben dort — Leichtſinn und Sinnlichkeit hier. Beide bieten uns Glück, beide fordern von uns Opfer dafür. Es ſprechen Vernunft und Glauben: Opfere das Gegenwärtige für die Ewigkeit, und alle Tugenden, alle Verdienſte, die reinſte Zufriedenheit gehören dir. Es ſprechen Leichtſinn und Sinnlichkeit: Opfere das Zukünftige für das Gegenwärtige, und bei allen Verirrungen wird dir noch dann und wann ein froher Tag.

So liegen vor uns Segen und Fluch. Wählen ſollen wir. Wir begannen ehemals manches neue Jahr, ohne dieſe und ähnliche Ueberlegungen; lebten harmlos in den Tag hinein, und genoſſen den Augenblick, wie er ſich gab. — Aber haben wir auch das Leben ohne Reue genoſſen? Siehe, du klagſt noch heute, du biſt noch nicht beglückt, es fehlt dir noch ſo viel, um zufrieden zu ſein. An wem lag die Schuld? An dir, oder an Gott?

So ſpricht der Herr: ſiehe, ich lege dir vor den Weg zum Leben! — Haſt du Entſchloſſenheit, ihn zu betreten, ſo biſt du einer dauerhaften Glückſeligkeit gewiß. Auf dieſem Wege ſollſt du die marternde Reue nicht finden, nicht die bittern Folgen übereilter Handlungen, nicht den Verdruß um vereitelte Entwürfe. Auf dieſem Wege ſollſt du auch unter allen Verleumdungen ehrwürdig, auch bei aller Mißgunſt des Glücks heiter, auch in der Armuth reich ſein; ſollſt in deinen Krankheiten zu den Schmerzen lächeln; ſollſt, wenn Freunde dir treulos ſind, ſie nicht vermiſſen; ſollſt, wenn dir an deiner Bruſt der Geliebteſte unter den Menſchen ſtirbt, mit den Empfindungen unnennbarer Seligkeit auf ſeinen Leichnam hinblicken. Was kannſt du Herrlicheres vom Leben unter dem Himmel fordern? Alle übrigen Gaben des Glücks, alle andern ſchönen Stunden, die dir Gottes Vorſehung zubereitet, werden gleichſam nur eine bloße Zulage zu dem unermeßlichen Schatz von Freuden ſein, den du auf dieſem Wege des Lebens findeſt.

Kennſt du ihn noch nicht, dieſen Weg? Scheint dir, was hier

gesagt wird, eine kalte, langweilige Predigt von Worten, wie man oft zu hören pflegt? — Ich beklage dich. Aber ich weissage dir: es wird eine Stunde in dein Leben hineintreten, welche dir, wie ein fallender Blitzstrahl, furchtbare Helligkeit über jene Worte bringen wird. Du liesest heute diese Zeilen, und legst sie sorgenlos nieder; aber es wird eine Stunde hereinbrechen in dein Leben, welche dich schauerlich an sie zurückmahnt, und an den Weg zum Leben, den sie dir nannten. Du bist heute noch wohlgemuth, und weißt nicht, woher dir das Unglück kommen sollte; aber wie, wenn in diesem neuangetretenen Jahre du um Ehre und Ansehen kommen solltest, und ein Spott deiner Gegner werden müßtest? Wie, wenn dies Jahr das entscheidende Jahr wäre, in welchem du mit den Deinigen schnell oder allmälig in vorher unbekannte Noth und Dürftigkeit zurücksinken müßtest? Wie, wenn du in diesem Jahre als Leiche erblicken müßtest die von dir auf Erden am innigsten geliebte Person? Wie, wenn deine Todeskrankheit selbst nicht mehr so weit entfernt wäre, als du heute noch glaubst, und du unter den Thränen deiner Familie sehr unerwartet auf ewig die Augen schlössest? — Kennst du den Weg zum Leben, auf welchem du, erhabener als jedes Schicksal, ein unangefochtenes Glück durch alle Stürme tragen würdest? Willst du ihn kennen?

Verlasse die bis heute betretene Bahn, die bis heute gewohnt gewesene Denkart, in welcher du für deine eigene bleibende Zufriedenheit keine Genugthuung angetroffen hast. Stirb dem Vergangenen ab, verwandle dich gleichsam in ein neues Wesen; löse deinen Geist in Jesu Christi göttlichen Geist auf, der zu dir spricht: Ich bin die Wahrheit und das Leben.

Die Auflösung unsers Geistes im Geiste des Göttlichen geschieht durch Annahme seiner Denkart, durch das Sichzueigenmachen seiner stillen, menschenfreundlichen Tugenden, durch die Entfernung von Fehlern des Gemüths, durch die Liebe zu Gott und das Einssein mit Gott. Es geschieht, wenn wir auf Alles, was uns auf Erden Freude macht, nie einen zu hohen Werth setzen; wenn wir uns selbst bändigen, und das, was wahr, gerecht und gut ist, dem vorziehen, was angenehm, nur für uns

allein nützlich, nur vor den Leuten ehrbringend ist; wenn wir den Blick von der Erde gern empor in die Ewigkeit richten, und uns oft erinnern, selbst bei unsern Alltagsgeschäften, in der Gesellschaft unserer Freunde, selbst in der Stunde der Lustbarkeit, daß der ewige Geist, der uns beseelt, ein Zeitgenosse aller Heiligen, ein Erbe des Unvergänglichen sei.

Hast du diesen Weg noch nicht gekannt? — Heute kennst du ihn! Hast du ihn noch nicht zu betreten versucht, mit Ernst zu betreten, anhaltend, ohne wieder abzuweichen: versuche es denn mit dem Anfange dieses Jahres, o du, der doch schon so viel versucht hat, um ein dauerhaft frohes Dasein zu gewinnen. — Wenn du einst am Ende des Jahres, welches du jetzt begonnen hast, nicht zufriedener in dir selbst, nicht geliebter von den Menschen, nicht unverletzbarer gegen die Streiche des Schicksals, mit einem Worte, nicht dauerhaft glücklicher geworden bist: dann nenne die Religion ein Mährchen, und die Verheißungen Jesu Christi ein leeres Traumbild.

Aber nicht im leichten, vorbeifliegenden Entschlusse betritt den Weg zum Leben, sondern mit jener ernsten Beharrlichkeit, ohne welche überhaupt nichts Großes und Vollendetes geleistet werden kann. Deine Schwachheiten und Fehler alle kennst du. Es sind diejenigen deiner Gemüthseigenschaften und Gewohnheiten, durch welche du dir seither die meisten Verdrießlichkeiten zuzogst; — brich mit ihnen; übe die entgegengesetzten Tugenden. Werde nicht müde, wenn manche Selbstüberwindung dir zu schwer werden will: harre aus! Laß den Muth nicht sinken, und verzweifle nicht an der Möglichkeit, vollkommener zu werden, wenn du einmal, vielleicht wider deinen Willen, dich selbst vergessen hast, und in die vorige Schlaffheit zurückgesunken bist. Ermuntere dich, und laß dich fortdauernd ermuntern zur Veredlung deines Gemüths. Der Mensch bedarf unter den Zerstreuungen des Tages dieser neuen Reize, dieser Erinnerungen an gewisse, große, religiöse Wahrheiten. Das Herz kann oft ermatten, aber das Lesen und Hören des göttlichen Wortes, das Lesen belehrender, frommer Schriften, und besonders das Gebet, die Unterhaltung mit Gott, sind die wahren Erfrischungen des Herzens.

Ein neues Jahr steht vor uns, ernst und geheimnißvoll, ein Bote Gottes, und spricht mit der Stimme des Propheten: So spricht der Herr: siehe, ich lege euch vor den Weg zum Leben und den Weg zum Tode.

Ja wohl, auch den Weg zum Tode öffnest du mir, neues Jahr, mit deinen ersten Stunden. Jeder Augenblick ist ein wiederholter Schritt zum eigenen Sarge. Aber noch droht mir ein anderer Tod, nicht der des Leibes, sondern der des Geistes.

Kennst du den Weg zum Tode? — Es ist der Weg zur Sünde. Die Sünde selbst ist meines Geistes Tod; die Sünde, das heißt, mein übermäßiges Behagen an allem, was bloß sinnlich ist, macht schon meinen eigenen Leib zum Grabe des Geistes, denn Wirken heißt allein Leben. Wer nicht handelt, schläft. Wer nicht mehr thätig werden kann, ist ein Todter. Der Geist, welcher ein göttliches Gesetz in sich trägt, ist ein Todter, wenn nicht er, sondern die aus dem Fleisch und Blut emporsteigenden Begierden wirksam sind; er ist ein Todter, wenn statt der Ewigkeit der Genuß des Augenblicks unser Ziel ist; wenn ich nicht mit Gott, sondern mit den Dingen des Staubes die engste Vereinigung schließe; wenn ich, statt Selbstbeherrschung, Standhaftigkeit, bescheidenen Sinn und Wohlwollen gegen Jedermann, in mir nur feige Klugheit finde, die mit den Umständen unterhandelt.

Kennst du den Weg zum Tode? — Schaue zurück, Sterblicher, nach der Straße, von wannen du kamst, und auf welcher du heute noch beim Anfang eines neuen Lebensjahrs stehst! Thätig warst du im vergangenen Jahre, und auf mancherlei Art wirksam. Aber wer war es? Du selbst, oder vielmehr deine Sinnlichkeit, welche eine Gebieterin von dir ward? Du hast redlich gearbeitet, um dein Brod zu verdienen, dein Vermögen zu vergrößern. Auch das Thier hat Mühe, wenn es seine Nahrung sucht. Du hast Niemanden belogen, bestohlen, betrogen, weil du Furcht hattest, oder dir deine Ehre bei den Menschen lieb war. Du hast zu manchem Gemeinnützigen dein Scherflein beigetragen, weil es nicht wohl anders sein konnte, um nicht anstößig zu werden. Du hast mitleidvoll manchen Hilfsbedürftigen unterstützt, weil es dir eben bequem war, oder weil du von Natur weich-

herzig und empfindsam bist, und den Anblick des Elendes nicht ertragen magst. Du hast dich mit manchem deiner Gegner wieder ausgesöhnt, weil es für dich vortheilhafter war, vor ihm Ruhe zu haben, und damit du von ihm nicht in Erreichung anderer Zwecke verhindert würdest. Du hast Dem und Diesem guten Rath ertheilt, weil es dich nichts kostete, und du dir noch damit Jemanden verpflichtetest. Warst du aber mit allem diesem auf dem Weg zum Leben? Was war der thätige Theil in dir?

Lege die Hand auf dein Herz, und gedenke des Allwissenden, der dein Gemüth durchblickt, wie einen hellen Thautropfen, und antworte dir selbst wahr und redlich: Bist du so gut gewesen, als du dich oft gestellt hast, zu sein? Hast du das immer vermieden, was dein besseres Gefühl verwarf? Hast du die Fehler unterlassen, die du an Andern sehr gut zu tadeln wußtest? Sind es gerade deine gewohnten Lieblingssünden, denen du bei jedem Anlasse den meisten Abbruch gethan? Bist du, wo Alles dich zum Zorne reizte, in gelassener Besonnenheit geblieben? Hast du auch da geholfen, wo man dir selbst Hilfe versagte? Hast du die Tugend am treuesten geliebt, wo die Verführung dir am gefährlichsten drohte? Vergaßest du deinen Nutzen, wenn du mit Hinopferung desselben irgend einem Andern weit größern Vortheil stiften konntest? Dachtest du bei allem, was du thatest, nicht immer zuerst an dich selbst, sondern immer an das Beste deiner übrigen Nebenmenschen? Du schweigst und errötheſt. — Siehe zurück auf die Straße, welche du wandeltest; es war nicht der Weg zum Leben, sondern zum Tode.

Dieses also war mein Weg? war es, auch bei meinen heiligsten Vorsätzen? Daher also mein bisher vergebliches Streben nach Ruhe, nach Zufriedenheit und Glück? Daher meine vielen mißvergnügten Augenblicke im vergangenen Jahre? Ich schwankte ohne Kraft zur wahren Tugend auf dem Weg des Todes, und täuschte mich selbst. Genug des Selbstbetrugs, denn ich betrüge mich um mein eigenes Leben, um meinen Frieden unterm Himmel, um meine Hoffnungen der Ewigkeit. Genug des Selbstbetrugs, der meine Augen blendete, mir oft Gott und Welt zum Räthsel machte.

Ich kenne den Weg zum Leben, Gott, mein Vater, den Weg zu Dir! Meine Vernunft und mein heiliger Glaube offenbaren ihn. In dem Geiſt Deines Sohnes Jeſu Chriſti leben, das iſt wahres Leben! Und dieſes, o von heute an will ich es ergreifen und feſthalten. Wie Jeſus, will ich von heute an gleichmüthig, ruhig, ſtandhaft und wohlwollend unter allen Umſtänden werden. Und damit ich es werde, will ich mich inniger und enger an den ſchließen, den ich meinen Heiland, meinen Mittler, meinen Seligmacher nenne. Ich will mich an ihn ſchließen, indem ich jede Gelegenheit benutze, oft ſein heiliges, erquickendes, gemütherhebendes Wort zu hören, zu leſen und mir einzuprägen. Ich will mich an ihn ſchließen, indem ich ſeiner gedenke, wenn mich die Leidenſchaft, das Glück oder die Noth zur Sünde verſucht.

Ja, in dieſer Feierſtunde beim Anfang des Jahres, könnte ich etwas Würdigeres thun, als vor Dir, Allwiſſender, vor Dir, Richter meines Lebens, einen ſolchen Entſchluß faſſen, der mich vom Tode rettet, und mir die höchſten Seligkeiten dieſer und jener Welt gibt? Doch nicht der Entſchluß rettet, und gibt Seligkeit, aber die ernſte beharrliche Ausführung deſſelben. O mein Gott, mein Vater, verhülle, was ich gelebt habe; gib mir Deinen heiligen Geiſt zu dem, was ich noch leben werde!

Und einſt, am Ende dieſes Jahres, dann — ſollte ich es nach Deinem Willen überleben — will ich abermals zurückſehen auf die Straße, welche ich wandelte. Das Hochgefühl, welches das Bewußtſein des reinen Herzens gewährt, die Liebe aller edeln Mitmenſchen, die immer den Guten begleitet; die Wonne, welche mich dann im Gedanken an Dich und im Gebet durchdringt, wird mir es ſagen, ob ich in Jeſu lebte und wohlgefällig vor Dir.

Gott, mein Gott, verlaß mich nicht! Schenke mir ſegnende Gnade, Kraft und Beharrlichkeit. Amen. Um Jeſu willen, der mich zu Dir rufen lehrte. Amen.

2.

Wer ist mein Nächster?

Luk. 10, 29.

Gottes Kinder sollt' ich hassen,
Lieblos, unbarmherzig sein?
Nicht dem Feind die Schuld erlassen,
Und von Herzen ihm verzeih'n?
Und der Herr erläßt mir doch
Meine Schuld und trägt mich noch.

O, ihr, eines Hauptes Glieder,
Christi, der für Alle starb,
Lieben will ich euch, ihr Brüder,
Denen all' er Huld erwarb;
Für euch beten, euch erfreu'n,
Wohlthun, dulden und verzeih'n.

Allen helfen, Allen ihnen
Beisteh'n, wie mein Heiland that;
Schaden wehren, Allen dienen,
Dem mit Hilfe, dem mit Rath?
Willig, jedes Unrechts Feind,
Jedes Menschen wahrer Freund.

Lasset uns einander lieben,
Gern einander glücklich seh'n;
Keinen kränken und betrüben,
Keinen drücken, Keinen schmä'hn;
Aller Zwietracht, alles Streits
Feinde sein, denn Gott gebeut's.

„Wer ist denn mein Nächster?" — — fragte einst ein Schriftgelehrter Jesum, der seine Jünger unterrichtete. — Und, „wer ist mein Nächster?" fragt gewiß noch auf den heutigen Tag bei sich in der Stille mancher Christ, mit allen Zweifeln jenes Schriftgelehrten.

Ist's jener Bettler, fragt der stolze Reiche, dem ich mitleidig auf der Straße mein Almosen hinwerfe, daß er mich nicht weiter belästige? Ich will ihm das Almosen geben; aber wer verlangt im Ernst von mir, daß ich ihn wie meinen Bruder liebe, mit ihm theile, mit ihm brüderlich umgehe? — Ich kenne keinen Nächsten, als der mit mir von gleichem Stande, gleicher Geburt ist; wer in der Tiefe steht, ist mir nicht verwandt.

Ist's der Bewohner entfernter Inseln und Welttheile, fragt der Ungläubige spottend: Wahrlich, mein Herz ist zu klein, eine so große Liebe zu beherbergen, welche das ganze Menschengeschlecht umfaßt. Ich kann meinen Nächsten jenseits des Weltmeers weder rathen noch dienen, und begnüge mich, meine mich umgebenden guten Freunde als Nächsten zu lieben.

Ist's der Heide und Jude auch? fragt der Glaubenseifrige. Wie kann ich den als meinen Nächsten lieben, der Gott weder auf die Art verehren noch lieben will, wie ich? Wie kann ich den für meinen Nächsten halten, der von meiner Religion abweicht, und Jesu Christo nicht so nahe stehen will, wie ich? Nur wer an Jesum Christum glaubt, wie ich, der kann mein Nächster sein.

Ist's der Mensch in den Reihen feindlicher Heere auch? fragt der Krieger. Wie soll ich den lieben, den ich zu vertilgen gehe, der, wenn ich ihn nicht vertilgte, mein Vaterland ins Elend, meine Familie in Jammer stürzen würde? Es ist mein Beruf, ihn im Kampfe zu tödten, oder gefangen hinwegzuschleppen. Der nur ist mein Nächster, welcher mein Mitbürger ist, der mit mir gleichen Gesetzen und Obrigkeiten gehorcht, und im Fall der Noth Blut und Gut für unsere gemeinschaftliche Erhaltung aufopfert. Jeder Andere bleibt mir fremd.

Ist's der grobe Missethäter auch? fragt der Richter: Meine Pflicht ist's, den Verbrecher nicht zu lieben, sondern zu strafen. Kann ich den als meinen Nächsten lieben, den ich mit Gerechtigkeit zum Tode verdammen muß? Kann ich dem wie einem Bruder verzeihen, der seine Verzeihung nur gebrauchen würde, auf's Neue Leben und Eigenthum seiner Mitmenschen unsicher zu machen? Er ist gleich einem wilden Thiere, welches aus dem Wege geräumt werden muß — aber ein solcher Unmensch ist nicht mein Nächster!

So macht sich in der That fast Jeder gern einen eigenen Begriff von dem, welchen er seinen Nächsten nennen möchte. Zwar nicht Jeder spricht seine Gedanken laut aus, aber die Meisten äußern sich durch ihre Weise, wie sie sich gegen andere Menschen benehmen.

Wer ist denn mein Nächster? — Jesus Christus antwortete

dem Schriftgelehrten durch eins der herrlichsten Gleichnisse (Luk. 10, 30—37.)

Ein rechtgläubiger Jude ward unterwegs von Mördern beraubt, und fast tödtlich verwundet. Da fand ihn ein Priester, der das auf Sinai gegebene Gottesgesetz zu lehren Pflicht hatte, der das Gesetz kannte: Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst. (3. Mos. 19, 18.) Aber der Lehrer übte nicht aus das göttliche Wort, ging hartherzig vorüber, und ließ den Unglücklichen schwimmend im Blute. — Dann kam ein Levit, einer von denen, welche sich rühmten, Gott habe sich ihnen selbst zum Erbtheil gegeben, deswillen sie ihm auch besonders dienten. Auch er ging vorüber. Er wußte nicht, daß der Beklagenswürdige sein Nächster sei. Endlich kam auch ein Samariter, und sah den Juden. Aber Juden und Samariter lebten in bitterer Entzweiung; sie haßten sich wegen bürgerlicher und religiöser Verschiedenheit. Doch der Reisende sah in dem am Wege liegenden Juden nicht den bürgerlichen, nicht den religiösen Gegner, sondern den Menschen. Er lud ihn voller Barmherzigkeit auf sein Thier, nachdem er seine Wunden verbunden hatte, und brachte ihn zu Menschen, die seiner pflegten; und zahlte für ihn. — Nur dieser wußte, wer sein Nächster sei. Er bewies sein Wissen in einer That voller Barmherzigkeit.

Und so hat Jesus Christus in seiner hohen Weisheit die Zweifler belehrt, wer ihr Nächster sei. — Es ist es jeder Mensch, der uns nahe steht; jeder, mit dem wir in Verhältnisse kommen, daß wir ihm nützlich sein können.

So ist auch der Bürger der entferntesten Weltgegend, der weiße oder schwarze Mensch, ohne Unterschied der Nation, ohne Unterschied bürgerlicher Gesetze, unser Nächster, sobald er uns nahe genug kommt, daß wir ihm dienen können. Es ist kein anderer Gott sein Schöpfer, als derjenige, der auch mich erschaffen hat; es hat ihn Gott zu keinen andern Zwecken erschaffen, als auch mich. Das Menschengeschlecht, wie es rings um den ganzen Erdball wohnt, ist eine einzige Familie, deren Vater der ewige, der liebende Gott ist. Und jedes Glied dieser Familie, wie es mit

mir in innigere Berührung kommt, ist mein Bruder, meine Schwester, mein Nächster.

So ist es auch der Bekenner einer andern Religion, sie heiße, wie sie wolle. Ich mag immerhin glauben, meine Religion sei heiliger, beseligender, als die seinige; er mag immerhin meine Ueberzeugung verachten. Aber er ist mein Nächster; und den göttlichen Ursprung meines Glaubens beweise ich ihm dadurch, daß ich, seiner Unwissenheit und seines Hasses ungeachtet, ihn als ein Kind Gottes ehre, und mit derjenigen Liebe ihm begegne, welche Gott gegen alle Menschen äußert, und der göttliche Jesus Christus mich zu empfinden gelehrt hat.

So ist es auch nicht nur jeder meiner Mitbürger, sondern selbst der Feind meines Vaterlandes. Zwar bin ich verpflichtet, auf alle Weise die Rechte meines Vaterlandes gegen fremde Anfälle zu vertheidigen, und nicht zu gestatten, daß durch feindselige Wuth die Ehre meiner Obrigkeit, die Verfassung meines Vaterlandes, Leben und Eigenthum meiner Mitbürger vernichtet werde; aber Barmherzigkeit zolle ich dem überwundenen Feind, Mitleid dem Entwaffneten. Ich sorge dafür, ihn unschädlich zu machen; ist dies gelungen, habe ich ihn nur noch zu lieben. — Ich habe heilige Pflichten für die Rechte meines Volkes; aber dann auch eben so heilige gegen die Menschheit, selbst im Feinde meines Volkes. Er ist mein Nächster; ich soll ihm helfen und dienen, wo es ohne Verletzung höherer Pflichten geschehen kann.

So ist's auch nicht nur mein Blutsverwandter, sondern auch jeder Nebenbuhler meiner Wünsche, jeder Gegner meiner Familie, mein erbittertster, eigener Widersacher, welcher voller Schadenfreude jede Gelegenheit aufsucht, mich zu kränken. Ich habe zwar die Pflicht, meine und der Meinigen Rechte gegen fremde Verletzung in Sicherheit zu stellen, aber kein Befugniß, Rache zu üben; zwar die Pflicht, Schaden jeder Art von mir abzuwehren, aber nie das Befugniß Schaden zuzufügen. Auch meinen Feind soll ich als meinen Nächsten lieben. Christus gebeut's! Ich höre auf, ein Christ zu sein, wenn ich den Weisungen meines göttlichen Lehrers nicht nachwandle.

Wenn endlich auch Viele überzeugt sind, jeder Mensch sei ihr

Nächster, scheinen sie doch oft noch ungewiß zu sein, wie die Liebe beschaffen sein müsse, mit welcher sie ihn lieben sollen. Sie fühlen es, wie ganz unnatürlich es sei, gegen alle Menschen gleich zärtliche Empfindungen inniger Zuneigung zu haben; sie wissen es, daß sich die besondern Neigungen des Herzens zu einem Menschen, wie zum andern, nicht erzwingen lassen.

Allerdings ist gewiß, daß in den Graden der Zuneigung große und immerwährende Verschiedenheit herrscht. Mit anderer Liebe umarmen wir den Greis, mit anderer das Kind, mit anderer den Freund und die Freundin, mit anderer den fremden Gast, welchen wir bei uns aufnehmen, mit anderer die Schwester und den Bruder, mit anderer den Vater, die Mutter, den Gatten, die Gattin oder Braut. Wer alle Menschen zu seinen Busenfreunden machen wollte, hätte keinen Busenfreund. Wer mit jedem ohne Unterschied gleich vertraulich leben wollte, würde bald das Vertrauen Aller einbüßen.

Wie soll ich nun aber eigentlich meinen Nächsten lieben? — Christus ertheilt die genügendste und lehrreichste Antwort: Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst.

Es mag bei diesen Worten des göttlichen Meisters der Selbstsüchtige erschrecken, der außer sich nichts lieben und ehren kann; der für seinen Nutzen, für seine Ehre, für die Vergrößerung seines Vermögens Bruder und Schwester, Freunde und Mitbürger, Vaterland, Alles aufzuopfern im Stande ist. Es mag bei diesen Worten der Gutwillige in Verwirrung gerathen, welcher gern den Geboten Jesu folgen möchte, aber doch die Unmöglichkeit erkennt, Jeglichen so werth zu schätzen, als sich selbst. Dennoch bleibt das heilige Wort voll ewiger Wahrheit, und dessen Erfüllung ist allein im Stande, Menschlichkeit unter den Menschen, Glückseligkeit über den Erdball zu verbreiten.

Was fordert der Erlöser, wenn er begehrt, ich solle meine Nächsten lieben, wie mich selbst? — Er fordert: daß ich an jedem meiner Mitmenschen dasjenige thue, was ich, wenn ich selbst in dessen Lage wäre, wünschen würde mit Selbstliebe, daß er es mir thäte. Wenn du beraubt und blutend am Wege lägest, und Fremdlinge gingen vorüber:

was würdest du, aus Liebe zu dir, wünschen; daß sie für dich thäten? — Siehe, das thue du ihnen auch, wenn du sie in solchen Umständen erblickst. Wenn du irgend einen Unglücklichen erblickst, er sei nothdürftig oder verfolgt, verlassen, verkannt, verleumdet, — denke dich selbst in seinen Zustand hinein, und dann frage dich: was würdest du wünschen, daß man für dich in solchen Verhältnissen thun möchte? Du würdest aus Liebe zu dir selbst wünschen, man würde sich über deine traurige Lage hinlänglich unterrichten, und dann dir Mittel und Wege anzeigen, wodurch du dich vom Druck der Armuth erretten könntest; oder man würde dich in Schutz nehmen gegen deine unversöhnlichen Verfolger; oder dein Freund, Tröster, Rathgeber sein; oder deinen Verdiensten Gerechtigkeit widerfahren lassen gegen die Bosheit des Neides; oder deine Ehre vertheidigen, wenn Lästerzungen sie in deiner Abwesenheit besudeln. Nun denn, spricht Christus, so liebe denn auch deinen Nächsten, wie du dich selbst liebst; gehe hin, und handle ebenso gegen Andere. Alles nun, was du willst, daß dir die Leute thun sollen, das thue ihnen. (Matth. 7, 12.)

Dies ist die Erklärung jener vielen Menschen zweifelhaften Nächstenliebe, mit Jesu eigenen Worten.

Es ist darunter also keineswegs bloß eine gewisse Duldsamkeit gegen andere Menschen überhaupt verstanden, oder eine oberflächliche Wohlgewogenheit, gemäß derselben wir ihnen gern alles Gute gönnen, aber mit einem Achselzucken des Mitleides zusehen, wenn sie in Noth sind. — Dies ist keine Liebe, dies keine Empfindung des Menschenherzens, sondern todte Gleichgültigkeit. Mit solcher Liebe könnte auch der kalte Stein lieben.

Und doch, wenn wir berechtigt sind, aus dem Betragen der Menschen auf ihr Inneres zu schließen, ist bei den meisten kein besserer Begriff von jener Tugend vorhanden, die Christus seinen Bekennern empfiehlt. Wie gleichgültig sieht einer des Andern Noth! — Zwar wenn ein Blutender am Wege läge, Barmherzigkeit würde er finden; aber wenn nicht das Aeußere sehr lebhaft auf die Empfindungen einwirkt, wo ist dann Theilnahme? Wie Mancher weiß von einer bedrängten Familie; aber er läßt's dabei bewenden, ohne genauere Nachricht über ihr Schicksal ein-

zuziehen, und wie es zu verbessern wäre! Wie Mancher ist Ohrenzeuge, wenn Leichtsinn oder Bosheit über Abwesende unglimpflich urtheilt; aber er versetzt sich nicht in die Lage, in den Wunsch des Verleumdeten, und nimmt sich desselben nicht mit Eifer an, der ihm doch, wenn er selbst hinterrücks verlästert würde, von Andern sehr wohl gefallen würde! — Nein, diese Gleichgültigkeit ist kein Christenthum; und das ist noch keine Liebe, wenn man Andere duldet, oder ihnen kein Leid zufügt.

Eben so wenig hat Jesus Christus unter der Liebe, die wir für unsere Nächsten haben sollen, die innigste Vertraulichkeit und Zuneigung verstanden. Wir selbst lieben uns ja nicht so sehr, daß wir wünschen sollten, alle Menschen sollen uns ihre Zärtlichkeit, ihr volles Vertrauen schenken. Da nun keiner in der Lage ist, eine so thörichte Forderung an die Welt zu machen, so sind wir folglich auch nicht dazu durch das Wort Liebe verpflichtet, dessen sich Christus in Betreff unserer Nächsten bedient. So wenig wir, als vernünftige Menschen, jemals vernünftig begehren könnten, daß ein Anderer zu unserm Vortheil sein Vermögen, seine Ehre, seine Gesundheit zu Grunde richten möchte: eben so wenig sind wir auch durch Jesu Lehre verpflichtet, das Gleiche zu thun. Denn als vernünftige Wesen sehen wir ein, daß Jeglicher auch für sich selbst erschaffen ist, und nicht bloß als ein brauchbares Mittel für Andere; daß Jeglicher auch Pflichten gegen sich selbst und seine ersten Angehörigen zu vollstrecken hat, und nicht allein Pflichten gegen Andere. Was ich also nicht wünschen kann, daß Andere für mich leisten möchten, das bin ich auch nicht verbunden, ihnen zu leisten, wenn ich sie in ähnlichen Zuständen sehe.

Liebe deinen Nächsten wie dich selbst! — Mehr fordert Jesus nicht, und es ist genug, um das Reich allgemeiner Glückseligkeit zu schaffen; genug, um den Himmel gleichsam auf die Erde niederzuziehen. — Er fordert, daß wir auch sogar unsere Feinde lieben sollen. Mit nichten gebot er uns damit, daß wir dem, der uns verderben möchte, alle Geheimnisse unsers Herzens offenbaren sollen, wie einem unserer geprüften Lieblinge: sondern wir sollen unserm eigenen Feinde so begegnen, wie wir wünschen würden, daß, wären wir in seinen, er in unsern Verhältnissen,

er uns begegnen möchte. Wenn wir in Noth gerathen, und er uns heimlich, selbst wider unsern Willen, Hilfe durch eine dritte und vierte Hand zukommen ließe: es würde uns beschämen, aber doch an ihm freuen. Gehe denn hin, Jünger und Jüngerin Jesu, beschäme und erfreue deinen Feind auf irgend eine ähnliche Weise eben so. Wenn wir verleumdet würden, schlechte Menschen nachtheilige Gerüchte über uns verbreiteten, und unser Gegner ohne unsere Aufforderung, ohne unser Zuthun, ohne dafür von uns irgend eine Gegengefälligkeit zu erwarten, sich männlich redlich unser annähme: wir würden erstaunen, er würde unsere Hochachtung erregen. So gehe denn hin, Jünger Jesu, und erfülle die Brust deines Feindes mit Erstaunen und Hochachtung auf diese oder ähnliche Weise. Laß ihm überall Gerechtigkeit widerfahren; thue für ihn, was dich rühren und freuen würde, wenn er es in gleichen Umständen für dich thäte. Das heißt, seine Feinde lieben, wie sich selbst.

Es hat Christen und christliche Sekten gegeben, welche diese Feindesliebe weiter ausdehnen wollten, als sich mit den Pflichten verträgt, die wir uns oder den Rechten Anderer schuldig sind. In solcher Uebertreibung fanden sie selbst jeden Streit um Wahrheit und Recht und Eigenthum sündlich; jeden Prozeß vor dem Richter zu führen für unerlaubt; jeden Vertheidigungskampf für das Vaterland verbrecherisch.

Wenn irgend ein Irrthum liebenswürdig geheißen werden könnte, verdiente dieser den Namen. Wahrlich, und wenn alle Menschen von ähnlichen Gesinnungen geleitet, von ähnlichen Empfindungen entflammt wären, die Menschheit hätte dann ihr verlornes Paradies wieder gefunden. — Doch nicht ist's also. Es entsteht Zwist theils durch Ungleichheit der Kenntnisse und Ansichten einer und derselben Sache, theils durch die Wuth thierischer Leidenschaften, die den rohen Menschen beherrschen. Dadurch wird die unvermeidliche Nothwendigkeit eingeführt, daß erfahrnen, unparteiischen Männern die Streitsache zur Beurtheilung vorgelegt wird; ihr richterlicher Spruch entscheidet; dadurch wird nothwendig, daß Obrigkeiten dastehen, welche Gewalt genug haben, unser Recht und Eigenthum gegen boshafte Eingriffe der Habsucht

zu beschirmen; dadurch wird nothwendig, daß da, wo kein obrigkeitlicher Spruch zu entscheiden vermögend ist, wie dies bei Völkern geschieht, die unabhängig von einander mit verschiedenen Gesetzen und Obrigkeiten dastehen, jedes sein Recht gegen gewaltthätige Angriffe mit Gewaltmitteln vertheidige. Denn wo keine Rechte gelten, ist keine Tugend, kein Leben mehr gültig.

So tritt der Krieger in die Schlacht. Er sieht den Feind sich gegenüber, und streitet gegen ihn für Freiheit, Recht und Eigenthum seines Vaterlandes. Er erfüllt eine heilige Pflicht. Er sucht den Feind seiner Ruhe und Sicherheit für die Zukunft gefahrlos zu machen; ihn durch Entkräftung und Vernichtung seiner Machtmittel zu lähmen, durch Schrecken in Ehrfurcht zu halten. Aber mitten im Kampfe fühlt der christliche Krieger noch Liebe; er übt Gnade gegen den Entwaffneten, Barmherzigkeit gegen den Ueberwundenen, Mitleiden gegen den Gefangenen. Er vollbringt zu seinem Besten Alles, was er, wäre er in des Unglücklichen Lage, aus Liebe für sich vernünftig vom Sieger begehren würde.

So sitzt, mit Liebe zum Verbrecher, der Richter zu Gericht; er ehrt im Missethäter noch immer den Menschen, dessen Schandthaten er haßt. Seine Pflicht ist es, die Schuld zu untersuchen, den friedlichen Bürger des Landes gegen die Bosheit eines verwilderten Menschen zu sichern, durch die Bestrafung desselben Andere vor ähnlichen Vergehungen zurückzuschrecken. Aber weiter zu gehen, erlaubt ihm die ächte Menschenliebe nicht. Er quält den Strafwürdigen nicht mit unnützen Martern, die nichts zur Sicherheit des Landes beitragen können; er behandelt ihn nicht mit fruchtloser Grausamkeit, sondern so, wie er selbst, wäre er in der Stelle des Missethäters, wünschen würde, bei seiner Schuld und zum Besten allgemeiner Ordnung und Sicherheit behandelt zu werden.

Und hell ist mir geworden, nicht nur, wer eigentlich mein Nächster sei, sondern auch, welches die Liebe sei, die Jesus von meinem Herzen für ihn fordert. Ich erkenne nun, es ist nicht mehr begehrt, als ein Menschenherz zu leisten vermag; es steht in allem Einklang mit meinen Rechten, mit den heiligsten Pflichten gegen mich selbst. Und warum sollte ich dieser Tugend mich

entziehen? Sie ist nicht schwer, sie macht den Menschen erst menschlich, und das große Geschlecht der Sterblichen erst zu einer einzigen Familie, deren Vater, deren Haupt Du bist, o höchste Güte!

Mit jener heiligen, weltbeglückenden Liebe hast Du, o mein Heiland, mein göttliches Vorbild, mein Jesus, die Menschen alle, als Deine Brüder, geliebt. Wie? könnte ich die hassen und verfolgen, die Dir theuer sind. — Sind Deine Thränen nicht um sie geflossen einst, wie um mich selbst? Trugst Du nicht die Dornenkrone Deines schmachvollen Erlösertodes für sie, wie meinetwillen? Hast Du nicht auf Golgatha zum Heil ihrer Seele gelitten und geblutet, wie für das Heil meiner eigenen Seele? Hast Du nicht um Gnade gefleht für Deine Feinde, wie für Deine Freunde? Ist's nicht Dein Wort, das durch unsere Herzen dringt: Wer den Bruder nicht liebet, den er siehet, der liebet mich auch nicht?

Ja, alle meine Miterschaffenen sind mir ehrwürdig und theuer, wie ich mir selbst bin, und wie mein eigenes Recht mir ehrwürdig ist. Weit entfernt, schadenfroh Anderer Glück zu hemmen, will ich, was meine schwache Kraft erlaubt, dasselbe ringsum befördern. Weit entfernt, mit kalter Gleichgültigkeit den Fremdling und sein Leiden zu betrachten, will ich bei mir selbst sprechen: auch er ist ein Mensch, ein Gotteskind, ist mein Bruder; ich will versuchen, ihm Liebes zu thun!

Es soll geschehen. Die Vorsehung führt mich oft in besondere Verhältnisse mit Menschen — ich werde von nun an ihnen aufrichtiger Weise begegnen. Ich werde meinen Obern mit Ehrfurcht begegnen, wie ich der öffentlichen Ordnung willen wünsche, sie selbst von meinen Untergebenen zu genießen. Ich will mich in die Stelle meiner Untergebenen denken, und sie so behandeln, wie ich an ihrem Platze wünschen würde, behandelt zu werden. — Ich will Andere messen mit dem Maßstabe, mit dem ich von ihnen gemessen zu werden begehre; ich will Andere lieben, wie mich selbst, und im Glück des Nächsten das meinige suchen.

Gott, heiliger Geist! daß doch dieser große Gedanke nie meinem Gedächtnisse entweiche! daß er mir unaufhörlich gegenwärtig

wäre, meine Gesinnungen und Thaten darnach zu ordnen! Gib mir Kraft, Vater im Himmel! Amen.

3.

Pflicht, durch gutes Beispiel zu wirken.

Matth. 15, 15. 16.

In Dir, mein Gott, in Dir nur will ich leben,
Nach Deiner Huld, nach Deinem Beifall streben;
Mein Wandel sei dem Greise, wie der Jugend,
Ein Bild der Tugend!

Und mag die Welt auch mich darum verhöhnen:
Dein Beifall wird mich mit dem Schmerz versöhnen:
Wer wagt's, wenn er nicht wagt, Dich zu bekennen,
Sich Dein zu nennen?

Man spricht von unsern verderbten Zeiten, klagt über den Verfall der guten Sitten, über die Abnahme der Religiosität, wenn man vielleicht hie und da von außerordentlichen Ausschweifungen, von begangenen groben Verbrechen hört. Allein es gibt noch einen andern, weit auffallendern Beweis der allgemeinen Verschlechterung, den man aber selten berühren mag, weil man mehr oder weniger dabei bekennen muß, leider keine Ausnahme zu machen. Und dieser Beweis besteht darin, daß die wenigsten Christen Muth genug haben, so gut und edel zu sein, als sie sein könnten, aus Furcht, sich vor den Leuten lächerlich zu machen. Schon das Sprichwort des gemeinen Lebens bestätigt es: Unter den Wölfen müsse man mitheulen.

Es ist — und Jeder lege die Hand forschend an sein Herz! — selten ein Mensch standhaft genug, dem Urtheil der Menge Trotz zu bieten, wenn es auf Ausübung richtiger Grundsätze ankommt, die aber dem großen Haufen zuwider sind. Man will lieber schlecht sein, als lächerlich, lieber den Tadel, als den Spott der Leute erdulden. — Zeugt dies nicht eben so sehr für die Schwachheit derer, die aus Furcht vor Andern sich reintugendhaft zu sein schämen, als für die Verschlimmerung der öffentlichen Denkart, die den edelsten Menschen wie einen Gecken oder Schwärmer verlacht?

Eine Gesellschaft von leichtsinnigen Wüstlingen umgibt dich; Jugend und Vermögen berechtigen dich, und laden dich ein, an ihren Unterhaltungen Theil zu nehmen. Bald widersteht dir ihr unsittlicher Ton, bald ihre Ausschweifung im Genuß und die Verletzung des Wohlanständigen. Aber hast du Entschlossenheit genug, deinen Abscheu laut zu bekennen, und ihres Gespöttes, ihres verhöhnenden Witzes Zielscheibe zu werden?

Oft warst du im Kreise von Bekannten und Unbekannten, wo das muntere Gespräch auch beurtheilend auf die Tugenden und Fehltritte des Menschen überging. Bald erhob die schadenfrohe Verleumdung ihr Haupt, und eines witzigen Einfalls willen ward der gute Name des Redlichen hingeschlachtet, oder die Unschuld einer Unbescholtenen verdächtigt. Du warst vielleicht von der Unwahrheit alles dessen überzeugt, was hier der lachende Mund der Bosheit sprach; aber hattest du Festigkeit des Sinnes genug, bei deinen bessern Ueberzeugungen zu verharren, die Ehre der Abwesenden jedesmal zu vertheidigen, und den Lästerern zu widersprechen? — Lege die Hand prüfend an dein Herz: wie oft stimmtest du gegen deine bessern Ueberzeugungen aus Gefälligkeit in den einmal angegebenen Ton ein; wie oft setztest du heilige Pflichten zurück, um den Ruhm der Höflichkeit nicht zu verspielen?

Von Kanzeln und Bühnen ertönt wohl noch das schöne Wort Vaterlandsliebe; aber wer geräth nicht leicht in Verlegenheit, aus Liebe zum Vaterlande einen ungewöhnlichen Schritt zu thun, ein ungemeines Opfer zu bringen, oder im gesellschaftlichen Leben zu edeln Handlungen für das Vaterland aufzumuntern? Keiner will, so gut und nützlich auch manche Unternehmung sei, der Erste dazu sein, oder das Beispiel geben. Man scheuet sich, bei den Leuten als ein Thor, oder Heuchler, oder ehrgeiziger Schwärmer, oder Tugendfantast zu gelten. Man will erst erwarten, ob Mehrere zu dem oder diesem die Hand bieten. Man will nicht allein stehen, und nennt das Bescheidenheit, was im Grunde nur Wirkung des furchtsamen Stolzes ist.

Nein, es ist keine ächte, christliche Bescheidenheit, sich des Guten zu schämen, zu welchem man Kraft und Neigung hätte; es ist keine Bescheidenheit, lieber an Thorheiten und verderblichen

Sachen Theil zu nehmen, als sich durch Weigerung auszuzeichnen. Es ist eine falsche Scham, es ist Verleugnung der Tugend, es ist Selbstentehrung. Du achtest die Meinungen irrender Sterblichen höher, als die Wahrheiten Jesu, deines göttlichen Lehrers; du ziehst das Gericht der Welt dem Gerichte Gottes vor; du willst zweien Herren dienen, und wirst an beiden zum Verräther.

Die wahre Bescheidenheit, welche den Christen schmückt, hütet sich, mit der Tugend Prunk zu treiben; aber sie opfert die Tugend nie dem Urtheil der Thoren auf. Die Bescheidenheit übt lieber das Gute im Stillen, wo es sein kann, aber verschmäht es nicht zu thun, wenn es öffentlich geschehen muß. Sie will keinen Ruhm für ihre Handlungen; daher hat sie auch Muth genug, sogar Verachtung und Spott dafür zu ertragen.

Der Nachfolger Jesu bekennt ihn öffentlich. Verdächtig ist mir der Freund, welcher sich zwar im Verborgenen mein nennt, aber öffentlich vor dem Umgang mit mir erröthet. Er ist nicht ganz mein Freund. Und so ist der kein Christ, ist nicht ganz Christi, der schüchtern genug ist, ihn in seinen Reden und Thaten vor der Welt zu verläugnen. „Nur wer mich bekennt vor den Menschen," sprach Jesus zu seinen Jüngern, als er sie zum Hinaustritt in die Welt vorbereitete, „den will ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater; wer mich aber verläugnet vor den Menschen, den will ich auch verläugnen vor meinem himmlischen Vater." (Matth. 11, 32. 33.)

Dies öffentliche Rechthandeln zu aller Zeit, in allen Umständen des Lebens, ohne Rücksicht auf das Urtheil, oder auf das spöttische Lächeln des gemeinen Haufens, ist sehr verschieden von jener Art zu denken, die aus pharisäischem Stolz entspringt.

Auch der Pharisäer thut öffentlich das Gute, aber er thut es nicht aus reinem Pflichtgefühl, sondern aus Selbstsucht. Der Heuchler möchte nur besser scheinen, als er ist. Er prangt mit seiner Tugend, die nicht in seinem Herzen wohnt. Er redet die Wahrheit, aber nicht sowohl aus Liebe, als aus Haß. Er theilt Wohlthaten an Bedürftige aus, aber nicht aus Barmherzigkeit, sondern um Beifall und Achtung zu erwerben. Er nimmt sich

gern mit einigem Geräusch öffentlicher Anstalten an, befördert, was gut und gemeinnützig ist, um die Gunst der Großen oder die Augen des Volkes auf sich zu lenken. Er will nicht die Tugend; er will Lohn, will Ehre, will höhere Aemter oder ausgebreitetern Einfluß. Er, der öffentlich Menschenliebe predigt, arbeitet im Stillen am Sturze seines Nebenbuhlers; er, der öffentlich gegen Sittenlosigkeit eifert, befriedigt im Dunkeln seine Wollust und Rache: er, der in der Kirche, oder im Schauspiel, beim Lesen eines Buches, oder bei Anhörung einer rührenden Begebenheit, Thränen des Mitleids und der Wehmuth weint, verzeiht es sich, wenn er durch schlaue Umtriebe Wittwen und Waisen um ihr Eigenthum bringt, anvertrautes Gut verwahrloset, oder hartherzig eine arme Familie in Verzweiflung stürzt, die nicht nach seinem Willen lebt.

Erhabener ist Jesu und seines Nachfolgers Sinn! Er will die Tugend, nicht den Schein; die That, nicht den Ruhm. Er übt die Pflicht, auch wenn die Welt ihr das Verdammungsurtheil spricht. Er geht den Weg der Gerechtigkeit, auch wenn derselbe zum Trübsal führt. So ging Jesus Christus muthvoll den Weg zum Kreuze!

Nicht nur soll der tugendhafte und weise Mensch, wie man ihn auch beurtheilen möge, seine Pflichten vollstrecken im Verborgenen, wie vor den Augen der Menschen; sondern mehr noch, als das, er soll mit Freudigkeit die Gelegenheit ergreifen, wo er durch sein Beispiel vortheilhaft auf Andere wirken, und sie zu edelmüthigen Gesinnungen und Thaten ermuntern kann.

Lasset — so befiehlt der göttliche Stifter unsers Glaubens — lasset euer Licht leuchten vor den Leuten, daß sie eure guten Werke sehen und euern Vater im Himmel preisen. (Matth. 5, 16.)

Wir wollen suchen, durch unser Beispiel im Guten Andern Muth zu machen, ähnlich zu handeln. Dies ist um so mehr die Pflicht des rechtschaffenen Mannes in Tagen, wo es immer mehr Gewohnheit zu werden scheint, sich seiner Tugenden eben so, wie seiner Laster zu schämen; wo es für Verdienst gilt, als ein unerforschliches Räthsel dazustehen, und der Anstand erfor-

dert, von Keinem recht erkannt zu werden, wer und was man in der That sei. — Wo dieser Ton herrscht, ist es dem schlechtesten Menschen bequem, als ehrlicher Mann zu gelten; denn was unterscheidet noch Einen vom Andern? Wo diese Verschleierung der wahren Denkart zur feinen Sitte gehört, geht kunstvolles Heucheln über die Wahrheit, Schein über Wesen, Lebensart über Religiosität und Herzlichkeit. Da gleicht ein Mensch dem andern; alle sind mehr oder weniger Meister der Verstellung; alle sind mehr oder weniger Diener geheimer Selbstsucht.

Es ist Pflicht des Christen und Weisen, jene geschmeidige und unedle Nachgiebigkeit gegen den angenommenen Brauch zu vermeiden. Denn leicht wird der Mensch, was er anfangs nur aus Verstellung schien, und Gewohnheit verwandelt sich bald in eine zweite Natur.

Jene Pflicht wird aber dann noch dringender und feierlicher, wenn wir in Zeiten leben, wo das Laster sich mit schönen Benennungen schmückt, und ohne Scheu über die Straße wandelt. Stelle das Beispiel der gottgefälligen Tugend kühn dem Auge des Volkes dar, wenn es der freche Bösewicht wagen darf, öffentlich mit seiner Unsittlichkeit Prunk zu treiben. Erscheine als Mann von Wort und Treue, und begeisterte durch heldenmüthiges Beispiel, wo Andere mit Eiden tändeln, und Verrätherei für Klugheit ausgeben. Erscheine in deiner Unschuld und Sittenstrenge, wo die Zuchtlosigkeit Liebenswürdigkeit geheißen und der Ehebrecher entschuldigt werden soll. — Das Laster verführt, die Tugend begeistert durch Beispiel. Du wirst nicht lange allein stehen. Die Ehrfurcht der Edeln, die Scheu der Sünder wird dich umringen.

Es ist Pflicht des Weisen und Christen, durch seinen Wandel die Leuchte Anderer zu werden. Denn tausend vortreffliche Lehren rühren das Herz nicht so sehr, als das einzige Beispiel einer gerechten und schönen That. So leuchtete uns als Muster der Welterlöser voran; er wäre nicht der Heiland des menschlichen Geschlechts geworden, hätte er nicht mit Muth den Welterlösertod am Kreuze gewählt; er hätte nicht seine Jünger zu gleicher Entschlossenheit beseelt; nicht sie, nicht die Märtirer der ersten

Kirche wären so freudig für sein Wort in Schmach und Tod gegangen. Die Hölle hätte triumphirt, das Heidenthum gesiegt; die ewige Wahrheit wäre mit dem Munde gestorben, der sie zuerst gepredigt hatte.

Lasset euer Licht leuchten vor den Leuten, daß sie eure guten Werke sehen! ruft Jesus Christus, welcher that, was er sprach. Diese Aufforderung zum christlichen Heldenmuth ergeht an den Hohen, wie an den Niedrigen, an den Jüngling, wie an den Greis. Wir sollen also auch mit Absicht das Gute, was wir üben, öffentlich üben.

Zwar liegt in dieser Aufforderung kein Wink, daß wir uns mit unsern Handlungen geflissentlich hervordrängen sollen, um damit aufzufallen und recht bemerkt zu werden. Nein, wir wissen, daß kein Beispiel weniger auf Herzen wirkt, als dasjenige, welches gegeben wird, um als Beispiel zu gelten. Dergleichen mühsam hervorgesuchte Gelegenheiten, sich von seiner guten Seite zu zeigen, vernichten den bessern Eindruck, indem sie selten ohne Verdacht geheimer Eitelkeit bleiben. Nicht die bloße That soll nachgeahmt werden, sondern die Gesinnung, in welcher sie geschieht.

Aber auch ohne ängstlich auf Anlässe zu sinnen, in welchen man irgend ein schönes Beispiel geben könnte, finden sich durch Gottes Veranlassung Stunden genug, in denen du in deinem Werthe und deinen bessern Ueberzeugungen gemäß erscheinen kannst. Gib das Beispiel der Gelassenheit, wenn dich Nachlässigkeit oder Bosheit Anderer zum Zorn reizen will. Gib das Beispiel der Großmuth, wenn sich Gelegenheiten darbieten, deinen Feind zu demüthigen. Gib das Beispiel der Treue, wenn Andere sich geschmeidig nach den Umständen richten, und mit Achselzucken ihre Eide brechen. Gib das Beispiel edler Standhaftigkeit, wenn die Verführung sich schmeichelnd an dich wagt, deine Tugend zu erschüttern. Gib das Beispiel ruhiger Ergebung in Gott, wenn dein Wohlstand zertrümmert, wenn deine Lieblinge sterben, deine Freunde dir den Rücken zuwenden, weil dich das Glück verläßt.

Nie mangelt es dem Menschen im gesellschaftlichen Leben an

Gelegenheit, als ein rechtschaffenes Wesen aufzutreten. Habe nur den Christenmuth, in Wort und That, einsam und öffentlich, Christ zu sein, und du hast das Beispiel gegeben.

Es ist die Verpflichtung dazu aber besonders um so größer, wenn wir in der bürgerlichen Gesellschaft eine solche Stellung einnehmen, wo nothwendig die Blicke mehrerer Personen auf uns gerichtet sind. Wahrlich, so ist die Verantwortung des Vaters größer, als seines Kindes; mehr wird von der Obrigkeit gefordert, als vom Unterthan; mehr vom Wohlhabenden, als vom Armen; mehr vom Gebildeten, als vom Unwissenden. Je ausgedehnter der Kreis deines Wirkens ist, je mächtiger ist das schöne Beispiel deiner Tugend, je verführerischer das Beispiel deiner Laster. Du lebst und wirkest nicht für dich allein; deine Tugend verklärt, dein Laster verfinstert um dich her die Welt.

Das Beispiel des Guten ist dann um so einnehmender, wenn es von Personen in solchen Handlungen gegeben wird, die für ihren Stand, für ihr Alter am schwersten zu sein scheinen. Daher zeigte Christus seinen Jüngern auf die arme Wittwe hin, welche bescheiden zum Gotteskasten trat, ihr vielleicht mühsam erspartes Scherflein darzubringen.

Wenn der kraftlose Greis die Thorheiten der Jugend flieht; wenn der Bedürftige die Verschwendung meidet; wenn der von Natur Sanftmüthige nicht hartherzig ist, oder die Ausbrüche des Zorns nicht kennt — wer wird hierin Beispiele der Tugend sehen, oder sie bewundern können?

Aber der Jüngling, ausgerüstet mit der Kraft und dem Ungestüm seiner Jahre, wenn er die Thaten des Leichtsinns haßt; wenn er mit Ekel die Lockungen der Wollust zurückweiset, wenn er sich den strengen Gesetzen der Arbeit und Ordnung freudig unterzieht, während er gegen den Reiz der Zerstreuungen nicht unempfindlich ist — er erregt mit Recht der Menschen Bewunderung und den Trieb der Nacheiferung in seinen Altersgenossen.

Darum strebe Jeglicher, das Beispiel in denjenigen Tugenden zu geben, welche die Welt von ihm am wenigsten erwartet. Der Krieger trete hinaus ins Schlachtfeld, wohin ihn Pflicht für Thron und Vaterland ruft. Da gebe er das glänzende Muster

der Menschlichkeit! Er schone des Wehrlosen; schütze den Bedrängten gegen Grausamkeit seiner rohern Gefährten; rette das Eigenthum der Bedrohten gegen Raubsucht, und vertheidige die Unschuld gegen die Angriffe thierischer Wuth.

Es gebe der Hohe, den Ruhm, Gewalt und Glanz umringen, das Beispiel edler Bescheidenheit. Er ziehe das Bewußtsein, welches ihm sein Herz in Erfüllung der Pflicht gibt, den Schmeicheleien niedriger Selbstsucht vor. Er ehre auch im Geringsten seiner Untergebenen den Menschen, den Bruder.

Es gebe der, welcher von Gott mit vorzüglichen Anlagen des Geistes ausgerüstet ward, der den Ruhm einer höhern Bildung oder vorzüglicher Gelehrsamkeit gewonnen, das edle Beispiel der Ehrfurcht gegen die Religion und deren Uebungen. Auf ihn blickt die rohere Menge; er leite sie durch seinen Vorgang zur Achtung gegen das Heilige und gegen die ehrwürdigen Einrichtungen, welche zur sittlichen und religiösen Belehrung des Volkes gestiftet wurden.

Es gebe der Vorsteher des Volkes, der obrigkeitliche Beamte das Beispiel schweigenden Gehorsams gegen das Gesetz; er meide den Schein, selbst da für sich Ausnahmen zu machen, wo er sie machen könnte. Er ehre den guten Bürger; richte nicht nach dem Ansehen der Person; hasse nicht aus Parteigroll; begünstige nicht eigene Blutsverwandten, und erhebe sie zu Aemtern, während er den Verdienstvollen zurücksetzt, der ihm vielleicht nicht schmeichelte.

Es gebe der Begüterte das Beispiel weiser Sitteneinfalt, der Reiche das Bild der Demuth. Er ziehe dem Ruhm einer schwelgerischen Tafel die Ehre vor, Retter des sinkenden Wohlstandes einer Familie zu sein. Er verachte die Pracht köstlichen Geräthes, um vielleicht in den Hütten der Armuth einem Kranken das Sterbebett weicher und den Todeskampf leichter zu machen. Er hülle sich und die Seinigen in minder köstliche Gewänder, um die Lumpen des Bedürftigen in erwärmende Kleider zu verwandeln. Er verschmähe das Glück der Spieltische, um verwaiseten Kindern ein Leben voller Glück zu bereiten.

Es gebe der Bürger geringerer Stände das Beispiel zarter

Denkart, welche das Unedle und Rohe niedriger Beluſtigungen in Saufgelagen und Schwelgereien verabſcheut, und den Freuden des gemeinen Pöbels die Belehrung ſeines Geiſtes vorzieht. Er adle ſeinen Stand durch Redlichkeit im Gewerbe, Ordnung im Hausweſen, Sittſamkeit und beſcheidenen Anſtand im äußerlichen Betragen. Unter ſeinem Dache ertöne nie eine gehäſſige Bemerkung des verächtlichen Handwerks- und Brodneides. Zufrieden durch ſeinen Stand, ohne Stolz und Trotz, erhebe er ſich durch Biederſinn und Einſicht zu den Beſſern des Volks.

Es gebe der Lehrer der Religion Jeſu das erhabene Beiſpiel der Duldung gegen fremde Glaubensgenoſſen; er haſſe nur das Laſter am Menſchen, nicht den Glauben, und am ſtrengſten richte er immer die eigenen Fehler.

Das heißt im Geiſte des Weltheilandes handeln, ſein Licht leuchten laſſen vor den Leuten, und durch die ſiegende Macht des Beiſpiels Andere zur Chriſtentugend entflammen.

Und ſo das Reich Gottes auf Erden verbreiten zu helfen, werde auch mein Ziel! Ach, wie weit war ich bisher davon entfernt; wie oft machte auch mich der herrſchende Weltton in meinen beſten Vorſätzen wankend; wie oft gerieth auch ich ſchon in Verlegenheit, wenn es darauf ankam, durch löbliches Beiſpiel vorzuleuchten; wie oft erröthete ich, ſo rechtſchaffen und fromm zu ſein, als ich gern geweſen wäre, hätte ich nicht den Spott der gewöhnlichen Menſchen gefürchtet!

Nein, fortan ſei es anders. Ich will meinen Jeſus und ſeine Nachfolger nicht ferner verläugnen; ich will Dich bekennen vor den Menſchen, göttlicher Erretter meiner Seele, wie Du mich vor Deinem Vater bekennen wirſt. Für wen lebe ich denn auf Erden? Bloß dieſen ſinnlichen Menſchen zu gefallen? Nein, mein Gott, auch Deiner Liebe vor allen Andern würdig zu ſein; nicht für den flüchtigen Traum einiger Jahre, ſondern für dieſe Ewigkeit.

Möge denn der Spötter lächeln, wenn ich die gewöhnliche Straße verlaſſe! — möge mich der Menſch verkennen, der keine andere Welt kennt, als den engen Kreis ſeiner irdiſchen Verhältniſſe — ich will den Muth zur Tugend haben, und Andern ein

wohlthätiges Beispiel in Allem werden, was mir selbst vielleicht am schwersten wird.

O wohl mir, wenn ich erblicke, wie ich ohne mein Wissen auf die Besserung Anderer Einfluß hatte; wenn ich durch das Beispiel meines Betragens Unbekannte zur Umarmung der Tugend, zur Erwählung des ewigen Heils begeistere! Ich kann es, warum sollte ich es nicht wollen? — Ich will es, was hindert mich, es zu können?

4.

Ueber die Sucht der Menschen, andere Menschen zu verkleinern.

Jer. 9, 23. 24.

Beglücken, Herr, und glücklich werden,
Ist unser Ruf, ist Aller Loos.
Nur darum, Gott, ist der auf Erden
Gering und arm, der reich und groß;
Der hat mehr Kraft, der mehr Verstand,
Denn jener braucht, was er erfand.

Wer hat mich Andern vorgezogen?
Wer wieder andre Menschen mir?
Du thust's, durch freie Huld bewogen,
Denn alles Gute kommt von Dir:
Ich gab Dir nichts zuvor, denn ich
Bin Alles, was ich bin, durch Dich.

Und ich, — ich sollte nicht bescheiden,
Ich stolz und übermüthig sein?
Ich den nicht achten, den beneiden:
Mich, weil er mehr empfing, nicht freu'n?
Als wär' ich (hätt' ich mehr als er)
Auch besser dann, auch seliger!

Hört man in Gesellschaft Einen über den Andern sprechen, man sollte meinen, Jeder wäre der Glücklichste, der Weiseste, der Geschickteste, der Vollkommenste jeder Art. Zwar Niemand wagt es, sich und seinen vortrefflichen Zustand selbst zu rühmen, weil man Eigenlob für etwas Unanständiges hält; aber dagegen merkt man wohl aus den Aeußerungen, aus jenen geringschätzigen Bemerkungen, die über den Verstand, über die Vermögensum-

ſtände, über die Lage dieſer oder jener Perſon oder ihre Unternehmungen gefällt werden, daß Jeder damit zu verſtehen geben will: meine Einſicht iſt bei weitem größer, mein Vermögen ſicherer, meine Lage vortheilhafter.

Aber eben diejenigen, welche an Andern Alles geringer finden, als bei ſich, und Alles beſſer verſtehen, beſſer können, beſſer haben, denn Andere, pflegen auch nicht ſelten, wenn man ſie näher kennen lernt, die Unzufriedenſten mit ſich ſelbſt zu ſein. Ihre Worte ſtimmen alſo nicht mit ihren innern Ueberzeugungen zuſammen, und ſie gleichen den Schauſpielern, welche oft einen höhern Stand vorſpiegeln, als ſie haben.

Dies Beſtreben, Andere neben ſich gering zu ſchätzen, während man doch mit ſeinem eigenen Zuſtand nicht gar zufrieden ſein kann, iſt ein ganz eigener und merkwürdiger Zug in der menſchlichen Gemüthsart. Denn wenn wir erkennen, daß wir nicht ſo kenntnißvoll ſind, als Andere: warum rühmen wir ſie nicht? Oder wenn wir vermuthen, daß Andere in beſſern Umſtänden ſind, als wir: warum verkleinern wir ſie? Was iſt überhaupt der wahre Grund davon, daß wir weit eilfertiger ſind zum Tadeln und Ausſetzen, als zum Loben?

Man muß nicht glauben, daß die Bereitwilligkeit der Menſchen, ihre Nebenmenſchen zu verkleinern, immer aus wirklichem Haß oder Groll entſpringe. Denn man weiß auch von Perſonen, die gar nicht Urſache haben, einander zu befeinden, oder die einander nur kaum kennen, oder die wohl gar als gute Freunde gelten wollen, daß ſie der Luſt nicht widerſtehen können, das Lob, was man etwa Dieſem oder Jenem zollen möchte, durch irgend eine hinzugefügte Bemerkung zu beſchränken.

Eben ſo wenig muß man glauben, daß immer Neid gegen die Vollkommenheiten Anderer im Hintergrunde liege, was zur Verkleinerungsſucht antreibt. Denn es iſt nichts Ungewöhnliches, daß Leute, welche durchaus keine Urſache haben, Andere zu beneiden, ſie dennoch gern tadeln, und das Ruhmwürdige an ihnen ſchmälern.

Oft geſchieht es nur aus leerem Uebermuth und wunderlicher Laune, ohne eigentlich damit eine böſe Abſicht zu verbinden.

Ein anderes Mal geschieht es aus Langeweile, um sich und die Gesellschaft auf eine anziehende Weise zu unterhalten. Zuweilen nur aus bloßer Gefälligkeit für anwesende Personen, denen man sich entweder wichtig machen, oder irgend eine Artigkeit sagen möchte. Ich würde wenigstens nicht sogleich von Jedem, der ein Wort spricht, das den Ruhm Anderer beschränkt, urtheilen, es geschehe aus hämischer Bosheit, aus verläumderischen Absichten. Ja, ich finde den Fehler der Verkleinerungssucht gar oft bei Personen, die mir durch ihre Frömmigkeit, durch ihre menschenfreundliche Denkart sonst sehr achtungswürdig sein können.

Wenn ich den Quellen dieses nur allzugemeinen Fehlers nachforsche, durch den manches edle Gemüth befleckt wird, scheint es mir, sie liegen in dem angebornen Triebe des Menschen nach Vollkommenheit. Aber dieser an sich herrliche Trieb nimmt oft eine falsche Richtung, und verleitet zu sonderbaren Selbsttäuschungen der Seele. Dann werden wir, ohne es zu bemerken, leicht verführt, die gute Meinung von unsern Eigenschaften zu verwechseln mit den Vorzügen, die wir besitzen möchten, so daß wir, statt nach der innern Vollkommenheit selbst zu ringen, noch begieriger sind, in Andern den Glauben zu erwecken, daß wir sie schon besitzen. Und wenn wir uns selbst wegen desjenigen, was wir sind oder haben, eben nicht besonders hochachten können, scheint uns eine Entschädigung dafür in der Achtung Anderer zu liegen, die sie gegen uns äußern.

Weil wir nun aber nicht immer Kräfte genug in uns fühlen, uns zu jenem Grad von Vollkommenheit zu erheben, den wir wohl zu besitzen wünschen, demungeachtet aber die gute Meinung von Andern nicht einbüßen möchten: werden wir geneigt, das günstige Urtheil der Welt gegen Vollkommenere zu schmälern. Kann man sich nicht erhöhen, so kann man doch Andere etwas erniedrigen, und auf diese Weise, wenigstens bei den Leichtgläubigen, ihnen gleich stehen. Es gewährt Vielen eine angenehme Empfindung, an den Eigenschaften oder glücklichen Verhältnissen Anderer etwas auszusetzen, indem man sich, wiewohl es Selbsttäuschung der Einbildungskraft sein mag, dabei behaglich fühlt im Angedenken des eigenen Zustandes. Man verkleinert die hohe

Meinung von der Fülle und dem Wohlstande, in welchem der Nachbar lebt, durch allerlei Bedenklichkeiten, um nur sich selbst und Andern zu sagen: meine Lage ist zwar nicht so glänzend, aber dafür desto sicherer. Man verkleinert die ruhmvollen Unternehmungen des Dritten, indem man Zweifel gegen die Reinheit seiner Absichten erregt, um sich und Andern zu verstehen zu geben: ich würde wohl in seinen Verhältnissen dasselbe geleistet haben, oder könnte in den meinigen nicht weniger leisten, wenn ich so eitel, so ehrgeizig wäre. Man verkleinert das günstige Vorurtheil von dem Verstande, den Einsichten und Geschicklichkeiten des Dritten, indem man beiläufig auf einzelne Fehltritte aufmerksam macht, die er that, und deren Fehlerhaftigkeit freilich erst aus den Folgen sichtbar werden konnte, um dadurch sich und Andere zu überzeugen: wer die Fehler der Andern so gründlich zu beurtheilen weiß, kann unmöglich denselben an Einsichten nachstehen.

Aber indem wir uns auf diese Art, einer angenehmen Empfindung willen, gern selbst betrügen mögen, begehen wir, ohne es vielleicht zu denken, eine grobe Verrätherei an uns selbst. Denn durch diese verkleinernden Urtheile, welche wir über Andere ausfällen und in Umlauf setzen möchten, bringen wir denjenigen, der auch nur einige Menschenkenntniß besitzt, zum gerechten Verdacht, daß wir eben an denjenigen Stellen sehr schwach sein müssen, von welchen wir bei Andern die Schwächen aufdecken möchten. Ja, wir verrathen durch unser Betadeln und Bezweifeln, daß wir in der That die Vorzüge des Getadelten heimlich anerkennen; daß es uns schwer wird, dieselben zu erreichen; daß wir begierig wären ihm gleich zu stehen; daß, weil wir uns nicht zu ihm erhöhen können, wir ihn gern zu uns herab erniedrigen möchten. Denn es ist gewiß, und Jeder weiß aus der Erfahrung in seinem Innern: wenn man mit seiner Lage wahrhaft zufrieden ist, gibt man sich keine Mühe, die Meinung von der guten Lage eines Andern herabzusetzen. Der gesunde Mann findet keine Ursache, gegen die Gesundheit Anderer Zweifel zu erheben, während der Kränkliche hingegen, als wäre es ein Trost für ihn, gern Kränklichkeiten oder Anlagen dazu bei Andern vermuthet, und sich viel

darum bekümmert. Ein reicher Fürst gibt sich nicht damit ab, geflissentlich die Meinung von den Vermögensumständen eines seiner Unterthanen zu verringern, denn er sieht dabei für sich keinen Gewinn; wohl aber mag er ungern der Lobredner vom Reichthum anderer Fürsten sein.

Somit ist also die in unsern Gesellschaften nur allzufleißig geübte Verkleinerungssucht, auch wenn sie nicht aus boshaften Nebenabsichten getrieben wurde, eine wirkliche Unklugheit. Denn statt die Blößen Anderer zu enthüllen, enthüllen wir dem Scharfblicke des Beobachters unsere eigenen allein. Und wir müssen nie vermuthen, daß man so sehr geneigt sein werde, unsern verkleinernden Urtheilen Glauben zu schenken, als man überall begierig darauf sein wird, zu erfahren, warum wir die Vorzüge Anderer so geringschätzig machen wollen. Prüfe dich nur selbst, und halte dich überzeugt: so wie du gewöhnlich von den Urtheilen Anderer denkst, so denken Andere auch über diejenigen Urtheile, welche du fällst. Willst du erfahren, wo es diesem oder jenem Mitbürger im Geheimen gebricht: gehe hin, und höre, welche Arten von Gebrechen er bei Andern am liebsten zu bemerken pflegt. Ein Lahmer sieht unter tausend Menschen einem einzelnen Hinkenden am ersten und am längsten nach.

Doch nicht Unklugheit allein ist die Verkleinerungssucht — sie führt unvermerkt zu weit bedeutendern Uebeln, als zur bloßen Verrätherei unserer eigenen Schwächen. Sie ist der erste Schritt zur Ruhmredigkeit, ja sie selbst ist schon eine versteckte Ruhmredigkeit, ein Lobpreisen unserer Vorzüge vor Andern, wir mögen nun solche wirklich besitzen oder nur zu besitzen scheinen. Wer dem, was an irgend Jemand gepriesen werden mag, nicht gern Gerechtigkeit widerfahren lassen will; oder wer, wenn es sich nicht geradezu wegläugnen läßt, doch durch verdächtigende Nebenblicke es sehr beschränkt, und das Lob, was er auf der einen Seite gibt, auf der andern wieder raubt, sagt damit: Es ist an dem Gepriesenen nichts Besonderes. Jeder könnte in dessen Lage noch mehr leisten und sein, als er. Ich besitze zum Beispiel Vorzüge, die Jener noch lange nicht hat. Ich bin nicht minder preiswürdig, wie Jener oder Jene, die ihr so hoch erhebt.

Mag sich der Verkleinerungssüchtige anfangs, wenn sich sein Fehler zu entwickeln beginnt, noch so schlau zu verstellen wissen: bald werden seine Mienen, seine Blicke das sagen, was sich seine Lippen noch bescheiden weigern, auszusprechen. Sie werden ruhmredig, sobald ihm kein Glaube gegeben werden sollte. Er wird sich deutlicher erklären, sobald die Achtung dessen steigt, den er selbst herabgesetzt hatte. Und trifft es sich, daß er unglücklicherweise des Gepriesenen Nebenbuhler sein möchte, so verwandelt sich der Verdruß über dessen Vorzüge in Neid, die Verkleinerungssucht in wirkliche Verleumdung, das heißt, in Vergrößerungssucht der Mängel und Schwächen des verhaßten Gegenstandes, oder in Erdichtung von Gebrechen desselben.

Es gibt wenige Laster, die von der Menschheit so allgemein mit Abscheu belegt werden, als Verleumdung und Neid; sie führen zur tiefsten Niederträchtigkeit hinab, und erregen, wo man ihre Spuren wahrnimmt, Ekel in edeln und unedeln Gemüthern. Und dahin führt zuletzt die Neigung, Anderer Vorzüge etwas zu verkleinern. Wer sich in Gesellschaften gern erlaubt, den Werth Anderer, oder doch das günstige Urtheil darüber, herabzusetzen, hat die volle Anlage zum Verleumder, auch wenn er dazu gegenwärtig nicht die geringste Neigung in sich verspürte, und von Natur gefällig, sanftmüthig und duldsam wäre. Die Verhältnisse des Menschen ändern oft, und man wird leicht unter andern Umständen ein Anderer. Rühme dich nicht, daß du bis jetzt noch von jenen traurigen Lastern frei bliebest; aber frage dich: warst du auch immer von der Begierde ganz frei, an Andern gerühmte Eigenschaften zu verringern? Und wenn du dich des Fehlers hin und wieder schuldig weißt, so untersuche, ob du nicht auch schon, wenn gleich nur vorübergehende, Anwandlungen von Neid hattest, oder ein Gelüst, die Fehler und Schwächen irgend einer Person zu vergrößern.

Lächerlicher, aber zuweilen nicht minder schrecklich in den Folgen, als die boshafte Verleumdung, ist ein Laster anderer Art, welches sich gern der versteckten Ruhmredigkeit zuzugesellen pflegt. Es ist dies der Stolz, das heißt, die überspannte Meinung, welche der Mensch von seinen eigenen Vorzügen hat; eine Meinung,

welche er noch weniger durch Worte, als durch Geberden und Handlungen an den Tag legt.

Der Stolz ist so mannigfaltig, als die Denkart der Menschen selbst, und hat so viele Abstufungen, als jedes andere Laster. Aber in dem Hange, die geschätzten Eigenschaften der Mitmenschen zu verkleinern, liegt der Keim zur übertriebenen Hochschätzung seines eigenen Werthes. Erziehung und Umstände thun das Uebrige, theils welchen Grad der Stolz erreicht, theils welche Art des Hochmuths die herrschende werden kann.

Daher erblicken wir zum Beispiel unter jungen Leuten, welche noch in der Blüthezeit ihrer Kraft wandeln, den Stolz auf äußere Schönheit am gemeinsten. Selten werden sie den Vorzügen Anderer ihres Geschlechts mit vollem Herzen Gerechtigkeit gewähren, und lieber das Mangelhafte daran aufsuchen, und ihre Augen daran weiden, als das Gepriesene bewundern. Hier ist, auch wenn der Gedanke nicht zum Worte wird, Verkleinerungssucht; hier entfaltet sich, so unschuldig es auch anfangs sein mag, der Hang zur Eitelkeit. Was die Natur nicht gab, sucht man durch Kunst zu ersetzen, und die einzelnen Schönheiten des Körpers durch gefälligen Schmuck zu erheben und bemerkbar zu machen.

Aber die Jugendzeit ist flüchtig; das Feuer des Auges erlischt bald unter den Thränen und Sorgen späterer Tage; andere Leidenschaften bemächtigen sich des Gemüthes, und wer nicht mehr durch äußere Schönheit gefallen kann, will durch seinen Geist oder durch seinen Rang in der bürgerlichen Gesellschaft, oder durch den Umfang seines Vermögens glänzen. Der Fehler bleibt derselbe; er nimmt nur andere Farben an. Die jugendliche Gefallsucht und Eitelkeit, welche in spätern Jahren Gefahr läuft, Gelächter zu erregen, verwandelt sich in absprechenden Eigendünkel, in Rangstolz und Geldstolz.

Wie uns jede Tugend der Gottheit näher rückt, macht uns jedes Laster mit der Thierheit verwandter. Wie das Thier nie seinen Blick zum Himmel hebt, sondern unter sich gesenkt, nur auf die Erde heftet, so auch der Stolz. Er denkt nicht an den, der höher steht, als er; er betrachtet nur diejenigen, welche tiefer sind, oder nicht zu haben scheinen, in dessen Besitz er zu stehen

vermeint. Was ist der reiche Bauer neben dem reichen Städter, und dieser neben dem Fürsten? Was ist der Bürger von angeblich vornehmer Familie, die seinen Hochmuth nährt, neben dem Edelmann, der adelstolz auf ihn verächtlich herabschaut; und was ist dieser neben dem Gewaltigen, der Krone und Scepter trägt?

Man nennt den Stolz gewöhnlich eine Thorheit, und das ist er; denn was mag lächerlicher sein, als der Mensch, der sich etwas Großes mit Dingen meint, die ihm nicht selbst zugehören, die in der Todesstunde wie Staub von ihm fallen, die er vielleicht schon in der nächsten Stunde wieder einbüßen kann, und in denen er von Tausenden, die mit ihm leben, übertroffen wird? Aber der Stolz ist mehr, als Thorheit; er ist ein Seele und Körper vergiftendes Laster, und so gefährlich, wie jedes andere. Er äußert sich zwar nicht in Handlungen, sondern in den Einbildungen, welche der Mensch von seinen vermeinten Vorzügen hat. Je übermäßiger diese Einbildungen, je übermäßiger der Stolz.

Nun aber ist jede überspannte Einbildung vom Werth oder Unwerth der Dinge eine Art Wahnsinn, besonders wenn solche Einbildung zur bleibenden Denkart wird, nach der wir unsere Handlungen vornehmen. Ein Mensch, von ihr befangen, muß daher fast immer mit falschem Maßstab messen und verkehrt urtheilen, sobald sein Stolz berührt wird. Er handelt dann wie ein Berauschter, welcher die Dinge anders ansieht, als sie wirklich sind.

Weil nun das Laster des Stolzes vorzüglich die Einbildungskraft des Menschen angreift, müssen wir uns nicht wundern, wenn dieselbe zuletzt dadurch mehr oder weniger zerrüttet wird. Daher sind stolze Menschen gewöhnlich am fähigsten, wahnsinnig zu werden, und in den Irrenhäusern die größere Zahl der Verrückten von ungemessenem Hochmuth beseelt, mitten in ihrem bejammernswürdigen Elende.

Doch hinweg den Blick von diesen schauerlichen Verirrungen des Menschen! Und dahin kann doch zuletzt das Gefallen führen, welches man an Geringschätzung und Verkleinerung des Guten bei Andern empfindet.

Statt die Vorzüge seiner Brüder zu schmälern, erkennt sie

der Christ willig an, und freut sich ihrer, wenn sie wahre Vorzüge sind. Gern gönnt er den Andern größere Kenntnisse, größere Kunstfertigkeiten und Einsichten — denn so wollte es Gott, daß ungleich die Gaben ausgetheilt sein sollten, damit Einer dem Andern desto nützlicher und unentbehrlicher werde. Ich gelte darum bei mir und bei Gott nicht weniger.

Gern will ich Diesem oder Jenem seine vorzüglichere Schönheit gelten lassen — sie ist Gottes Werk. Ich will mich derselben freuen, ohne Beimischung von Mißgunst. Denn wie bald ist nicht diese Rose verblüht! Wie bald ist jenes schwarze Haar eisgrau, jene blühende Wange bleich, jene schlanke Gestalt von den Gebrechen des Alters gekrümmt!

Gern will ich dem, der größeres Vermögen und Eigenthum hat, als ich, diesen Vorzug zugestehen, ohne ihn durch ein Aber oder Wenn zu schmälern, — er freue sich dessen; bin doch auch ich bei einem mäßigern Besitze des Lebens froh. Nicht das Gut draußen, sondern das Gut im Herzen macht glücklich. Warum sollte ich ihm beneiden, was ihm nicht gehört? Es ist geliehenes Gut; im Tode bleibt ihm nicht das Gewand, welches ihn deckt.

Gern will ich die Verdienste dessen anerkennen, der zum Besten der Welt oder seiner Mitbürger etwas Gemeinnütziges unternimmt. Warum sollte ich seine Absichten dabei verdächtigen, da ich das Innere seines Gemüthes und sein Verhältniß nicht kenne, in dem er zu Gott steht? Warum sollte ich seine Achtung bei den Menschen schmälern, da, wenn auch nicht ich, doch meine Kinder oder Enkel künftig an den Wohlthaten Theil nehmen können, die er stiftete?

Gern will ich den, der von edlerer Geburt zu sein meint, als ich, die kleine Freude ungetrübt genießen zu lassen, wenn er Freude daran haben kann, sich eines vermeinten Vorzugs zu rühmen, an dessen Dasein er den allergeringsten Theil hatte. Welcher Sterbliche ist denn vor Gott edel oder unedel geboren? Daß aber in der bürgerlichen Gesellschaft mancherlei kleine Unterschiede der Stände bestehen, ist für die Ordnung des Ganzen nothwendig; sie würde ohne dies zerfallen. Warum sollte ich durch verkleinernde Urtheile das zerstören helfen, was wohlthätige Absichten für gegenwärtige Lebensverhältnisse gestiftet haben?

Es gibt nur Eins hienieden, was ich an mir achtungswürdig nennen darf; nur Eins, was allen Menschen Achtung abzwingt: dies ist die Tugend, dies ist die Erkenntniß Gottes, das heilige Wandeln vor Gott. Darum spricht die heilige Schrift: „So redet der Herr: ein Weiser rühme sich nicht seiner Weisheit; ein Starker rühme sich nicht seiner Stärke; ein Reicher rühme sich nicht seines Reichthums; sondern wer sich rühmen will, der rühme sich deß, daß er mich wisse, und kenne, daß ich der Herr bin, der Barmherzigkeit, Recht und Gerechtigkeit übt auf Erden: denn solches gefällt mir, spricht der Herr." (Jer. 9, 23. 24.)

Und Dein Wohlgefallen, Herr, Allweiser, Allbeherrscher, sei das Ziel meiner Gedanken und Handlungen. Wenn ich nur vor Dir ohne Vorwurf und mit Heiterkeit erscheinen darf, o Du Allesprüfender, Allessehender, dann mag ich es wohl ertragen, ob ich den Augen der Sterblichen werther oder unwerther bin durch Kenntniß, Leibesschönheit, Reichthum, Rang und Würden. Denn ich athme, ich lebe nur für Dich, o mein Schöpfer, das heißt, für meine höchste Seligkeit, in Deinem Weltall.

Diesen Geist will ich bewahren — es ist der Jesusgeist! Ich will mich aufmerksamer beobachten, und verhüten, daß ich nie in den Fehler sinke, das Gute, was ich an meinem Nebenmenschen bemerke, durch mein Urtheil geringschätziger zu machen. Was Achtung verdient, will ich gern achten, denn dadurch ermuntere ich auch Andere zu edler Nacheiferung. So stifte ich durch ein Wort oft in manchem Herzen Gutes, ohne es selbst zu wissen, und verbreite, o Gott, Dein Reich, welches das Reich der Liebe und Seligkeit ist. Amen.

5.

Anerkennung fremder Verdienste.

Phil. 2, 29. 30.

Wer eitler Ehre gern entbehret,
Und Edles selbst an Feinden gern
Erkennt, der ehrt sich selbst, der ehret
Der Niedrigkeit und Hoheit Herrn.
Wohl, wohl ihm, denn Bescheidenheit
Ist aller Stände Herrlichkeit.

Sie schmückt das Alter, gibt der Jugend
Erst Liebenswürdigkeit und Werth,
Gibt Glanz, gibt Hoheit jeder Tugend,
Die eiteln Schimmer gern entbehrt.
Denn Demuth und Bescheidenheit
Ist aller Edeln Feierkleid.

Gib, Herr, zu allen Deinen Gaben
Auch diese: Laß, vom Stolze rein,
Uns Alles brauchen, was wir haben,
Uns durch einander zu erfreu'n.
Das Ehrenwürd'ge sei geehrt,
Und nicht durch Neides Kunst zerstört.

Es scheint beinahe, als gäbe es für gewisse Menschen keine schwerere Tugend zu erfüllen, als die, das Gute und Löbliche, was Andere an sich haben oder thun, mit gebührender Achtung anzuerkennen. Wir finden in Gesellschaften bei Weitem die Meisten geneigt, von ihren Lebensgenossen das Nachtheilige zu erzählen. Unter Vielen denkt kaum Einer edel genug, den Schleier über die getadelten Fehler des Abwesenden zu werfen, und sein Rühmliches hervorzuziehen. Mancher gibt sich mit vermeinter Klugheit wohl das Ansehen des Unparteiischen, zollt dem Verdienstlichen sein Lob; doch vergißt er selten, hintennach sein zerstörendes Wenn und Aber anzuhängen, wodurch er den Ruhm wieder größtentheils zurücknimmt, den er vorher gegeben.

Leute, die schon im übeln Rufe stehen, pflegen endlich noch weit seltener die Tadelsucht zu beschäftigen, als diejenigen, welche unter ihren Mitbürgern einige Achtung genießen. Von den Lasterhaften spricht Jeder mit Widerwillen und Ekel, oder mit bedauerndem Achselzucken — desto lieber unterhält man sich von den

Mängeln solcher Personen, die schon ein gewisses Lob errungen haben. Und je allgemeiner ein Mann geachtet ist, je emsiger scheint man bemüht, das Gute, was er besitzt, in den Augen Anderer zu verkleinern. Man sollte fast glauben, es sei Jedem, eine große Freude, nur unter schlechten und verächtlichen Personen zu leben, daß man so eifrig ist, auch das Verdienstvolle und Glänzende zu verdunkeln.

Es ist auffallend, daß man rechtschaffenen Leuten gewöhnlich erst dann Recht widerfahren läßt, wenn sie todt sind; daß man ihre Verdienste ohne kränkende Schmälerungen ehrt, wenn sie gegen unser Lob unempfindlich sind. Woher dies? Prüfe dich selbst! Bist du von dieser unedeln Neigung, das Gute an Andern zu verkleinern, frei? Hast du nicht, wenn Jemand einen deiner Bekannten pries, Reiz gefühlt, den Lobredner eines Bessern zu belehren, seine Bewunderung herabzustimmen, und die Fehler des Gepriesenen bemerkbar zu machen?

Wenn wir die Geschichten des Alterthums lesen, wie sehr betrübt es uns, zu erfahren, wie man fast zu allen Zeiten die Wohlthäter des menschlichen Geschlechts, so lange sie am Leben waren, verachtete, verkleinerte, sogar mißhandelte und verfolgte! Wir nennen diese kleinherzigen Tadler, diese blinden Verfolger noch heute mit schimpflichen Namen. Unser Inneres empört sich, wenn wir vernehmen, wie man denen, welchen nach dem Tode Ehrensäulen und Denkmäler errichtet wurden, im Leben oft kaum Nahrung und Obdach gab!

Und sind wir besser, als jene Unterdrücker fremden Ruhms? Handeln wir nicht noch, wie sie? — Und woher rührt dieser Hang, das Verdienst Anderer zu verkleinern?

Bei Vielen ist es in der That nichts als die Wirkung eines unreinen, boshaften Gemüthes, welches alles Bessere haßt und lästert, was ihm selbst fehlt. Es ist der Neid in unverhüllter Schändlichkeit! — Wir erkennen ihn leicht. Er empört sich gegen das Gute, was man von ihm nicht sagen kann. Er nimmt, um seiner Wirkung sicher zu sein, alle Gestalten an. Bald ergießt er sich leidenschaftlich in giftigen Anmerkungen; bald macht er den scherzenden, muthwilligen Spötter, welcher nur durch lustige

Einfälle unterhalten zu wollen scheint; bald spielt er die Rolle eines aufrichtigen Verehrers fremder Verdienste, und beklagt nur in mitleidigem Tone, daß so viel Gutes durch schlechte Eigenschaften oder auch nur durch Schwächen verfinstert wird; bald redet er die Sprache des Scheinbar-Unparteiischen, und wirft Zweifel auf, die Mancher für begründet hält, weil Niemand sogleich gegenwärtig ist, der sie lösen könnte.

Doch nicht immer ist es die zur Natur gewordene Lästersucht und der Neid, welcher fremdes Verdienst mit Begierde in den Schlamm der Verworfenheit herabzuziehen sucht, in welchem die Denkart des Mißgünstigen lebt — zuweilen ist es nur gekränkte Eitelkeit, welche die gehässige Rolle des Neidischen spielt. Viele zürnen nur deswegen dem Lobe, was einem Andern gezollt wird, weil sie fürchten, man lasse dagegen ihnen selbst keine Gerechtigkeit geschehen. Es entsteht in ihnen die Versuchung, sich ebenfalls geltend zu machen. Sie möchten zu verstehen geben, daß das, was an Andern so laut gepriesen worden, keineswegs so selten sei, und in ihnen ebenfalls zu finden wäre. Ihr beleidigtes Selbstgefühl ist weniger mit dem Gepriesenen, als mit den Lobrednern unzufrieden. O wie nahe ist diese Einbildung auf eigenen Werth mit dem Neid selbst verwandt!

Zuweilen hindert auch nur Furcht vor Mißbrauch, in das Lob fremden Verdienstes einzustimmen. Man verkennt zwar die rühmlichen Eigenschaften des Andern gar nicht, aber möchte davon des Aufhebens nicht zu viel gemacht sehen, um zu verhüten, daß der Gelobte nicht in seiner Eitelkeit bestärkt werde, was ihn leicht zu übler Anwendung des öffentlichen Beifalls verleiten könnte. Man ehrt das Verdienst, aber weigert sich, die Person zu ehren, welche es trägt. Man kann den Gedanken nicht ertragen, daß die von Allen gepriesene und bewunderte Person über uns erhaben stehe, oder einen Einfluß bekomme, der unsern eigenen Absichten zuwider sein dürfte. So hält man sich für verpflichtet — und, o wie gern gibt der Mensch seinen eigennützigen, unlautern Handlungsweisen den Anschein des Pflichtmäßigen! — den Ruhm derer, die ihn verdient haben, zu schmälern.

Doch wer könnte alle die Larven nennen, in welche sich der

größere oder geringere Neid vermummt, um mit Anstand vor der Welt erscheinen zu können! Aber wie er sich auch verhülle, jederzeit wird er dem Blick des Beobachters kenntlich sein, und die Verachtung besserer Herzen ärnten. Wer fremdem Verdienst den Beifall schwächt, dessen es würdig ist, legt das offene Geständniß ab, daß er desselben nicht fähig sei, und bei seiner eigenen Kraftlosigkeit doch nicht einmal so viel Seelengröße habe, es gelten zu lassen. Jede Aeußerung der Mißgunst ist eine Selbstverrätherei, und der Beweis eigener Geringfügigkeit. Nur Personen, welche in sich das Bewußtsein von Werth tragen, haben den Muth, den Werth Anderer ohne Mißgunst anzusehen, und ohne Eifersucht die Vorzüge der Nebenmenschen zu bewundern.

Dies ist das Kennzeichen des wahren Weisen, dies ist der Edelsinn des Christen. In diesem Geist empfahl einst Paulus den Brüdern zu Philippi seinen Gehilfen Epaphroditus. Weit entfernt, die Verdienste desselben durch beschränkende Zusätze zu verkleinern; weit entfernt, die leiseste Mißgunst zu äußern, daß die Gemeinde zu Philippi so hohen Werth auf Gesundheit und Leben des treuen Epaphroditus gesetzt hatte: ward Paulus der lebhafteste Lobredner desselben, und nannte ihn seinen Mitstreiter und ihren Apostel. (Phil. 2, 25.)

Wer Andere ehrt, der hat die rechte Art ergriffen, sich selbst zu ehren. Wer über fremde Vorzüge seine eigenen vergißt, der zwingt die Welt, ihm eine Gerechtigkeit zu gewähren, die er sich selbst versagt. Bescheidenheit macht die Verdienste glänzender, welche wir wirklich besitzen, und entwaffnet selbst den Neid.

Nur der Arme beneidet oft den Begüterten; wann hat man gehört, daß der Wohlhabende dem Dürftigen seinen Mangel mißgönne? Der Häßliche beneidet wohl den Schönen; wann hat man gehört, daß der Schöne die Ungestaltheit des Krüppels beneide? So ist es immer der Gemeinere, welcher die Vorzüge des Bessern mit Scheelsucht beobachtet; so ist es nur der, welcher seinen eigenen Werth fühlt, der auch mit Zufriedenheit auf den Werth Anderer blickt, und es liebt, wenn die Welt denselben anerkennt.

Es ist bei der Mannigfaltigkeit, mit welcher die Gottheit ihre

Gaben auf Erden vertheilte, ohnedem unmöglich, daß jeder Mensch die gleichen Vorzüge und Eigenschaften besitze, wie der Andere. Um so weniger sollte es uns daher verdrießen, wenn ein Anderer in gewissen Dingen glänzt, wo wir in unsern Verhältnissen es nicht konnten. Aber Niemand ist auf Erden, der nicht irgend eine Fähigkeit oder Eigenschaft hätte, durch welche er sich auszuzeichnen im Stande wäre. Daher ist es an Jedem, seine Fähigkeiten zu untersuchen, und diejenigen zum Besten seiner Mitleidenden am meisten auszubilden, durch die er am wohlthätigsten wirksam werden kann.

Es ist möglich, daß ein Anderer dich an Reichthum und Pracht übertrifft — warum willst du ihn deswegen verkleinern? Dir ist es möglich, ihn durch weisere Anwendung deines kleinern Vermögens, ihn durch höhere Gemeinnützigkeit zu übertreffen: warum versuchst du es nicht? Sein Reichthum ist ein Spiel des Glücks; deine Gemeinnützigkeit würde eine Wirkung deiner Tugend sein. Wen würdest du höher achten, den wohlthätig wirkenden Mann bei geringern Gütern, oder den Selbstsüchtigen bei größern Einkünften? — Siehe, wie du, so beurtheilen dich deine Zeitgenossen.

Es ist möglich, daß ein Anderer dich in Gelehrsamkeit, in Kenntnissen übertrifft — warum willst du ihn deswegen beneiden, da dich mannigfaltige Umstände hinderten, mit ihm zu wetteifern? Aber wer hindert dich, in deiner Lage der Beste zu sein, und ihn in deinem von der Vorsehung beschiedenen Wirkungskreise durch Thätigkeit, Redlichkeit und nützlichen Eifer weit zu übertreffen.

Es ist möglich, daß eine Person mehr Schönheit, Witz und äußere Anmuth von Natur habe — warum willst du thörichter Weise hinwegläugnen, was Jeder sieht? Aber warum versäumst du, durch Gleichmuth, Bescheidenheit und Seelenschönheit dir das größere Verdienst zuzueignen, was bleibendern Werthes als die Farbe der Haut oder das Feuer des Auges ist? Warum entstellst du deine Seele noch mehr durch den Schmutz des Neides?

Es ist möglich, daß ein Anderer dich durch die Gunstbezeugungen übertrifft, welche ihm das Glück gewährt; daß ihm Verwandtschaften Ehrenstellen zuwerfen, die dir versagt bleiben, un-

geachteſt du fühlſt, daß du ſie würdiger bekleiden könnteſt, als Jener. Iſt denn die Ehrenſtelle, welche dich an ihm verdrießt, eine Folge ſeiner wahren Verdienſte? Iſt denn überhaupt das, was wir Glück zu nennen pflegen, immer ein Beweis der Würdigkeit deſſen, der es genießt? Handle ſo, daß du jedes Glückes werth wäreſt, und du wirſt denjenigen aufhören zu beneiden, der im Schooſe des Glückes mit dem Bewußtſein ſeines Unwerthes ſitzt, wenn er dich erblickt.

Wer fremdes Verdienſt willig achtet, bezeugt damit vor der Welt, daß er in ſeinem Gemüth einen Reichthum trägt, welcher ihn abhält, Andere zu beneiden. Wer nicht kleinlich bei jedem Lobſpruch, der Andern gegeben wird, zittert, es geſchehe auf ſeine eigenen Unkoſten, erregt Ehrfurcht für ſich. Es iſt ſchon verdienſtvoll, die Verdienſte Anderer zu ſchätzen. Dieſes beſcheidene Gerechtigkeitsgefühl erhebt den, der groß genug denkt, es zu haben, über den gemeinen Haufen engherziger, gebrechlicher, tugendarmer Menſchen empor.

Inzwiſchen iſt auch nicht zu läugnen, daß wir allerdings in Anerkennung fremder Vorzüge gewiſſe Grenzen zu beobachten haben, welche uns die Klugheit vorſchreibt.

So wie ein erzwungenes Lobkünſteln, durch welches wir uns ſelbſt gern einigen Werth erliſten möchten, lächerlich, oder ein unſern Lobeserhebungen angehängtes Aber verächtlich iſt: eben ſo wenig geziemt es uns, dasjenige, was in der That achtungswerth iſt, mit *übertriebenem Beifall* zu beehren. Denn wer irgend einem Gegenſtande unmäßige Bewunderung zollt, verräth dadurch entweder Mangel der Erfahrung, oder Beſchränktheit des Verſtandes; es iſt zu fürchten, daß künftig der gleiche Menſch, wenn ſeine Einſichten reifen, geneigt ſein wird, mit gleicher Ungerechtigkeit zu verwerfen, was er vorher ohne Einſchränkung vergöttert hatte.

Ohnedem iſt eine unmäßige Bewunderung einer achtungswürdigen Sache eher gefährlich, als vortheilhaft; gefährlich, weil das begeiſterungsvolle, grenzenloſe Lob die Galle des Neidiſchen am meiſten erweckt, und auch den Unparteiiſchen reizt, mit vorzüglicher Befliſſenheit etwanige Fehler aufzuſpüren, um ſich zu

rechtfertigen, wenn er nicht in die unbedingte Verehrung einstimmt. Nichts ist reizbarer in dem Menschen, als der Widerspruchsgeist; er wächst mit dem ihm dargebotenen Hohn. Und daher ist mancher guten Sache schon größerer Schaden durch die ungemessenen Lobeserhebungen ihrer Freunde, als durch den Tadel ihrer Feinde entstanden. Denn jeder Ueberspannung folgt früher oder später Erschlaffung.

Auch müssen wir allezeit in der Anerkennung fremden Verdienstes den Verdacht niedriger Schmeichelei von uns entfernt halten. Es sind ihrer Viele, die dem Verdienste Gerechtigkeit schenken, sobald sie nur hoffen können, Vortheil für sich dabei zu erobern. Es ist diesen Selbstsüchtigen nicht darum zu thun, eine Tugend zu ehren, sondern irgend eine kleine Beute zu machen. Sie sind es, die den Ehrenwerthen mit eben der Schamlosigkeit ins Gesicht loben, mit welcher sie sich vielleicht hinter seinem Rücken über ihn belustigen. Sie sind es, die eben so willig das „Hosianna" jauchzen, als einige Tage nachher, wenn ihre Absichten fehlgeschlagen, das „Kreuzige". Sie vergöttern den Tirannen, so lange er Macht hat, und tanzen, als feige, übermüthige Sklaven, auf seinem Leichnam.

Aber hinweg von diesen feilen Seelen, für die keine Tugend, kein Ruhm, kein Verdienstvolles auf Erden wohnt, sondern nur bald dies, bald jenes Ziel niedriger Habsucht, dem sie nachkriechen. Das Lob der Ehrlosen kann nicht ehren, ihr Tadel nicht herabwürdigen.

Ehre das Verdienst! Du kannst Werke der Pracht, der Schönheit bewundern; du kannst die Spiele des Glücks anstaunen; du kannst Gelehrsamkeit und Talente hochschätzen; du kannst die Gewalt der Fürsten groß nennen — aber die Ehre gebührt nur dem Verdienst, das heißt, der Willenskraft und Weisheit, welche jene Mittel zu wohlthätigen, menschenbeglückenden Zwecken benutzt.

Nur zu oft pflegt der leicht getäuschte Sterbliche das todte Werkzeug zu ehren, statt des Künstlers, und das, was Zufall und Natur verliehen, statt des Besitzers. Nur zu oft pflegt man den Menschen zu ehren, wo man seine Mittel meint. Aber auch

der Dieb kann Schlauheit haben, welche Staunen zu erregen im Stande ist: wer wird sie ihm zum Verdienst rechnen? Auch der Bösewicht kann sich durch glückliche Gewaltthätigkeit eine Macht anmaßen, vor der man zittert: aber wer wird seine kühne Ungerechtigkeit ein Verdienst heißen? Auch der Blödsinnige oder der Wucherer, oder der Taugenichts kann von Pracht und Reichthum umringt sein: welche Ehre verdient er deswegen? Auch der ehrsüchtige Schleicher kann durch Niederträchtigkeiten Ehrenstellen erringen: ist er darum unserer Hochachtung würdiger, als wenn er in wohlverdienter Niedrigkeit kröche?

Nein, Ehre nur dem wahren Verdienst! Und *jede* Tugend ist verdienstvoll; und nur die Tugend ist ehrwürdig. Alles Andere, was Glück und Menschengunst geben und nehmen können, kann die Hochachtung des Weisen und Christen nicht gewinnen, wenn es auch seine Bewunderung für einen Augenblick fesselt. Er trennt das Wesen vom Schein; er ehrt nicht das, was der Mensch *empfangen kann*, sondern was derselbe durch eigene Kraft *gewährt*, was er Gutes und Nützliches leistet.

Ehre dem wahren Verdienst — es wohne denn auch in Palästen oder unterm Strohdach; es gehöre unserm Freunde oder unserm Gegner. Weigere dich nie, es anzuerkennen — in der Würde deines Mitmenschen erkennst du deine eigene Würde an. Vor Mächtigen kriechen, vor Besitzern großer Talente oder Reichthümer Schmeicheleien sagen, das kann auch der Pöbel. Aber wahres Verdienst zu ehren, ist Niemand fähig, der nicht selbst ehrwürdig ist und Sinn für tugendvolle Kraft hat.

Diese Anerkennung geschehe, wie ohne Schmeichelei, auch muthig, ohne Menschenfurcht. Hilf dem unterdrückten Verdienst empor, nimm die Tugend und das edle Streben verkannter Menschen in Schutz, wo Neid, Haß, Verleumdungssucht und Verfolgung sich dagegen auflehnen. Dein Muth selbst ist Tugend und Wohlthat. Er erquickt und ermuntert nicht nur den Verkannten, nein, er schreckt auch die Lästerer, und bringt den Haufen feiger oder gedankenloser oder leichtsinniger Nachbeter zum Ernst des Nachdenkens zurück und zur Pflicht.

Wir sollen aber das Verdienst im Menschen öffentlich ehren,

nicht sowohl um dessen willen, der es besitzt, als vielmehr um derer willen, denen es fehlt. Denn wer mit großer Seele alle Hindernisse überwältigt, um etwas Nützliches zu begründen, bedarf deiner Anerkennung seines Verdienstes nicht, um sich darin zu bestärken; er verachtet selbst die Verfolgung des Selbstsüchtigen, und rechnet sie zu den gewöhnlichen Hindernissen, die der Gerechte zu bekämpfen hat. Wer mit Bescheidenheit im Stillen nach allen Kräften Gutes befördert, bedarf deiner Anerkennung seines Verdienstes nicht; seine Demuth war nicht ruhmdürstig, daher verhüllte er seine ruhmwürdigsten Handlungen vor den Augen der Welt. Wer mit seltener Klugheit gemeinnützige Werke vollführt, ohne Rücksicht auf eigenen Gewinn, bedarf deiner Anerkennung seines Verdienstes nicht; denn er will keinen Gewinn, als sein Selbstbewußtsein, und er weiß, wie wenig auf der Menschen gewöhnliches Tadeln oder Loben geachtet werden müsse.

Unsers Selbstes willen sollen wir verdienstvolle Menschen und Thaten ehren, und derer willen, die ihr alltägliches Leben in schlaffer Gemeinheit hintreiben, ohne sich zu einer wahren Tugend, zu einer menschenbeglückenden That zu erheben. Diese sollen durch verdientes Lob, welches wir dem Edeln und Guten geben, zur Nachahmung erweckt werden. Wir müssen das Gefühl herrschender durch die Welt machen: daß nur das Göttliche ehrwürdig, alles Andere Staub sei; daß nicht Tonnen Goldes, nicht Herrschaft über Königreiche, nicht Stand und Geburt, nicht Pracht, nicht Schönheit ehren und adeln, sondern ein großer, göttlicher, einfacher Sinn, ein thätiges Streben, immer fehlerreiner und tugendvoller, und in dem Lebenskreise, wohin uns Gottes Hand stellte, der Vortrefflichste und Wohlthuendste zu sein.

Solch ein Gefühl unter den Menschen herrschend zu machen, ist nur die Sache reiner Gemüther, die sich, o Gott, in Deiner Betrachtung veredelnd, Wohlgefallen an allem Edeln haben. Das Vergnügen, welches ich bei Anerkennung fremden Werthes empfinde, ist der sichere Maßstab meines eigenen Werthes: und der Widerwille, der mich beherrscht, dem Verdienst Anderer zu huldigen, ist das Kennzeichen meiner eigenen Schlechtigkeit.

O mein Gott, wohl war auch ich oft ungerecht gegen das

Verdienst mancher meiner Mitmenschen; wohl suchte auch ich oft durch Aufsuchung ihrer Mängel mich über die Vorzüge zu trösten, die ich nicht besaß. Schamvoll möchte ich mich vor Dir verbergen! O Vater, Vater! Nie überrasche mich solch eine niedrige Gesinnung wieder im Leben! Verleihe mir Kraft; heilig ist mein Wille! Amen.

6.

Der Unverträgliche.

Kol. 3, 13.

O, wie wird das Herz beschwert
Durch des Unmuths Leidenschaft!
Zanksucht, Zorn und Haß verzehrt
Nach und nach des Lebens Kraft;
Mindert unsre Zahl von Jahren;
Jede reine Freud' entflieht.
Herr, der auf mich Schwachen sieht,
Ach, Du wollest mich bewahren,
Daß ich ohne Murren, frei
Von Verdruß, nur Liebe sei.

Wer mir flucht, ihn will ich segnen,
Wie mein Heiland, Jesus, that;
Will dem nachsichtsvoll begegnen,
Der zum Streiten Neigung hat.
Möge mich Dein Geist beleben,
Daß ich, Vater, als Dein Kind,
Liebreich sei, wie Du, gesinnt!
Herr, Du wollst den Sinn mir geben,
Der bei Fehlern Nachsicht zeigt,
Und mit Sanftmuth spricht und schweigt.

Man muß erstaunen, welche Mühe sich die Menschen oft geben, um ihres Lebens so wenig als möglich froh zu werden; wie sie sich's gleichsam zur ersten Pflicht machen, eben so wohl Andern, als noch weit mehr sich selber, die wenigen Lebenstage zu verbittern, die ihnen die Gunst ihres Schöpfers auf Erden gestatten will.

Da gibt es vielerlei Personen, die, es mag geschehen was wolle, mit nichts zufrieden sind, und mit keinem Menschen auskommen können, so gut und nachgebend er auch gegen sie sei.

Immer haben sie Stoff zu tadeln, zu zanken, Vorwürfe zu machen, und sich über Andere zu beklagen. Immer schließen sie neue Freundschaften, und keine können sie lange haben. Nirgends gefällt es ihnen; aller Orten finden sie Anstoß; aller Orten etwas auszusetzen, bald an den Einrichtungen, bald an den Leuten, mit denen sie in Verhältnissen stehen müssen. Keiner macht es ihnen zu Dank.

Solche ungesellige und unverträgliche Leute können neben ihrer Untugend sehr liebenswürdige Eigenschaften haben, und daher auf den ersten Augenblick sehr für sich einnehmen, so lange man sie und ihre Unart nicht näher kennt. Auch pflegen sie an fremden Orten oder bei neuen Bekanntschaften ihr mürrisches und herrisches Wesen nicht leicht zu äußern. Sie sind höflich, nachsichtig, voller Aufmerksamkeit gegen Andere. Sie wünschen zu gefallen. Sie bemühen sich, Beifall zu gewinnen, theils weil sie sich einbilden, die neuen Bekanntschaften seien wirklich nach ihrem Geschmacke, seien Menschen nach ihrem Herzen; theils um Andern, mit denen sie im Unfrieden leben, zu zeigen, daß sie keineswegs von Natur ungesellig und unfreundlich sind, sondern erst durch Fehler der frühern Bekannten gezwungen worden sind, es zu werden. — Sobald aber die neue Bekanntschaft einige Wochen älter geworden sein mag, den Reiz der Neuheit verloren hat; sobald nähere Freundschaft einige Vertraulichkeit mehr gestattet: wendet der Unverträgliche die rauhe Seite auswärts, und wird auch der Alte wieder, ohne weitere Schonung. Er tadelt, macht Vorwürfe, wird rechthaberisch, möchte Alles nach seinem Kopfe haben, und endet damit, die Freundschaft wieder zu zerreißen, die er vorher so emsig gesucht hatte, und die Achtung, welche man für ihn empfand, trotzig zu verscherzen.

Diese seltsame Gemüthsart, welche die übrigen löblichen Eigenschaften einer Person, alle ihre vortrefflichen Anlagen und Kenntnisse, so glänzend dieselben auch oft sind, wieder verdunkelt, zuweilen ganz unbrauchbar macht, ist oft nur Frucht eben von dem Bewußtsein solcher Vorzüge, nur Wirkung von dem Stolz auf ihren Besitz. Mit einem kleinen Grad von innerer Bescheidenheit würde der Unverträgliche sich in den verträglichsten aller

Menſchen verwandeln. Aber dieſes Bewußtſein verleitet ihn, jeden Andern überſehen und durch ſein Urtheil verkleinern zu wollen. Er glaubt Alles richtiger einzuſehen, Alles beſſer zu wiſſen; jeder Widerſpruch beleidigt und reizt ihn, iſt für ihn ein Zweifel an ſeinem geſunden Verſtandesblick, ein Mißtrauen in ſeine Kenntniſſe und Erfahrungen. Er verwirft mit abſprechendem Tone, was nicht nach ſeinem Geſchmacke iſt; fällt über das Wichtige oder Unwichtige ein ſchneidendes Urtheil; will Recht behalten, ſelbſt mit Gefahr, daß er Andere kränkt. In ſeiner Leidenſchaft iſt ihm gleich, ob man ihn haſſe oder nicht; er meint über allen Andern zu ſtehen, ſich ſelber genug und unabhängig zu ſein. Wird er beleidigt, er erwiedert trotzig; wird er verhaßt oder auch in ſeinen guten Eigenſchaften verkannt — er tröſtet ſich mit ſeinem Bewußtſein; er iſt des Schmähens gewohnt. Ihm ſind alle diejenigen keiner Achtung werth, die ſich nicht gefallen laſſen, mit ihm übereinzuſtimmen.

Gewöhnlich wird der Grund zu ſolcher fehlerhaften Denkart ſchon in der erſten Erziehung gelegt, wenn Aeltern ein Kind verzärteln, ihm ſchmeicheln wegen ſeiner Naturgaben, ihm ſo viel als möglich den Willen laſſen. Dieſe blinde Liebe der Aeltern macht das Kind gebieteriſch, voll allzugroßen Vertrauens auf ſeine Vorzüge, und in der Richtung ſeines Willens eigenſinnig. Um Recht zu behalten, wird es Alles aufopfern, auch das Angenehmſte; es wird Alles, wenn auch mit Thränen, entbehren, nur nicht den Triumph, ſeinen Willen behauptet zu haben. — Dieſer Stolz auf ſich ſelbſt und die daraus entſpringende Neigung zum Allesbeſſerwiſſenwollen, zur Rechthaberei, zum Eigenſinn, kann aber eben ſo gut auch Wirkung vom Gegentheil in der Erziehungsart ſein. Man behandle nur ein Kind ſehr ſtrenge, hart und oft ungerecht: überzeugt von der Ungerechtigkeit und Kurzſichtigkeit ſeiner Erzieher, wird es ſchweigend dulden; dennoch bei ſeinem Sinne bleiben; ſich gewöhnen, Mißtrauen in Verſtand und Herz Anderer zu ſetzen, ſeine Ueberzeugungen für die allein richtigen zu halten, und ſie bei reiferm und unabhängigerm Alter mit gleicher Härte geltend machen, wie ihm einſt geſchah. — Auch Leute, die in ihrer Jugend verſäumt, arm und

im Druck lebten, aber sich durch eigene Kraft zu einem gewissen Ansehen hinaufschwangen, können leicht, weil sie im Vertrauen auf ihre Kraft und ihren Werth zu weit gehen, zu dem rechthaberischen Stolz verleitet und zur Unverträglichkeit geneigt werden.

Immer ist damit eine schiefe Ansicht der Welt verbunden; nicht nur in der Rücksicht, daß der Mensch sich einbildet, man müsse ihm, wegen seiner übrigen Vortrefflichkeiten, im Umgange manche Nachlässigkeit, manche Launen, manche Härte des Ausdrucks, manches Aufbrausen zu gut halten; sondern auch, daß er glaubt, alle Menschen müßten von seinen Grundsätzen, als den allein richtigen, ausgehen; die Dinge des Lebens nach seiner Weise anschauen; und wären, so oft sie von ihm abweichen, Verirrte, Unwissende, Thoren, am Verstande beschränkte oder im Herzen verdorbene, verächtliche Wesen.

Der Grund zu einer unverträglichen Gemüthsart kann jedoch auch sehr häufig in einer körperlichen krankhaften Stimmung liegen. Ein reizbares, heftiges Temperament, rege Galle, bringt gern zu trüben Ansichten des Lebens, zum Mißfallen an dem, was uns umgibt, zum Verdruß beim leisesten Widerspruch, zum Aerger über Kleinigkeiten, zum Auffahrem im Zorn, zu harten Urtheilen. Da ist Nichts recht, Alles fehlerhaft, lästig und beleidigend. Da ist dem Mißvergnügten gleichsam nicht wohl, bis er einen Gegenstand gefunden hat, den er als die Ursache seiner Aergerlichkeiten ansehen, und als solchen mißhandeln kann. Nur wenn er in ganz neuen Verhältnissen sich gewissermaßen selbst vergißt, und der dadurch lebhaft erweckte Geist Meister wird über den Einfluß des kränklichen Körpers: erscheint er heiterer, liebenswürdiger und sich selber nicht mehr ähnlich.

Indessen ist das Uebel der Urverträglichkeit leichter zu heilen, wenn sein erster Ursprung in der Beschaffenheit des Körpers, als wenn er einer falschen Richtung und Gewöhnung des Gemüths liegt. Die durch einen krankhaften Leib bewirkte Neigung, sich leicht und über Geringfügigkeiten zu ärgern, kann und wird meistens gehoben durch Zerstreuung, Bewegung, Luftveränderung, durch den Wechsel des Lebensalters selbst, so wie durch die unglaubliche Macht des Geistes über den Körper. Denn sind wir

einmal gewiß, daß unser Hang zum Verdruß, Tadeln, Zürnen und Zanken nur eine Wirkung unserer Kränklichkeit sei: so ist es dem Willen des Geistes leicht, zwar nicht eine heitere, fröhliche, zufriedene Stimmung herbeizurufen, aber doch alle unlieblichen Ausdrücke einer mürrischen Laune zu verhüten. Sein eigener, edler Stolz sagt es ihm: willst du Sklave oder Herr eines gebrechlichen, empfindlichen Körpers sein? Sein eigenes Gefühl warnt ihn, im Unglück über Alles behutsamer zu sein, und der ärgerlichen Stimmung nicht zu viel Raum und Glauben zu geben.

Weit schwieriger ist es allezeit, einen kranken Geist zu heilen, als einen kränklichen Leib. Jener behält, wenn er nur ernstlich will, unter allen Umständen eine gewisse Herrschaft über diesen. Er soll sie haben. Aber der kranke, fehlerhafte Geist, welcher sich selber heilen soll, ist so elend, daß er seine eigene Krankheit nicht für Krankheit erkennen, und noch weniger sie heilen will. Dann entspringen aus einem Uebel allmälig andere. Jede Fehlerhaftigkeit des Gemüths ist ein um sich fressender Krebsschaden desselben.

Wer sich es einmal zur Gewohnheit gemacht hat, überall der Rechthaber zu sein; Alles zu verwerfen, was nicht nach seinem Sinn ist; jeden Widerspruch, der ihm gemacht wird, übel zu nehmen; sich um Kleinigkeiten sogleich mit Bekannten und Freunden zu überwerfen; mit Einrichtungen, die gegen seine Meinung sind, oder mit Grundsätzen und Handlungsarten, die von den seinigen abweichen, laute Unzufriedenheit zu äußern, der bleibt wahrlich dabei nicht stehen. Je weniger die Welt auf ihn hört, je bitterer, je hämischer endlich wird er im Urtheilen über die Welt; es setzt sich Menschenhaß und Menschenverachtung im Allgemeinen bei ihm an.

Je mehr er sich und den Werth seiner Einsichten verkannt glaubt, je mißtrauischer und argwöhnischer wird er. Je öfter er Gelegenheit hat, zu bemerken, daß Andere beliebter sind, als er, daß Andere mehr vorgezogen und begünstigt werden, ungeachtet sie doch weit weniger Würdigkeit haben mögen, als er: um so leichter wird er die Qual der Mißgunst und des Neides empfinden, um so leichter sich ein böses Wort zu viel verzeihen, auch wohl eine wissentliche Verkleinerung und Verleumdung des

Glücklichern. Eine Sünde bietet der andern die Hand, und er wird abwechselnd Beute und Opfer von allen.

Einen Tollen aber erwürget wohl der Zorn, und den Albernen tödtet der Eifer (Hiob 5, 2.), sprach Eliphas von Theman zu Hiob, als er in seiner Ungeduld über Alles klagte, was ihn umringte. Das gleiche Wort gilt dem unverträglichen Zänker, dem nie etwas recht ist, und der seinen unzufriedenen Launen freien Zügel läßt, um sich Alles und Allen sich selbst verhaßt zu machen. Er, mit Allen in Zwietracht, immer in Verdrießlichkeiten, oft durch seine Unklugheit in Verlegenheiten empfindlicher Art, beständig im Wahn, verkannt oder nicht nach Verdienst geschätzt zu sein — verzehrt sich selbst in Verdruß, Sorge und Kummer; schwächt mit Zorn und heimlichem Aerger seine Gesundheit, und bereitet sich, ohne es zu wollen, selbstmörderisch ein allzufrühes Grab, oder ein sieches, plagevolles, mühseliges Alter. Ihn tödtet sein alberner Eifer. — Er kann unmöglich Freunde haben, weil er ohne Duldung und Schonung ist. Der Thor, er versteht nicht zu lieben, und begehrt doch die Liebe, welche gegen ihn sänftmüthig, zart, schonend und nachsichtsvoll sein soll. Er, der sich selbst und in albernem Trotze alle seine Bekannten, und sogar die verkennt, welche es aufrichtig gut mit ihm meinen, glaubt sich doch von Jedermann verkannt, und grämt sich im Stillen darum. Er, der sich in Niemand fügen will, verlangt doch, nach seinem Willen solle sich Jeder fügen. — Er, der bei einiger Nachgiebigkeit und Milde, die ihm an Andern doch so wohl gefällt, das angenehmste, genußvollste Leben führen könnte, zerreißt seine eigenen Freuden, verwundet sich durch seine Thorheit, durch seinen Eigensinn unaufhörlich selbst, wie ein Wahnsinniger, und klagt hintennach kindisch über der Menschen Tücke, Dummheit, Engherzigkeit und boshaftes Wesen. — Er selbst, weil er es, kleiner Ursachen willen, mit den besten Freunden verdirbt, seine Untergebenen mit Sticheleien oder gar mit Scheltworten abstößt, Vorgesetzten mit trotziger Trockenheit oder mit dem kränkenden Ton des Besserwissens, des Gernvorschreibens begegnet — er selbst durch sein unverträgliches Wesen bezeugt, daß er bei allen übrigen löblichen Eigenschaften

zu mancherlei Verhältnissen untauglich sei, wo es einen richtigen, leidenschaftlosen Ton und Blick erfordert, ein Passen zur Welt, in der man nicht zanken, sondern Gutes stiften soll. Er selbst hat es sich zuzuschreiben, wenn man ihn zurücksetzt, und Andere, auch bei minderer anderwärtiger Geschicklichkeit, vorzieht; ihn zurücksetzt, nicht weil man wegen seiner beleidigenden Art Rache an ihm nehmen will, sondern weil er durch seine Denkart unbrauchbar ist. Gewandtheit, kluge Schonung, Verträglichkeit mit Amtsgenossen, Nachbarn und solchen Leuten, mit denen man beisammen leben muß, ersetzt sehr oft reichlich den Abgang mancher andern Fähigkeiten. Denn im gesellschaftlichen und bürgerlichen Leben hängt bei weitem das Meiste weit weniger von der Kunst der Einsicht, als von der Kunst der Ausübung ab. — So verdirbt der Unverträgliche durch seine böse Laune oder üble Gewöhnung also selbst das Gute, was ihm die Natur verliehen, oder sein Fleiß erworben hat. Er versteht vielleicht Alles, aber nicht die Art, nützlich und wirksam zu sein. Er verstößt sich selbst aus der Gesellschaft; bleibt mit seinen Fähigkeiten unbenutzt; und so viel er sich auch auf diese einbildet, muß er doch mit Verdruß wahrnehmen, daß man seiner sehr gut entbehren könne.

Vorzüglich zu beklagen ist der Unverträgliche aber in seinem häuslichen Leben. Da, wo unter dem heimathlichen Obdach der Weise, der wahrhafte Christ sein stilles Paradies und unter allen Lebensstürmen seinen freundlichen Ruheort findet, hat er sich seine Hölle bereitet. Denn sein Ton gegen Andere wird der Ton der Andern gegen ihn. Wie er an Andern Alles betadelt, findet man wieder an ihm Alles linkisch und unrecht. Wie er von jedem geringen Versehen großes Aufsehen macht, erwiedert man ihm das Gleiche. So kommt er nie zur Ruhe und dauerhaften Heiterkeit, weil er mit seiner Art zu sein Andere keine Freude ungetrübt genießen läßt.

Wohl Mancher erkennt sich in diesem traurigen Bilde, und hat längst schon erkannt, daß vielerlei Ungemach seiner Tage die Folge eines mürrischen, zänkischen, Alles übel deutenden, heimlich stolzen und herrschbegierigen Wesens war. Es mag sein, daß er oft Recht hatte in seinen Meinungen und Urtheilen; aber er

hatte Unrecht in seiner daraus folgenden Handlungsart. Es fehlte ihm nicht an Einsicht der Dinge, aber an der Klugheit, sich auf die beste und zweckmäßigste Weise zu betragen. Es fehlte ihm die Grundlage zu allem Guten, jene stille, feste, religiöse Denkart gegen Gott und Menschen, von welcher nur der allein, der am meisten und dauerhaftesten Gutes wirkte, Jesus Christus, das reinste Vorbild ist. Es fehlte ihm jener religiöse, große Sinn, welchen die heilige Schrift jedem Eingeweihten des Jesus-Glaubens empfiehlt, indem sie spricht: So ziehet an, als die Auserwählten Gottes, Heiligen und Geliebten, herzliches Erbarmen, Freundlichkeit, Demuth, Sanftmuth, Geduld, und vertrage Einer den Andern, und vergebet euch unter einander, so Jemand Klage hat wider den Andern; gleichwie Christus euch vergeben hat, also auch ihr. Ueber Alles aber ziehet an die Liebe, die da ist das Band der Vollkommenheit. (Kol. 3, 12 — 14.)

So wollen wir uns nun selber prüfen, woher unser Uebel stamme. Ist unsere finstere, unverträgliche Gemüthsart nur eine Wirkung kränklicher Umstände, so soll Sorge um die zerrüttete Gesundheit unsere allerdringendste Pflicht sein. Denn diese Empfindlichkeit, diese Neigung zum Verdruß und Auffahren, diese Sucht, Alles von der schlimmen Seite zu nehmen, dies unfriedliche Gefallen, sich durch harte Worte und Zänkereien gleichsam von der Bürde heimlichen Unmuthes zu entladen, kann Vorbote einer das Leben zerstörenden Krankheit sein. Es ist Pflicht, einen verständigen Arzt mit dieser unnatürlichen Reizbarkeit und leicht verstimmten Laune bekannt zu machen, und sein Urtheil zu hören. Oft weigert man sich, diesen Schritt zu thun, weil man sich nicht für erkrankt, sondern die Menschen um sich her für schlecht hält. Aber dies ist schon selbst ein höherer Grad der Krankheit, in dem sie sich selber nicht mehr empfindet, ob sie gleich noch nicht durch andere äußerliche Zeichen am Körper sichtbar geworden. Man hat dergleichen Zufälle oft bei Personen vorhergehen sehen, die nachher ein schweres Siechthum zu überstehen hatten; so stellte sich nach einer überstandenen, gefährlichen Krankheit die ganze Heiterkeit und Verträglichkeit des ehemaligen Sinnes wieder her, und

der Genesende, vorher mürrisch und zänkisch, nun freundlich und gütig mit Allen, schien ein ganz neuer Mensch geworden.

Spürtest du aber schon seit vielen Jahren und aus alten Vorwürfen deiner Jugendfreunde und Bekannten, daß eine gewisse Unzufriedenheit, auflodernde Heftigkeit, ein streitsüchtiges, unverträgliches Wesen in deiner Gemüths- und Denkart sei; — fühltest du schon längst, daß es ein geheimer Stolz war, der dich gegen Andere anmaßend machte, und unzufrieden, wenn sie deinen Wünschen, Entwürfen und Meinungen widersprachen: — Unglücklicher, so beklage ich dich mehr, als wärest du körperlich leidend. Denn diese Fehler bis auf die letzte Wurzel in dir auszurotten, wird dir einen schweren Kampf kosten. Deine arge Gewohnheit wird sich immer wieder aufthun, wenn du sie auch schon überwunden zu haben glaubtest. Aber, Freund, wohnt der rechte Stolz des edeln Geistes in dir, — der, zu wissen, daß du Alles über dich vermögest, was du wollest: dann ist der Sieg nicht unmöglich; dann hast du noch Hoffnung, in dir selbst ruhig, von allen deinen Bekannten dich geliebt, und deinen übrigen Werth anerkannt zu sehen. Du wirst noch glücklich sein! Füge nur zu deinen übrigen Vollkommenheiten jene reine Freundlichkeit, jene herzliche Demuth, Sanftmuth und Geduld mit fremden Fehlern, wovon die Schrift redet; besonders die Alles ertragende, Alles gern froh und mit sich zufrieden machen wollende Liebe, die das Band aller Vollkommenheit ist.

Lerne vor allen Dingen nur erst schweigen, wo dich gewohnter Unmuth zum Reden zwingen will; lerne erst ertragen, dulden, verzeihen, wenn andere Personen Schwächen zeigen — dann erst menschenfreundlich dich in ihren Sinn fügen, wo du es ohne deinen und Anderer großen Nachtheil darfst. — Denke oft, daß man durch Zank und Vorwurf, hämischen Tadel und Aeußerung des Unwillens nichts verbessert, gewöhnlich verschlimmert; daß mit Güte und Liebe alles, mit Trotz nichts erzwungen wird. — Erinnere dich bei jedem Anlasse, wo fremde Urtheile und Grundsätze von den deinigen abweichen, daß du in deiner Art zu sein, bei deinen Vorkenntnissen, deinen Erfahrungen vollkommen Recht habest; hingegen daß Andere, in ganz andern Stellun-

gen, Ansichten, Kenntnissen und Erfahrungen ebenfalls von der Wahrheit und Richtigkeit ihrer Ueberzeugungen gewiß sind; daß ein einziger Sterblicher, wie du, nicht Alles allein am besten wisse, und daß, wenn du allein Alles wüßtest, es Thorheit wäre, Jeden zwingen zu wollen, deine Neigungen, deine Ansichten, deinen Geschmack zu haben. Gott selbst ist der Urheber der unendlichen Verschiedenheit unter den menschlichen Geistern. Du kannst nicht machen, daß Alle denken, wollen und handeln, wie du; du kannst nicht Alle in dein Selbst verwandeln; du bist nicht Gott. Dulde Andere, wie man dich dulden soll; aber wähne nicht, daß sie sich von dir belieben lassen müssen, was du dir von ihnen nicht gefallen lässest.

Hassest du, man wird dich hassen; verachtest du die Leute, sie werden dich wieder verachten; trotzest du ihnen, sie werden dir wieder trotzen. Darum — ist dir ein heiteres Leben, ein segnender Vater im Himmel theuer — lege ab deine Untugend; liebe, und Jeder wird dich lieb haben; mache Jedem, der mit dir in Berührung kommt, wenn auch nur durch ein gutes, freundliches Wort, einen frohen Augenblick, und Jeder wird eine Gelegenheit suchen, auch dich glücklicher machen zu helfen.

Und dies sei auch mein Streben! Heiliger Gott, der Du Kraft und Segen und Gelingen zu allem Guten gibst, o gib auch mir Kraft, daß ich mich selbst überwinde, und durch Liebe Deiner und Deiner Erschaffenen ein Band aller Vollkommenheit gewinne, die vor Dir gilt. Amen.

7.

Parteiischer Sinn im alltäglichen Leben.

Matth. 12, 23. 24.

Der Gottheit Ebenbild und Lehrer,
Du, Licht und Wahrheit, Jesus Christ!
Du einzig würdiger Verehrer
Deß, der sein wird, war und ist,
Du, Dulder Aller, gib den Geist
Der Lieb' uns, die uns lieben heißt.

Kein Erdensohn hat and're Pflichten,
Als seinem Lichte treu zu sein.
So mög' er denn sein Werk verrichten,
Und seinem besten Ziel sich weih'n.
Ein Jeder thue Recht vor Gott,
Nicht für der Menschen Lob und Spott.

Verblendet sind, die And're richten,
Verdammen da, wo Gott verschont;
Die Tugend und die Einfalt richten,
Die Gott vielleicht mit Ehren lohnt.
Wer Richter Anderer will sein,
Der sei erst selber gut und rein.

„Ist dieser nicht Jesus von Nazareth, des Zimmermanns Sohn?" — fragte einst das jüdische Volk, als es von den Wunderthaten des Messias Augenzeuge war, und sich kaum überzeugen konnte, daß ein Wohlbekannter aus seiner Mitte, der doch geringen Herkommens sei, mehr sein und verrichten könne, als der Vornehmste oder Weiseste im Lande. „Ist dieser nicht Davids Sohn, des Königs?" sprach zu anderer Zeit das Volk, begeistert durch seine Thaten. Aber die Pharisäer, da sie es hörten, sprachen: „Er treibt die Teufel nicht anders aus, denn durch Belzebub, der Teufel Obersten." (Matth. 12, 23. 24.)

Bei diesen ungleichen Urtheilen über den Erlöser, der doch in allen seinen Handlungen so unverstellt und offen war, immer die allerreinsten Absichten hatte, müssen wir allerdings über die Engherzigkeit und Selbstverblendung der Leute staunen. Sie sahen selten auf die Sache, sondern immer auf die Person, von der sie kam.

Und wie denn, wenn Jesus Christus heute lebte, unter uns lebte, würde das Volk anders über ihn urtheilen? Würden wir, die wir heute stolz sind, ihm anzugehören, seine Person, sein Herkommen vergessen können über das Gute, was er leistete? Prüfen wir uns doch nur selber: wenn wir von Andern reden, es sei im Guten oder Bösen, urtheilen wir immer unparteiisch? Es kann uns lange etwas vortrefflich scheinen, so lange wir nicht wissen, von wem es gethan worden ist. Kaum aber erfahren wir den Urheber, siehe, da verschwindet das unbestochene Urtheil, und die Sache verliert ihren Werth, und wir würden mit dem jüdischen Volk sprechen: Wie, ist er nicht von Nazareth, des Zimmermanns Sohn?

Es begegnet aber auch wohl gebildeten wie ungebildeten Personen, daß sie im gemeinen Leben auf einen Augenblick von parteiischem Sinn geleitet werden, und die gute Sache über die Persönlichkeit des Urhebers vergessen. Denn das ist ein großes Uebel, daß wenige Menschen stark genug sind, die ihnen aus frühern Jahren anklebenden Vorurtheile bei sich zu unterdrücken, wenn sie den Werth ihres Nächsten bestimmen wollen. Man kann nicht genug darin auf seiner Hut sein und sich selbst nicht genug bewahren, um aller Parteilichkeit fremd zu bleiben, und die Sache nicht der Person willen zu tadeln oder zu loben.

Meistens tragen zu dieser Bestechung unserer Gesinnungen die allerelendesten Beweggründe bei; ja, was gar nicht ungewöhnlich ist, die Einen können aus derselben Ursache Jemanden verdammen, aus welcher ihn Andere zum Himmel erheben. Dies ist ein Beweis, wie unweise und folglich unchristlich wir verfahren, wenn wir uns durch Nebendinge bewegen lassen, etwas gut oder schlecht zu finden, je nachdem wir wissen, von wem es herrührt. Zuweilen ist schon genug, daß er ein Mensch von niedrigem Stande und gemeiner Herkunft sei, um auch das Verdienstlichste, was er thut, zu verachten. Er ist ja nur des Zimmermanns Sohn! sprachen die Juden von Jesu. Als wenn das Große und Vortreffliche nur von Leuten geschehen könnte, die hohen und fürstlichen Abkommens wären! Als wenn im Reiche der Geister, als wenn vor dem Herrn der Welt, bei welchem nicht gilt Ansehen

der Person, ganz andere Gesetze statt fänden, wie in der bürgerlichen Gesellschaft. Dies rührt von dem übertriebenen Familien- und Ahnenstolz der Menschen her, und daß man auch an sich unbedeutenden Leuten schon das zum Verdienst anrechnet, daß sie von vornehmen Aeltern, oder einem sogenannten alten Geschlecht entsprossen sind. Wahrlich, die Geschichte des menschlichen Geschlechts hat uns genug gelehrt, daß das Herrlichste und Beste, was jemals auf Erden und zum Wohl der Völker geschah, am wenigsten von Fürstenkindern, oder Leuten von berühmter Herkunft, sondern meistens von vorher unbekannten, geringen Personen erfunden und verrichtet worden ist. Zu anderer Zeit, bei andern Urtheilern, kann hingegen eben dies ein Grund sein, warum sie das übermäßig vergöttern, was Andere mit vornehmem Achselzucken übersehen.

So geschieht es nicht selten, daß man schon deßwegen gegen Leute parteiisch ist, ihre Verdienste gering schätzt, undankbar gegen ihre nützlichen Talente ist, sie überall ausschließt, verkennt und zurücksetzt, weil sie Fremdlinge sind und nicht Eingeborne des Vaterlandes; während gleiche Ursache bei Andern wieder bewirken kann, Alles zu preisen, weil es nicht von einem Mitbürger, sondern von einem Fremden gethan wird. Vielen scheint, was aus der Ferne kommt, das Vorzüglichste; sie sind blind gegen das Einheimische und dessen Werth. Sie zahlen das Doppelte für das aus entlegenen Gegenden Gekommene, welches sie um geringern Preis eben so gut oder besser von inländischen Handwerkern und Künstlern erhalten könnten. Was sollen wir zu dieser im alltäglichen Leben so alltäglichen Thorheit sagen? Wie Wenige sind von derselben ganz frei! Aber ist es nicht weiser und guter Menschen Pflicht, solche Verblendung von sich abzuhalten, die nicht selten zu Ungerechtigkeit gegen Andere, wie zu unserm eigenen Schaden verleitet?

Ist er nicht von Nazareth, des Zimmermanns Sohn? sprachen die Juden. — Aber wir thun noch heutiges Tages gar gewöhnlich ähnliche Fragen, wenn wir vernehmen, wie Dieser oder Jener durch seine Arbeiten Nützliches stiftet und Ruhm erwirbt, den wir von seinen jüngern Jahren her kennen, den wir ehemals mit

seinen mancherlei Schwachheiten und Uebereilungen bemerkten; oder der wohl gar zu unsern Bekannten und Freunden noch jetzt gehört, wo wir hin und wieder Anlaß zu haben glauben, gewisse Nachlässigkeiten oder Handlungsarten an ihm zu tadeln, die mit dem Ruhm seines Werks in Widerspruch zu stehen scheinen. Es kann gar oft der Fall sein, daß wir uns klüger dünken, als unser Bekannter und Freund; aber wenn wir ihm vorzügliche Verstandesgaben nicht abläugnen können, sollten wir eben so gut glauben, daß er selbst bei dem, wo wir ihn im Privatleben tadeln, seine wohlberechneten und selbst edeln Absichten habe. Es kann gar wohl sein, daß wir, wie wir ihn aus seinem Umgang kennen, ihn da für eigennützig halten, wo er eben öffentlich das gemeinnützigste Werk unternimmt; daß wir ihn für einen Verächter und Spötter des Guten und Heiligen halten, wo er öffentlich die Schutzwehr des Guten und Heiligen ist; daß wir ihn für klug halten, aber nicht für edeln und frommen Herzens. Aber nie betrügen wir uns häufiger und leichter, als wenn wir das Innerste des menschlichen Herzens nach gesellschaftlichen, äußern Verhältnissen einer Person, nach Reden und Bemerkungen derselben beurtheilen, die bald im Scherz, bald im Ernst, bald aus ganz unbekannten Gründen hervorgehen. Den wahren innersten Sinn, das Heiligthum des Gemüths, entschleiern wenige Menschen ohne Rückhalt vor Menschen, und oft mag sein, daß Mancher, um geduldet zu werden, um nicht aufzufallen, weniger edel zu sein scheinen will, als er im Herzen wirklich ist.

Eben diese vertrautere Bekanntschaft und Freundschaft mit Personen, die eine gewisse Achtung erwerben, kann aber oft das ganz Entgegengesetzte bewirken, Begeisterung erwecken, uns zu ihren unmäßigen Lobrednern machen. Wie im erstern Falle oft Neid und Mißgunst uns bethören, wie es uns da heimlich verdrießt, daß einer unserer Bekannten sich also auszeichnet, den wir doch im gemeinen Leben zu übersehen glaubten, kann im andern Falle Eitelkeit und Stolz wirken. Wir rühmen, weil der, welcher gerühmt wird, unser Mitbürger ist; von dem ihm ertheilten Lobe soll auch auf uns selbst etwas zurückfallen. Wir rühmen, weil der, welcher gerühmt wird, unser Bekannter, unser Verwandter

ist. Seine Ehre machen wir zur unserigen. Wo sind Aeltern ganz frei von Bewegungen der Eitelkeit, wenn es den Ruhm ihrer Kinder gilt? — So wird der eigene Stolz, wie er einmal zum Tadler wird, das anderemal zum Lobredner. Und während die Einen verächtlich fragen: ist er nicht des Zimmermanns Sohn? rufen die Andern: ist er nicht Davids Sohn? — Wenn wir im täglichen Umgang nur auf unsere, über unsere Mitmenschen gefällten Urtheile recht Acht haben, werden wir uns gar selten von Parteilichkeiten rein finden. Kleinigkeiten reichen hin, uns zu bestechen. Wir finden schon darum eine Sache gut, weil ihr Urheber eine Person von Jahren ist, die durch ihr Alter ehrwürdig zu sein scheint, während dieselbe Sache von einer jüngern Person weit vollkommener gethan werden kann, und wir dennoch davon kein Aufhebens machen wollen. Zu einer andern Zeit finden wir gerade darum in einer That etwas Unvergleichliches, weil der, welcher sie beging, noch von jungen Jahren ist, während dasselbe auch von ältern Personen und oft trefflicher vollbracht wird. Zuweilen ist es genug, daß ein Mensch ein gewisses Ansehen, einen Namen unter den Leuten habe, um Alles zu preisen, was von ihm herrührt, während dieselbe Sache uns ganz gleichgültig läßt, wenn sie von einer wenig gekannten Person stammt. Zu einer andern Zeit ist es schon genug für uns, Dieses oder Jenes zu tadeln, sobald wir nur hören, dieser oder jener wohlbekannte Mensch habe es gethan; sei nun auch die Sache an sich so gut, oder die Absicht ihres Urhebers dabei so lobenswürdig, als sie wolle.

Ja sogar das Zufällige, bloße Aeußerliche der Person kann hinreichen, uns zu parteiischen Richtern derselben zu machen. Sie hat einen Zug, eine Art zu sein, zu reden, zu gehen, die uns mißfällt; sie ist nach unserm Geschmack häßlich, und wir erwarten von ihr nichts Vorzügliches; wir sind zu ihrem Lobe kühl, auch wenn wir ihre Verdienste nicht wegläugnen dürfen. Oder sie ist schön, gefällig im Umgang, anmuthig im äußern Benehmen, wir können uns nicht erwehren, Alles, was sie redet und thut, für besser, als von Andern zu halten. Der einzige Gedanke, diese oder jene Person sei von einer andern Religion, als wir, bewirkt nur allzuhäufig bei uns Abneigung, Argwohn und

Tadelsucht gegen ihre Worte und Werke. Das pöpelhafteste Vorurtheil übt seine Rechte aus über unsere Gesinnung. Man schüttelt den Kopf, man lächelt, sobald die Rede von einem Juden ist bei den Christen, oder bei den Juden von einem Christen. Der Katholik beschränkt gern das Lob, wenn es ihm ein lobenswerther Protestant abzwingt; und dieser ist wieder ungerecht genug, ein Herz minder zu ehren, weil es in der Brust eines frommen Bekenners der römisch-katholischen Kirche schlägt.

Wir können es nicht läugnen, von dieser Parteilichkeit sind wohl wenige Menschen frei. Aber ist darum die Schwäche und Ungerechtigkeit weniger Schwäche und Ungerechtigkeit, weil ihrer Viele sind, die sie haben? Gehören wir darum nicht zum Pöbel, wenn wir zwar dessen Vorurtheile, aber nicht dessen Kleid tragen? Müssen wir nicht vor dem allwissenden Gott, vor unsern Mitbürgern, vor uns selbst schamroth werden, wenn wir daran denken, aus wie trüben Quellen oft unser Urtheil fließt, wie parteiisch wir richten, während wir uns das Ansehen weiser, wohlwollender und sehr verständiger Leute geben möchten?

Bald ist es Eitelkeit und eingebildetes Wesen, bald mißgünstiger Verdruß, der uns parteiisch macht; bald Freundschaft, bald heimlicher Haß. Immer ist es unsere Selbstsucht, die uns verführt, hier zu preisen, dort zu schelten, sogar da, wo wir uns stellen, recht unparteiisch gewesen zu sein. Schon eine dunkle Erinnerung, daß Der oder Dieser zu Denen gehöre, die hie und da nicht mit unsern Meinungen übereingestimmt haben, kann uns gegen ihn, gegen seinen Verstand oder gegen sein Herz ungerecht machen. Wer wäre wohl im Stande, alle die geheimen Urtheile zu bemerken oder herzuzählen, die ihren Einfluß auf unser Gutachten äußern? Wie manchmal sind wir nur blinde Nachbeter von Andern! Wie manchmal loben und tadeln wir bloß deswegen, weil vor uns ein Anderer, und vielleicht nicht aus den reinsten Absichten, sprach, der aber viel bei uns gilt, und dem wir gleichzukommen glauben, wenn wir ihm nachbeten! Wie manchmal verblendete uns schon das Unerwartete, das Ueberraschende, das Neue in seiner Art, um es hoch über Alles, was je geschah, zu erheben!

So sind die Menschen! Aber eben deswegen sind sie nicht die Guten, die Würdigen, Gottgefälligen, welche sie sich bemühen zu sein, oder auch wohl nur zu scheinen. Sie sind Uebelthäter. Parteiisches Urtheil ist parteiische Handlung. Die Ungerechtigkeit unserer Gesinnungen wird zur Ungerechtigkeit unserer Worte und Thaten, ohne daß wir es bemerken und wollen. Damit aber steht die Liebe im Widerspruch, welche Jesus seinen wahren Jüngern und Jüngerinnen empfiehlt.

Durch solchen parteiischen Sinn im alltäglichen Leben wird unsäglich viel Gutes verhindert, das ohnedem geschehen sein würde; unsäglich viel Böses, wider unsere Vermuthung, befördert, das ohnedem verhindert worden wäre. Das elende Vorurtheil, welches uns gegen die Person beherrscht, macht uns abgeneigt gegen die Güte der Sache; und unverständige Vorliebe für einen Menschen verleitet uns, seine Fehler und Irrthümer anzunehmen, als wären es die ersten aller Wahrheiten und Tugenden. Diese Parteilichkeit bewegt uns, bald blindlings Alles gut zu heißen, was eine uns werthe Person unternimmt, um es aus allen Kräften zu begünstigen, dieweil es offenbar uns und Andern zu entschiedenem Nachtheil gereichen kann; bald wieder, uns eigensinnig dem Guten zu widersetzen, was ein Anderer stiften möchte, dem wir nicht wohlwollen, und welches er gestiftet haben würde, wenn wir uns nicht halsstarrig, verblendet von Parteisucht und vorgefaßten Meinungen, seinen Entwürfen entgegengestellt hätten.

Es schmerzt dich bitter, wenn du von Andern mißkannt wirst. Warum verzeihst du dir nun selbst die Ungerechtigkeit, Andere zu verkennen? Wenn du parteiischer Weise verachtet, hintangesetzt, bespöttelt wirst: dich freut es nicht. Warum erlaubst du dir, dich von einer Laune, von einer nichtigen Grille, von einem Vorurtheile in deiner Denkungsart über Andere bestechen zu lassen? — Der Verdruß, der Kummer, welchen du auf solche Weise deinen Nächsten verursachst: glaubst du, Gott fordere dich dafür nicht zur Verantwortung? Das Nützliche und Gute von Unternehmungen, die du aus parteiischer Gesinnung lähmest, das Böse, was du aus persönlicher Vorliebe für Andere begünstigt: glaubst du, der ewige Richter, der dir Verstand und Gewissen gab, werde es

dir nicht zu Schuld rechnen? Wahrlich, wer so leichtsinnig über sich selber denkt, wer sich ohne Scheu Alles erlauben mag, was ihm seine Laune, seine persönliche Zu- oder Abneigung eingibt, hat Jesum noch nicht erkannt, noch nicht geliebt. Ohne Ansehen der Person, wie Gott, unser Vater im Himmel, sollen wir das Vortreffliche anerkennen und befördern, bei wem und wie wir es auch immerhin erblicken mögen; mit aller Verläugnung unserer Eigenliebe, unsers Stolzes, unsers Widerwillens sollen wir es: das heißt Menschenliebe, das Gottesliebe, das Nachfolge Jesu Christi unsers Herrn.

Darum, wenn dir der Ruhm eines Geliebten Gottes, ja auch nur der Name eines verständigen Menschen, unter deinen Mitbürgern theuer ist, so laß im gemeinen Leben dir zur Hauptpflicht werden, dich vor Parteilichkeit und deren Wirkungen zu hüten. Denn die Wirkungen derselben werden nie gutartig sein können, weil aus dem, was an sich fehlerhaft ist, unmöglich etwas Vollkommenes und Heilbringendes erwachsen kann. Schadet deine Parteilichkeit in der That auch keinem Menschen (was du jedoch nie zu verhindern im Stande bist), so schadet sie dir selber. Du verblendest dich gegen die Wahrheit, und gehst als ein Thor geflissentlich in den Irrthum ein, den du bei Anspruch auf Vernünftigkeit oder Redlichkeit meiden solltest. Dein ganzes Betragen bekommt durch parteiischen Sinn eine schiefe Richtung, und deine Worte und Thaten werden bald dein Herz, bald deinen gesunden Menschenverstand zweifelhaft machen. Du verkennst niemals einen Mitbruder, ohne Gefahr zu laufen, selber wieder verkannt zu werden.

So sei denn gerecht; und um gerecht zu sein, lerne behutsamer in deinen Urtheilen über den Werth und Unwerth von Menschen und ihren Werken werden. Bewahre dich vor jedem anmaßenden, schneidenden Ton. Es verräth Seichtigkeit der Urtheilskraft, wenn man über Alles, ohne weitere Rücksicht, abzusprechen wagt. Es verräth ein verdorbenes Herz, eine versteckte Leidenschaft, wer ohne die triftigsten, wohlgeprüftesten Beweggründe in Lob und Tadel freigebig erscheint.

Wir bemerken es an uns selber sogleich, ob wir in unsere

Urtheile Parteilichkeit einfließen lassen. Wir nehmen leicht wahr, wenn dabei Empfindlichkeit, Aerger, Schadenlust oder Freude, Stolz und Rückblick auf unsern eigenen Vortheil stattfindet. Zu einem gerechten Spruch gehört ruhige Ueberzeugung, nicht Lebhaftigkeit des Gefühls. Parteiisches Urtheil ist auch sehr selten mäßig, sondern gern übertreibend, es sei zum Guten oder Schlimmen.

Willst du dich vor dieser falschen Richtung des Verstandes, vor diesem offenbaren Selbstbetrug für immer bewahren, so mache es dir zum unverbrüchlichen Grundsatz, bei allen Dingen, deren Werth du bestimmen willst, mehr auf die Sache, als selbst auf die Person zu sehen. Kennst du den Urheber der Sache, vergiß ihn; glaube, du wissest ihn nicht, und betrachte bloß das Werk, was er thut oder gethan hat. Maße dir nicht an, über das Verborgene seines Gemüthes, über seine Absichten oder Nebenabsichten zu urtheilen — darüber richtet Gott, der Herzenskundige! Das ist des Pöbels untrügliches Kennzeichen, daß er weniger um den innern Werth und die Schätzbarkeit eines Gegenstandes, als um dessen Urheber bekümmert ist; immer neugierig von der Sache hinweg nach der Person schielt, und dann abgöttisch verehrt oder blindlings verwirft. Ist er nicht des Zimmermanns Sohn? Ist er nicht Davids Sohn, des Königs?

Beurtheile nicht jeden Menschen nach dir; halte dich nicht für den Vortrefflichsten, der würdig wäre, in seinen Tugenden und Grundsätzen als Maßstab für Andere zu gelten. Jeder ist in irgend einem Fache gewiß geschickter, besser und vollkommener, gewiß in irgend einer rühmlichen Eigenschaft vorzüglicher, als du. Alle Menschen sind in ihren Tugenden und Mängeln verschieden. Traue daher deinen Mitbrüdern, selbst denen, die dich in wichtigen Dingen oder in Unerheblichkeiten einmal gekränkt haben, irgend einen innern Werth zu; ein Herz, das im Stillen an Gott, an Christo, am Heiligen hängt; einen Sinn, der des Höhern fähig ist, und nicht bloß aus schändlichem Eigennutz handelt. Soll ich dir sagen, wer du selbst bist, der du dich so oft durch kleine Parteilichkeiten hinreißen lässest? — Du bist so gut- oder schlechtherzig, als du von Andern meinst, daß sie sind. Du selber bist zu dem unvermögend, dessen du Andere nicht fähig hältst;

du selber bist einer Schandthat unfähig, die du bei einem Andern unglaubhaft findest. Mache deine persönlichen Verhältnisse, deine Einsichten und den Grad deiner Klugheit nicht zum Maß, nach welchem du die Handlungsart Anderer richtest. Vieles kann dir an ihnen Widerspruch mit sich selbst und tadelhaft scheinen, was bei ihnen die Frucht besonnener Ueberlegung ist; und Vieles ist die Wirkung deiner Vorurtheile, deiner Geistesschwächen, was bei ihnen eine Erhabenheit und Stärke des Geistes ist, von der dir in deinen engern Schranken sogar die Vorstellung mangelt.

Herr, allwissender Gott, nur allzuoft mache ich mich, voreilig und von unwürdigen Empfindungen hingerissen, solchen parteiischen Sinnes, solchen frechen Urtheils, solcher Verkennung des Nächsten, solcher Verdrehung der besten Absichten, solcher Begünstigung schlechter Dinge schuldig; allzuoft noch bewegen mich Eigendünkel, Laune oder gekränkter Vortheil zu harten und ungerechten Auslegungen fremder Handlungen. Wer bin ich vor Dir, Herzenskundiger, der ich wage, mit liebloser Vermessenheit Richter fremder Gesinnungen und Werke zu werden? — Sünder bin ich, und vor Dir, Allwissender, vielleicht unendlich geringer, als der ist, den mein parteiisches Herz verlästert und verachtet.

Herr, mein Gott, laß diese Betrachtungen mir fruchtbar werden zur Besserung, zur stillen Bescheidenheit, zur Liebe, zur Gerechtigkeit gegen meine Miterschaffenen! Amen.

8.

Der Fremdling.

3. Moſ. 19, 33. 34.

Nur einen Vater haben wir,
Gott iſt ſein heil'ger Namen;
Nur einen Urſprung haben wir,
Von dem wir Alle kamen;
Nur eine Heimath haben wir,
Zu der wir Alle wallen;
Sie iſt dort oben, und in ihr
Harrt Seligkeit uns Allen.

Fremd ſind wir nur dem Erdenſtern,
Fremd ſind wir nur dem Staube.
Doch alle Menſchen nah' und fern
Umſchließt ein heil'ger Glaube:
Der Glaub' an Gott und Ewigkeit!
In Allem ſind wir Brüder;
Trennt uns auch Sprach' und Raum und Zeit,
Die Menſchen bleiben Brüder!

Eine der ſchönſten Tugenden unverdorbener Völker iſt die Tugend der Gaſtfreundſchaft. Sie war eine Zierde des Alterthums, und wird nur noch da gefunden, wo Einfalt der Sitten, Redlichkeit des Herzens, Treue in Wort und That wohnen. Der fremde Reiſende, fern von denen, die ihm einſt Leben und Obdach gegeben, fern von denen, welchen er lieb iſt, kommt in die Städte und Dörfer tugendhafter Völker, und Gaſtfreundſchaft erſetzt ihm die verlornen Freuden der Blutsverwandtſchaft. — Man fragt ihn nicht: welches Glaubens biſt du? — zu welcher Partei gehörſt du? — Nein, der fremde Mann hat keine Aeltern, keine Brüder, keine Schweſtern in dieſer Gegend, in dieſer Stadt, darum geht man ihm mitleidig-liebevoll entgegen, und Jeder behandelt ihn auf ſchonende Weiſe; Jeder iſt dem fremden Manne an Aeltern-, Bruders- und Freundes-Statt. Man gibt ihm Obdach, Nahrung, freundlichen Rath und Wegweiſung, und vertheidigt ihn gegen Gefahr.

Welche rührende Beiſpiele der edeln Gaſtfreundſchaft entdeckt man nicht unter Völkern, die wir ſogar als Wilde, als ſogenannte Barbaren, verachten! Noch heutiges Tages finden wir

unter ihnen zuvorkommende Liebe und Güte gegen den Fremdling, welcher sich zu ihnen verirrt, wie wir dergleichen in den Geschichten des alten Bundes zur Zeit der Patriarchen bewundern. „Wenn ein Fremdling bei euch in eurem Lande wohnen wird," spricht Moses (3. Mos. 19, 34.), „den sollt ihr nicht schinden. Er soll bei euch wohnen, wie ein Einheimischer unter euch, und sollt ihn lieben, denn ihr seid auch Fremdlinge!"

So sprach Moses, so dachte das Alterthum; so denken noch die unverdorbenen Völker, welche in entlegenen Welttheilen, in Gegenden wohnen, wohin der Name Jesu Christi noch nie erscholl, und das ehrwürdige Sinnzeichen unserer Religion, das Kreuz, noch niemals gepflanzt worden ist.

Der von uns verachtete Indianer zieht den verwundeten Fremdling, welchen er am Wege findet, mitleidig unter sein Palmendach; er saugt ihm das Gift aus den Wunden, und bedeckt sie mit balsamischen Kräutern. Er heilt den Unbekannten, entläßt ihn mit Segen, ohne Hoffnung und Begierde nach Dank. — Der wilde Araber ladet den müden Wanderer mit freundschaftlichem Ruf in seine Hütte ein; er, der über hundert Knechte gebieten kann, wäscht ihm selbst die Füße, labt ihn mit Speise und Trank, und führt ihn am Morgen auf den richtigen Weg, ohne Belohnung zu erwarten und anzunehmen.

Ganz anders ist es unter denjenigen Völkern, welche ihre Sitteneinfalt verdorben haben. — Mit so vielen schönen Tugenden des Alterthums, mit Treue und Redlichkeit, mit dem Vertrauen und Glauben an den Werth des menschlichen Herzens, ist auch die Tugend der Gastfreundschaft von ihren Städten und Dörfern fast überall entflohen. Der fromme Wilde in seiner Wüste beschämt sie; aber sie erröthen nicht, und spotten seiner nur.

An die Stelle zuvorkommender Güte gegen den verlassenen Fremdling ist leichtsinnige Gleichgültigkeit getreten; statt eines leutseligen Betragens erblicken wir, selbst unter Christen, und gegen Christen — ach, daß ich es sagen muß, unter Jesu Nachfolgern! — gefühllose Hartherzigkeit und Alles verachtende Selbstsucht nur an zu vielen Orten. Eben die Menschen, welche, so

lange sie selbst Fremdlinge an einem Orte sind, gern Liebesdienste empfangen; gern die Freundlichkeit derer sehen, die ihnen begegnen; gern billig und gütig behandelt zu sein wünschen; gern sehen, wenn man sich ihrer annimmt, sie in der Noth beschützt, sie nicht übertheuert und betrügt: — eben diese Menschen, die in der Fremde gegen Fremde so bescheiden, so duldsam, gefällig sein können — eben diese sind oft in ihrer Heimath, in ihrem Wohnorte diejenigen, welche Fremdlingen die wenigsten Liebesdienste erweisen, sie am kältesten und unfreundlichsten behandeln, sich am wenigsten derselben in Verlegenheiten annehmen, sie wohl gar am meisten übertheuern, und durch Ungerechtigkeit bedrücken, oder an ihrem Eigenthum verkürzen! Und sie gehen allsonntäglich in den Tempel des Vaters aller Menschen, und wagen es, zu ihm zu beten! — Und sie nennen sich Christen, Nachahmer Jesu Christi! —

Darin sind wir am meisten von der Denkart und Sitte unserer Väter abgewichen, und darin besteht die größte Verderbtheit des heutigen Zeitalters, daß die meisten Menschen ohne Edelmuth und Gemeinsinn nur für ihren eigenen Vortheil leben; daß Jeder die Andern ruhig zu Grunde gehen läßt, wenn er selbst nur geborgen bleibt, wenn er selbst nur Nutzen davon hat.

Da gehen sie hin, und thun den Menschen Gutes, sobald sie hoffen können, wieder von ihnen eine Gefälligkeit zu erhalten. — Da gehen sie hin, und hüten sich, diesem oder jenem zu schaden, weil er sie kennt. — Da gehen sie hin, und thun fleißig und mit Eifer, was ihnen die Gesetze des Landes gebieten, weil sie sich vor der bürgerlichen Strafe und vor einer öffentlichen Beschimpfung fürchten. — Aber den Fremdling, von dem sie nichts zu hoffen, nichts zu fürchten haben, verlassen sie. Der ist ihnen gleichgültig. Er kann oft von Glück sagen, wenn er unbeschädigt, unbetrogen, unübervortheilt aus den Ringmauern ihrer Städte und Dörfer wieder abziehen darf.

Der kranke Wanderer, welcher, unvermögend sich selbst zu helfen, die Menschlichkeit dieser sogeheißenen Christen anfleht, wird von den Thüren zurückgewiesen, höchstens, doch wahrscheinlich nicht aus Barmherzigkeit, von Dorf zu Dorf geschleppt, damit

er Keinem zur Last falle, — fortgeschleppt, bis er entkräftet den Geist aufgibt. Ach, dieser Unglückliche, den eure Unbarmherzigkeit ausstieß, war vielleicht der Sohn einer guten, liebenden Mutter, welche in der Ferne auf seine Heimkunft mit Thränen der Sehnsucht wartete; war vielleicht der Vater unerzogener Kinder, denen er Brod suchen wollte, die, nun verwaiset, umsonst nach der Landstraße hinausblicken, von wannen er kommen und sie erfreuen soll!

Wessen sich rohe Völker schämen, das können Christen, Bekenner der Religion der Liebe und Barmherzigkeit, mit kaltem Herzen begehen!

Es ist freilich eine große Verschiedenheit zwischen unsern reich bevölkerten Gegenden, die wir bewohnen, und jenen nur wenig bewohnten Landschaften entfernter Welttheile. Unsere bürgerlichen Verhältnisse machen es uns in vielen Stücken unmöglich, den Fremdling mit der gleichen Gastfreundschaft zu behandeln, wie es dort nothwendig ist, wo keine wohlgeordneten Landstraßen, keine Häuser zur Bewirthung der Wanderer, keine Verpflegungsanstalten angetroffen werden. Die Zahl der Reisenden ist bei uns viel größer, ihre Zwecke sind verschiedener, ihre Bedürfnisse mannigfaltiger. Es finden sich unter ihnen oft viele von leichtsinniger Denkart, welche die gutmüthige Gastfreundschaft übel benutzen würden. — Allein demungeachtet bleiben uns noch tausend Gelegenheiten übrig, ächtchristlichen Edelsinn gegen den Fremdling zu bezeugen, und das Gegentheil von dem zu üben, was in so vielen Fällen geschieht. Alle jene durch Obrigkeiten gestifteten Anordnungen zur Verpflegung und Beschirmung, zur Bequemlichkeit und Schonung der Fremden, reichen nicht aus, diesen den Aufenthalt in unserer Mitte zu versüßen, sondern lassen unsern heiligen Pflichten gegen sie noch großes Feld.

Ja, und dieser Pflichten, mein Christ, sollst du eingedenk sein; denn auch der Fremdling, welcher aus der Ferne zu dir kommt, ist dein Nächster.

Er ist dein Nächster, und deinen Nächsten, spricht der Herr, sollst du lieben, wie dich selbst. — Wer aber ist dein Nächster? Hast du dieses Wort schon in Betrachtung genommen, und

seinen Sinn erforscht? Hast du nicht leichtsinnig wohl bisher unter Nächsten jeden Menschen überhaupt verstanden. — — Nein, nicht jeder Mensch ist dein Nächster, sondern nur derjenige aus den Millionen Sterblichen, die mit dir auf Erden wohnen, ist es, der mit dir auf irgend eine Art in nähere Verbindung kommt, entweder daß du dich persönlich bei ihm befindest, oder daß du Bekanntschaft, Freundschaft oder auch sonst nur Verkehr mit ihm in der Ferne hast. Er ist dir also näher geworden, als es dir Millionen andere Menschen sind; er ist in jedem Augenblick, da du dich mit ihm zu beschäftigen hast, dein Allernächster. Diesem bist du, so fordert es unsere Religion, deine Liebe, deine Freundschaft, deinen Beistand, deine Leutseligkeit schuldig.

So wird auch der Fremdling, indem du und er zusammen treffen, dein Nächster. Er hört auf, für dich fremd zu sein. Sein Vater im Himmel ist auch dein Vater. Seine Bestimmung ist auch deine Bestimmung. Deine Hoffnungen sind auch seine Hoffnungen.

Der Fremdling, wenn er, fern von denen, die ihn lieben und jetzt vielleicht um ihn trauern, zu uns kommt, steht einsam, ohne Verwandte, ohne Freunde, ohne Rathgeber; er kommt, mit stillem Vertrauen zu unserer Redlichkeit, zu unserm Herzen — sollen wir dies Vertrauen täuschen? — Nein, sei du, zu dem er sich wendet, sein Beschützer, denn er steht gleich einer Waise neben dir; — sei du sein Vormund, denn es ist Keiner da, der für ihn spricht; — du sein Rathgeber, denn er hat keinen Freund weit umher; — sei du sein wohlthätiger Erfreuer, denn diejenigen, welche ihn gern erfreuen möchten, seine Aeltern, seine Geschwister, seine Gattin, seine Kinder, alle leben in der Entfernung.

Wer bürgt uns dafür, daß nicht auch wir noch einmal, von unserm Schicksal geleitet, in fremden Ländern wohnen sollen? — Trotze nicht auf deinen jetzigen Wohlstand, auf die Annehmlichkeit deines Wohnsitzes, auf die Ruhe deines Landes. Welche Sicherheit genießen wir in den Tagen beispielloser Kriege, welchen Wohlstand in den Tagen allgemeinen Umsturzes? —

Vielleicht, wo nicht wir selbst, werden unsere Kinder, oder manche unserer Verwandten, manche unserer theuersten Freunde,

auch als Fremdlinge einst in fremde Länder wandern. Und wenn die, welche wir lieben, dort unter unbekannten Menschen umhergehen, wie wohl wird es ihnen thun, wenn eine warme freundliche Hand sie unvermuthet nimmt, und gleichsam in eine neue Heimath einführt! Wie wohl thut einem einsamen Fremdling das freundliche Lächeln von einem unbekannten Gesicht! Wie wohl thut dem Kranken fern von der theuern Heimath die Pflege von einer liebreichen Hand, die Sorge eines Herzens um ihn, dem er noch niemals wohlgethan hatte! —

Kannst du es fühlen, wie beseligend es für dich wäre, wenn sich in der Ferne ein Edelmüthiger deiner annähme; kannst du es fühlen, wie es dein Herz erquicken würde, wenn du erführest, wie deiner Söhne, deiner Blutsverwandten einer in fernen Gegenden Beistand, Freundschaft, Trost von der Hand eines Rechtschaffenen empfangen hätte — warum säumest du, in deinen Verhältnissen nicht die gleiche Freude Andern zu bereiten? — Vater, Mutter, wenn dein geliebter Sohn einst in der Fremde von unbekannten, gütigen Menschen aufgenommen und unaufgefordert mit zärtlicher Aufmerksamkeit behandelt würde, — wie würdest du mit Thränen im Auge nicht Segen von oben herab erflehen auf die unbekannten Schutzengel deines Geliebten! Wohlan, warum willst du bei Anlässen die Gelegenheit nicht benutzen? Warum willst du nicht jene Thränen der Freude durch deine Wohlthaten gegen Fremdlinge in Anderer Augen hervorbringen? Warum möchtest du nicht gern dich und deinen Namen von einem fremden Herzen in der Ferne so gesegnet wissen?

Laßt uns gefällig und dienstfertig sein gegen Fremdlinge jedes Standes. Auch der Arme hat Anspruch auf unsere Schonung, auf unsere Milde, auf unsere Gefälligkeit, — ja er mehr, als der Reiche. „Und was du dem Geringsten thust," ruft dir dein Jesus zu, „das hast du ja an mir gethan!"

Gleichwie es sich der Starke zur Schande rechnet, ungesittet und hart gegen einen Schwachen, gegen ein wehrloses Weib, oder gegen ein Kind zu handeln: so ist es schimpflich, gegen einen Fremdling, der ohne Schutz, Anleitung und Rath dasteht, un-

dienſtfertig, ungefällig und gleichgültig zu ſein. Kannſt du nicht jedem Fremdling helfen, ſo viel du möchteſt, oder ſo viel er es vielleicht wünſcht, ſo ſteht es doch bei dir, ihm freundliche Miene zu gönnen, ihm nach deinem beſten Wiſſen Rath zu ertheilen; ihn vor dem zu warnen, was ihm nachtheilig werden kann, und er nicht weiß; ihn mit Leutſeligkeit zu behandeln. — Nicht jeder Fremdling verlangt dein Geld, dein Obdach; aber Jeder deinen freundlichen Blick und Rath. Er hat ein Recht darauf, weil Menſchen unter Menſchen keine Fremdlinge, ſondern nur Glieder der einzigen, großen über den Erdboden verbreiteten Familie ſind, die den Erdball ihre Heimath, den Himmel ihre Hoffnung, und den Ewigen über den Sternen ihren Vater nennen. — Und wie du ihn behandelſt, ſo beurtheilt er deinen Wohnort. Deine Menſchenfreundlichkeit oder deine Unklugheit wird der Ruhm oder die Schande deines Ortes!

Laßt uns dem Fremdling, ohne Rückſicht auf Vaterland, Herkunft und Religion, mit Rath und That beiſtehen, wenn er Beiſtand und Hilfe vonnöthen hat.

Wer iſt denn mein Nächſter, fragte ein Schriftgelehrter einſt Jeſum. Und Jeſus antwortete, indem er die Geſchichte des barmherzigen Samariters erzählte. Es ging der Prieſter an dem Unglücklichen vorüber, der durch Mörder verwundet und beraubt lag; es ging kalt der Levit vorüber — aber der Samariter nahm ſich des Fremdlings an, ohne nach ſeinem Vaterlande, nach ſeiner Herkunft, nach ſeiner Religion zu fragen. (Luk. 10, 30 ff.) — Dem Unglücklichen ſind alle Menſchen verwandt.

Hart und ſchmerzlich iſt das Krankenbett auch in der Heimath, und doch reicht uns eine liebende Hand die Arznei, doch tröſten uns theure Freunde. Aber der Fremdling auf dem Krankenlager liegt einſam; ihm reicht nur eine gemiethete Hand den Heilbecher — ach, ihm iſt das Krankenbett härter und ſchmerzlicher.

Sind wir in unſerm Wohnort verfolgt und bedrängt: wir finden doch wenigſtens eine Seele, die mitleidig unſern Kummer theilt, wenigſtens eine Bruſt, an welcher wir uns ſatt weinen können. — Aber der unglückliche Fremdling, wer nimmt an

seinem Schicksal Theil, wer beklagt ihn, wer tröstet ihn? Ach, die es könnten, die es wollten, sind weit von ihm durch Länder und Ströme geschieden! — So laßt uns nun seiner Freunde, seiner Schwestern, seiner Brüder, seiner grauen Aeltern Stelle vertreten. Er ist um so unglücklicher, weil er verlassen und fremd ist, um so näher ist ihm jedes weichgeschaffene Herz verwandt.

Laßt den guten und nützlichen Fremdling, der unser Mitbürger ward, der unsere Heimath zu der seinigen machte, durch unsere Liebe ein neues, besseres Vaterland in unserer Mitte finden.

Es ist kein thörichterer Stolz, als derjenige, welcher in schwachen Gemüthern herrscht, und auf der hohlen Einbildung beruht, länger mit seiner Familie in einer Stadt, in einem Dorfe gewohnt, und seit längerer Zeit das Recht der Burgerschaft genossen zu haben, als ein Anderer. — Denn nicht auf das, was Andere vor uns waren und genossen, sondern auf das, was wir Gutes und Nützliches selbst thaten, dürfen wir einen Werth setzen, wenn wir zur Gesellschaft vernünftiger Wesen gezählt werden wollen.

Der Fremdling, sobald er die Bedingungen erfüllt hat, welche das Gesetz wegen seiner Niederlassung in unserer Heimath vorschreibt, ist Unsersgleichen. Er hört auf, Fremdling zu sein. Er hat keine andere Heimath mehr, als die unserige. Er theilt und trägt mit uns die gleichen öffentlichen Lasten; er naht sich mit uns Gott am gleichen Altare betend, sein Staub schlummert einst neben dem unsrigen dem großen Auferstehungstage entgegen.

Um so mehr also das Vorurtheil wider die Ruhe und Zufriedenheit des Fremdlings streitet, um so heiliger ist jedem Rechtschaffenen, jedem wahren Christen die Pflicht, ihn zu schützen, ihm den Kummer zu versüßen, welchen die Liebloſigkeit, der Neid, die alberne Einbildung schlechter oder verblendeter Menschen ihm verursachen. — Sei du sein Freund, wenn Andere ihn kalt vermeiden; gib du ihm Freunde, gib ihm die Deinigen, daß er nicht verlassen und getäuscht in seinem neuen Vaterlande traure. — Du hast deine Pflicht erfüllt, wenn du ihn und die Seinigen wohl gesichert siehst.

Doch bei allen Verbindlichkeiten, welche wir gegen den Fremd-

ling, mehr als selbst gegen einen Bekannten, auf uns haben, sollen wir darum nicht minder vorsichtig in unserm Benehmen gegen Unbekannte sein. Wir sollen ihnen beistehen, aber darum nicht blindlings unser ganzes Vertrauen hingeben. Wir sollen ihnen unsern Rath, aber darum nicht gleich unser Herz ertheilen. Wir sollen ihretwillen nicht gleich unsere ältern Freunde aufopfern und vernachlässigen, und uns dem Hang zur Neuheit überlassen. Den alten geprüften Freund kennst du, der neue muß sich erst in der Prüfungsstunde bewähren. — Wir sollen den Fremdling ehren, aber nicht Nachbeter seiner Urtheile, nicht Nachäffer seiner Sitten, Meinungen und Gebräuche werden. Er wählte unser Vaterland, so sei ihm auch unsere vaterländische Sitte ehrwürdig.

Dies ist das würdige Verhalten des Christen gegen Fremdlinge seines Landes. Ihm ist Niemand fremd, der fromm und gut und nützlich ist. Er ist der Blutsfreund aller Edeln, aller Guten. Er ist der Bruder jedes Gotteskindes. — Und Gotteskinder sind die Tugendhaften, auf welchem Punkt des Erdballs sie auch wohnen mögen.

Alle strecken sie zu Dir, o ewiger Allvater im Himmel, voll kindlichen Sinnes die Hände empor. Du liebst sie alle, in welchem Lande sie auch wohnen, und von welcher Religion sie auch zu Deinen Altären geführt werden mögen. — Mir soll denn Niemand fremd sein, als der, welcher Dir fremd ist; mir soll Niemand fremd sein, als der, welcher Dich fliehet, und die Tugend meidet. — Und wer Deinen heiligen Willen, das Gute thut, der ist mein Bruder; dem begegne ich auf dieser kurzen Wanderschaft auf Erden, wie einem geliebten Reisegefährte zur Ewigkeit; mit dem vereinigst Du mich wieder in bessern Welten, wo wir den süßen Brudernamen an Deinem Throne lallen!

Vater, Vater, allbarmherziger, ewiger, gütevoller Vater! Sind wir denn nicht allesammt Fremdlinge hienieden? Ist nicht unser Aller wahre Heimath bei Dir? Warum soll uns hienieden ein bloßer Name, eine nichtige Einbildung trennen? Vor Dir ist Keiner Fremdling, der Dich liebt: warum denn für mich? Nein, mein Gott! alle Menschen sind meine Brüder, und denen,

die meiner am meisten bedürfen, bin ich am meisten schuldig. So lebe ich im Geiste der Religion meines Jesu. Amen.

9.

Besonnenheit im Reden.

Kol. 4. 6.

In allen Worten und Geberden,
In allen Thaten laß, o Herr,
Uns aller Menschen Freunde werden,
Dir, Heiland, immer ähnlicher;
So werden wir uns ewig freu'n,
So Gottes wahre Kinder sein.

Auch Worte sind Thaten! Auch von ihnen, wie von meinen Handlungen allen, muß ich dem Richter der Herzen Rechenschaft ablegen. Wie gleichgültig war ich bisher gegen dasjenige, was ich sprach; wie leichtsinnig war ich gegen Freunde, wie gegen Feinde, in meinen Reden! Hat meine Zunge auch zuweilen manches Gute stiften, getrennte Freunde wieder zusammenführen, Leidende mit Trost beruhigen, Irrende warnen, Bösewichte von einer Frechheit abschrecken können — wie viel Anderes, was sie zum Heil des Nächsten vollbringen konnte, hat sie doch unterlassen! Wie oft verstummte sie, wo ein einziges Wort Jemanden, ohne meinen eigenen großen Schaden, hätte beglücken können! Wie oft sprach sie, wo ihr Stillschweigen die größte Wohlthat für meine Ruhe oder für den Frieden und die Eintracht anderer Menschen gewesen wäre!

Auch Worte sind Thaten! Durch das Wort verrichten wir in der Welt die wichtigsten Dinge, stiften wir das meiste Gute und größte Uebel. Nicht der Reichthum, nicht die Geburt, nicht das bürgerliche Ansehen, sondern das Wort ist die vornehmste Macht des Menschen, durch welche er wirkt. Nicht das Schwert, sondern das Wort ist die stärkste Waffe, mit der wir verwunden oder vertheidigen und beschützen können. Diese Macht, diese Waffe ist jedem Sterblichen von Gott verliehen. Daher hat er auch von

ihrem rechten Gebrauch dem Geber derſelben Rechenſchaft abzulegen.

Unſere Rede iſt der Balſam, welchen wir lindernd auf den Schmerz eines leidenden Herzens gießen; iſt das Gift, womit wir die ſtille Glückſeligkeit ganzer Familien tödten. Durch das Wort erheben wir den Gebeugten, ſtürzen wir den Hochmüthigen. Die Zunge iſt's, welche Feindſchaften ſtiftet, und neue Freunde erwirbt, oder die alten an uns feſthält. Die Sprache iſt das große, Alles umfaſſende Band, welches die menſchliche Geſellſchaft zuſammenhält, und Völker mit Völkern verbindet. Durch das Wort ertheilen wir unſere Befehle; vermittelſt des Wortes wird der Kummer geſtillt, die Sorge getröſtet, der Fehlbare zurecht gewieſen, das Hausweſen beſtellt, die Freude ausgedrückt, die Ehrfurcht bezeugt, die Andacht beflügelt; — aber auch durch das Wort der Zorn bewaffnet, die Heuchelei gefährlich, die Unſchuld verführt, die Redlichkeit in Schrecken geſetzt, die Bosheit befördert, die Wahrheit vernichtet, die Hölle auf Erden gegründet.

Wenn dem Weiſen, dem Chriſten auch nicht einmal eine geringſcheinende Handlung ſeines Lebens gleichgültig ſein darf; wenn er ſelbſt bei der kleinſten That denken muß: Iſt ſie deiner anſtändig? — wie wichtig muß ihm ſeine Rede ſein, welche die alltäglichſte That ſeines Lebens iſt! — die Rede, durch welche er ſich und die ganze Denkart ſeines Geiſtes, die Würdigkeit oder Verächtlichkeit ſeines Gemüths zu erkennen gibt! — die Rede, durch welche er andere Menſchen zu ſeinem Vortheil oder Schaden, zu ihrem Glück oder Verderben lenkt!

Wenn ich Alles, was ich durch die Mittheilung meiner Gedanken in Reden, Befehlen, Anordnungen, Urtheilen und Geſprächen Gutes oder Böſes veranlaſſen kann und wirklich ſchon veranlaßt habe, wenn ich dies in ſeinem ganzen Umfange überdenke, ſo muß ich vor dem Leichtſinn erſchrecken, mit welchem ich oft meine Befehle gegeben, meine Wünſche geäußert, oder meine Meinung bekannt gemacht, oder Urtheile gefällt habe. Ich ſehe es ein, daß ich oft in meinen Worten alle Würde verläugnet habe, nach welcher meine Seele trachtet. Ich ſehe es ein, daß ich ſelbſt daran Schuld bin, wenn ich weniger Hochſchätzung unter meinen

Bekannten, unter meinen Mitbürgern, selbst weniger Hochachtung in meiner eigenen Verwandtschaft genieße, als ich gern genießen möchte. Denn meine Zunge war viel seltener das Werkzeug eines heitern, ruhigen, besonnenen Gemüths, als ich wollte. Sie war vielmehr das Werkzeug meines aufwallenden Zorns, meines Hangs zur Schadenfreude, meiner Neigung zur Eitelkeit und Schmeichelei, meiner unerlaubten Begierden, meiner Selbstsucht, meiner Gewinnsucht.

Wie, kann ich dies auch vor Gott verantworten, vor dem nichts gilt, als was recht, gut und heilig ist?

Was ihr thut mit Worten oder Werken, das thut Alles im Namen des Herrn Jesu! (Kol. 3, 17.) Das thut, als thätet ihr es an Jesu Statt; das thut, wie es Jesus gethan haben würde, wenn er an eurer Stelle, in euern Umständen, in euern Verhältnissen gehandelt haben würde. So lehrt Gottes Wort.

Und ist es denn so schwer, diese wichtige Pflicht zu erfüllen, — eine Pflicht, deren Erfüllung mich vor Gott und Menschen mit Achtung lohnt; eine Pflicht, durch welche ich mein Glück schon auf Erden gründe? Ist es so schwer, meine Zunge im Zaum zu halten, die doch dem leisesten Wink meines Geistes gehorcht?

Nein, sie ist es nicht. Denn wie oft habe ich Alles über mich vermocht, wie oft war ich nicht schon in meinen Urtheilen und Gesprächen der Behutsamste, wenn es darauf ankam, eine Gefahr zu vermeiden, oder mir einen Nutzen zuzuwenden! — Wohlan, so sollte ich es jederzeit sein, denn ich kann ja täglich durch den weisen Gebrauch meines Wortes einen Nachtheil verhüten, oder mir Annehmlichkeiten bereiten.

Besonnenheit im Reden ist daher eine der schönsten und wichtigsten Eigenschaften des wahren Weisen, des wahrhaften Jüngers Jesu. Diese Besonnenheit wird durch beständige Aufmerksamkeit auf sich selbst ohne Mühe erworben, wird durch fleißige Uebung endlich zur Gewohnheit, und lohnt uns mit innerer Selbstzufriedenheit, und beschirmt uns gegen tausend mannigfaltige Verdrießlichkeiten, in welche Leichtsinn und Unüberlegtheit stürzen.

Besonnenheit ist eine anhaltende Nüchternheit des Geistes, daß

er sich in seinen Urtheilen, Meinungen und Wünschen von keiner aufwallenden Leidenschaft, von keiner allzugroßen Heftigkeit weder der Lust noch Unlust berauschen und betäuben läßt. Es ist jener göttliche Gleichmuth, welchen Jesus in den Augenblicken des Vergnügens und des bittersten Leidens bewies. Es ist das Vergleichen unserer Gedanken und Neigungen mit dem Beispiele Jesu, mit dem Gesetze Gottes, mit dem Gebot der Rechtlichkeit und Ehre.

Es ist folglich keine Besonnenheit im Reden gedenkbar, ohne Herrschaft des Geistes über sich selbst, ohne Herrschaft des Geistes über seine irdische, thierische Natur, über die Empfindungen und Neigungen, welche gleichsam Kinder seines Fleisches, Wirkungen seines Körpers, des Bluts und der reizbaren Nerven sind. Eine Folge dieser Selbstbeherrschung ist dann die Besonnenheit. Umsonst wallt der Jähzorn auf. Der Geist kann zwar des Unwillens auflodernde Flamme nicht hindern; aber während das Blut stürmt, behält er Fassung genug, *nicht zu handeln*. Er wartet mit Festigkeit den ruhigen Augenblick ab, und nun erst, ganz frei vom Einflusse der Sinnlichkeit, beschließt er, was gethan werden müsse. Es können unreine Begierden erwachen, aber der Geist des Jüngers Jesu wird kein Sklav derselben. Er meidet jede Handlung, jeden Einfluß, so lange diese Begierden toben; er vernichtet sie durch Zerstreuung, bis er wieder in voller Macht ist, und erst dann entscheidet er über seinen Willen. Es kann der Reiz eines beträchtlichen Gewinns im bürgerlichen Leben das Gefühl der Ehrlichkeit einen Augenblick lang überwältigen; aber der Weise, das Kind Gottes, läßt sich durch diesen Reiz nicht zu einer falschen Handlung zwingen. Er untersagt seinem Munde das Wort, seiner Hand die That, bis er in vollkommenster Gemüthsruhe ist, und er bei sich hell erkennt, ob er auch gerecht und edel handeln würde, wenn er sich des Gewinnes auf jede Art theiltheilhaftig machte; ob auch die Mittel achtungswürdig sind, mit denen er zum Ziel gelangen soll.

Eine anhaltende Aufmerksamkeit auf uns selbst, eine beständige Uebung im Ueberlegthandeln und Ueberlegtsprechen macht uns dies zuletzt zur andern Natur und leichter, als wir es geglaubt hätten. Und das ist's, wonach wir als Kinder der Gottheit, als

Geschöpfe des heiligsten, vollkommensten Wesens streben sollen. Die Tugenden selbst müssen Gewohnheiten unserer Seele werden, dann nähern wir uns der Heiligkeit an. Tugend findet allezeit da statt, wo unsere Seele in ihrem Innern gegen ungerechte Neigungen und gegen den sündlichen Willen kämpft und siegt. Da aber, wo die Tugend nun schon Herrin geworden, wo sie so zur andern Natur und Gewohnheit geworden, daß es uns schwer fallen würde, anders zu handeln, da ist Heiligkeit des Gemüthes, das heißt, vollkommene Reinheit und Unbeflecktheit der Seele.

Und ist es dir Ernst, diesen Grad deiner Vollendung zu erreichen, daß du in Gottes Schöpfung nicht eins der geringsten und verächtlichsten Wesen bleibst, — ist es dir Ernst, daß du nach Selbstherrschaft des Geistes, nach jener erhabenen Nüchternheit des Gemüthes strebest, in welcher du immerdar deiner selbst und deines besten Willens mächtig bleiben kannst: so rede überall mit Liebe!

Wer mit Liebe und aus Liebe zu seinen Mitmenschen spricht, der ist auf dem Wege zur höchsten Vollendung. Er wird sich von keiner niedrigen Leidenschaft verleiten lassen, ein Verräther an den Freuden, an der Ruhe, an dem Wohlstand, an der Sicherheit, an der Ehre seines Nächsten zu werden. Er wird die Flamme eines aufgehenden Zornes löschen; er wird unlautern Begierden Schweigen gebieten; er wird nicht nach den Eingebungen gekränkter Eigenliebe reden — er wird groß denken, edel handeln, ehrwürdig in seinen Worten sein.

Wie die Liebe das Wesen der ganzen christlichen Religion ist, so ist sie auch die Grundlage aller Urtheile, Meinungen und Gespräche ächter Christen. Der Mund, welcher nur segnen gelernt hat, entsagt gern den Flüchen der Hölle; der Mund, welcher nur das Nützliche befördern, Frohsinn verbreiten helfen, Leidende trösten, Bekümmerten rathen will, wird sich nicht öffnen, um Verleumdung über Familien auszuschütten, Verachtung gegen Andere auszustoßen, Zwietracht zu stiften, Redliche zu täuschen, Arglose zu betrügen.

Wer aus Liebe redet, und mit Liebe redet, redet kein Uebels-

Hier iſt alſo ſchon jene Beſonnenheit, nach welcher wir als weiſe Genoſſen des Glaubens trachten ſollen. Denn die Beſonnenheit ſoll uns nicht zu bloßer Liſt, zu kalter Klugheit bringen, daß wir nicht etwa uns ſelbſt durch Unüberlegtheit Schaden anrichten, ſondern ſie ſoll uns in Reden und Geſprächen immer zu demjenigen hinleiten, was Andern wohlthätig, erſprießlich, lehrreich und angenehm iſt. Eure Rede, ſo ſpricht die heilige Schrift, ſei allezeit liebreich und mit Salz gewürzt; daß ihr wiſſet, wie ihr einem Jeglichen antworten ſollt. (Koloſſ. 4, 6.)

Aus ſeinen Worten erkennſt du den Menſchen. Sie ſind die Hülle, in welcher ſich dir ſein Geiſt offenbart. Nach ſeinen Reden beurtheilſt du ihn; durch ſeine Aeußerungen gewinnt er dich. Rohheit und Grobheit in Ausdrücken zeigt auf ein rohes Gemüth hin, auf eine verwahrloſete Denkart, auf Mangel anſtändiger Erziehung, auf Abweſenheit edler Grundſätze und zarten Gefühls. Wohlan, ſo wie du aus ihren Reden Andere beurtheilſt, ſo wirſt du auch von Andern nach deinen eigenen Worten gerichtet. Du ſelbſt gibſt ihnen in deinen Urtheilen, in deinen Geſprächen den Maßſtab für deinen Werth oder Unwerth. Biſt du in deinen Reden lieblos: wie kannſt du geliebt zu werden erwarten? Biſt du in deinen Geſprächen unanſtändig: wie kannſt du Anſpruch auf die Achtung der Beſſern machen? Biſt du in deinem Urtheil gehäſſig, ſchneidend, unbeſcheiden, voll Eigendünkels: wie kannſt du glauben, daß man ſich von Herzen an dich ſchließe? Die Menſchen ſind jedesmal für dich das, was du für ſie biſt!

Wenn du nun ſelbſt ihnen alſo durch deine Worte den Maßſtab deines innern Werthes gibſt: wie kannſt du leichtſinnig genug ſein, dich in deinen Urtheilen und Geſprächen wohl noch ſchlechter darzuſtellen, als du vielleicht im Herzen biſt? Welche Verkehrtheit des Sinnes! Strebſt du nach Haß? Bewirbſt du dich um Verachtung? Arbeiteſt du ſo mühſam nach Schande?

Rede mit Wahrheit und Aufrichtigkeit! Gib deinen Bekannten und Mitbürgern keinen falſchen Maßſtab für deinen Werth. Verabſcheuungswürdig iſt jede Beſonnenheit im Reden, welche nur darauf ausgeht, Andere zu überliſten, und Eigenſchaften und Empfindungen zu heucheln, die nicht vorhanden ſind.

Des Heuchlers Seele ist eine unaufhörliche Verbrecherin, die lichtscheu sich beständig in finsterer Höhle verbirgt, um nicht entdeckt zu werden; immer einer Larve, eines Schleiers bedarf, um Andern nicht ekelhaft zu sein. Und welche Achtung für sich selbst kann der Elende haben, der sich nicht unterstehen darf, öffentlich zu erscheinen, wie er ist? Welche Zufriedenheit kann der Elende mit sich seibst haben, welcher wegen seiner geheim gehaltenen Niederträchtigkeit stets vor der Unzufriedenheit der übrigen Welt, und mit Recht zittern muß?

Viele halten es für Klugheit, sich in ihren Reden und Gesprächen liebevoller, redlicher, freundlicher, großmüthiger, duldsamer zu stellen, als sie es sind. Allein diese Klugheit führte noch von jeher zu Abgründen. Früher oder später entfällt auch dem schlauesten Heuchler die verschönernde Larve, und man verspottet zuletzt die Kunst desjenigen, dessen Herz man nicht schätzen kann; man verabscheut die freundliche Miene, hinter welcher Selbstsucht oder Tücke lauern, und findet das Lächeln um so häßlicher, wenn es eine geheime Bosheit verbergen soll.

Es gibt keine Klugheit, welche durch Erfahrung in allen Umständen des Lebens bewährter gefunden worden, als Ehrlichkeit, Wahrheit und Geradsinn. Nur dem vertraut die Welt, den sie kennt; nur dem bietet man ein Herz an, der selbst sein Herz zeigen darf. Listiges Umschleichen und Freundlichthun ist keine Klugheit, sondern nur Schein derselben. Dem Verschlagenen setzt man Verschlagenheit und Mißtrauen entgegen. Er hat sein Spiel verloren, noch ehe er es angefangen.

Klugheit im Reden heißt nicht jene kleinliche Verstellungskunst, durch welche man sich besser dargibt, als man ist; jenes unzulängliche Hilfsmittel unwürdiger Menschen, jener Betrug der Welt, worin man sich zuletzt am schmerzlichsten betrügt. Klugheit im Reden heißt Schonung in seinen Urtheilen beweisen, wo Schonung keinen Nachtheil stiftet; Vorsicht beweisen, wo durch unüberlegte Geschwätzigkeit Unheil erwächst; mit Zweckmäßigkeit reden, um durch seine Worte Nutzen der Menschen zu befördern, oder Nachtheil zu verhüten. Oefter noch besteht die

wahre Klugheit im Reden in der Kunst, zu rechter Zeit zu schweigen.

So sehr Offenheit und Wahrhaftigkeit den Christen ziert, und das Vertrauen der Menschen, der guten wie der schlechten, fesselt, eben so schreckt übertriebener Wahrheitseifer, Mangel der Verschwiegenheit, leichtsinnige Geschwätzigkeit zurück. Es ist die Wahrheit ein unverletzbares Heiligthum; überall soll sie gesprochen werden, wo ihre Erscheinung nothwendig ist. Aber an ihre Stelle soll das Schweigen treten, wo durch sie ein Unglück und Nachtheil entstehen, die Ruhe von Familien und Völkern verloren gehen würde. Besonnenheit im Reden führt zur Tugend der Verschwiegenheit, wo Schweigen heilsamer als das Wort ist.

Was in jeder Lage des Lebens zu thun sei, lehrt uns bald unser eigenes richtiges Gefühl, und die Erfahrung erhöht unsere Klugheit. Auch ist es dem Menschen ungleich leichter, klug zu handeln, als weise und edel. Jenes zu werden, zwingt uns täglich die Welt; weise und edel zu sein, dazu nöthigt uns nur unser eigenes Herz und der Blick auf Gott und die Ewigkeit. Aber der Weiseste ist nur derjenige, dessen Klugheit die fruchtbringendste ist.

Doch Weisheit und Klugheit, beide erweise ich nur durch Besonnenheit im Reden. Diese soll daher jedes Christen alltägliche Bemühung sein. Auch Worte sind Thaten, die Gott richtet; darum sei unsere Rede nur, was nützlich ist, zur Besserung wirkt, da es noth thut, und daß es holdselig sei zu hören. (Ephes. 4, 29.)

Wenn Menschenliebe und Aufrichtigkeit die Grundzüge unserer Denkart sind, dann ist jene Besonnenheit weder mühsam zu erwerben, noch beizubehalten. Es ist nie gefordert, daß wir jeden unserer Ausdrücke mit ängstlicher Behutsamkeit abwägen sollen. Wohnen Menschenliebe und Wahrhaftigkeit in unserm Innern, so wird unser Wort sein, wie wir es vor Gott, vor unserm Gewissen verantworten können.

Eben so wenig untersagt die Religion fröhliche Unterhaltungen und Scherze; heitere Gespräche, welche uns und Andere vergnügen. Denn Scherze, welche aus einer menschenfreundlichen,

wohlwollenden Gesinnung entspringen, sind die Zeugen eines beglückten Daseins. Der Glückliche will auch Andere freudig machen. Seid fröhlich mit den Frohlichen! ruft uns Gottes Stimme zu. Nicht mürrisch, ungesellig, finster soll der sein, welcher Jesu Jünger heißen will; nicht traurig und mit stets andächtigen Geberden soll er umherschleichen, um für fromm erklärt zu werden. Die Tugend und der Sinn Jesu thronet am liebsten und mächtigsten in einem heitern Herzen. Und wer an Gott einen Vater hat, dem er sich mit kindlichem Vertrauen anschließen darf, wessen Herz rein ist von bösen Neigungen, und voll des Bewußtseins, Gutes zu wollen, hat das höchste Recht zur Freude. — Nur diese Fröhlichkeit entarte nie zur Frechheit, dieser Scherz nicht zur Lästerung und Verspottung dessen, was jedem guten Menschen ehrwürdig bleiben muß.

Der Mund, der Dich preiset und anbetet, Allerheiligster, der Mund, welcher in bangen Stunden zu Dir um Hilfe seufzt — — er entweihe sich selbst nie durch unreine Worte, nie durch Worte schadenfrohen Spottes, verleumderischen Hasses, liebloſen Gerichtes über die Schwächen der Mitmenschen. — Heiliges Wesen, laß auch mich heilig sein, wie in meinen Empfindungen, Gedanken und Wünschen, so auch in meiner Rede. Laß Wahrheit, Liebe und Klugheit, in Stunden der Freude, wie der Trauer, in meinen Worten herrschen, daß sie überall wohlthätig hinfallen, wohlthätig auf die Herzen einwirken, Glückseligkeit, Zufriedenheit und Frohsinn erwecken in der Brust derer, die in engerer oder entfernterer Verbindung mit mir leben.

10.

Der Eid.

2. Moſ. 20, 7. 16.

Nein, Deines Namens Heiligkeit,
Gott, will ich nie entweihen;
In jedem Worte, wie im Eid,
Soll Wahrheit ſich erneuen.

Nur wahres Wort iſt ew'ges Wort,
Und krönt uns mit Vertrauen;
Der falſche Schwur wird Seelenmord,
Und führt zu Nacht und Grauen.

Es gibt nur eine Bedingung, unter welcher Menſchen in Frieden beiſammen wohnen können; nur eine Bedingung, unter welcher gegenſeitiges Vertrauen möglich iſt — und dieſe Bedingung heißt Wahrhaftigkeit. Die Menſchen müſſen das ſein, was ſie ſcheinen; außerdem iſt nirgends Zuverläſſigkeit und Ruhe, ſondern Argwohn, Mißverſtändniß, Erbitterung.

Wer ſich jemals gegen einen ſeiner Freunde und Bekannten irgend einer Unwahrheit, irgend eines Betruges ſchuldig gemacht, hat damit das unbedingte Zutrauen auf ſeine Ehrlichkeit zurückgeſtoßen, hat ſich ſelbſt zu beſtändiger Unglaubwürdigkeit verdammt, und muß bei jedem Wort, welches er redet, bei jedem Verſprechen, das er gibt, bei jeder Verſicherung, die er ertheilt, mit allem Recht beſorgen: wer weiß, ob man dir auch glaubt?

Wer es unternimmt, irgend etwas als Wahrheit zu verſichern, in wichtigen wie in geringen Fällen, der ruft damit die Unſchuld ſeines eigenen Herzens, ſeine Ehrlichkeit, ſeine Ueberzeugungen, die er von der Sache hat, zu Zeugen und Bürgen an. Schlimm genug für ihn, wenn er dann ſtatt Wahrheit Lügen gab. Er hat die Unſchuld ſeines Herzens öffentlich geſchändet, er hat ſeine Ehrlichkeit verläugnet, er hat ſeinen eigenen Ueberzeugungen ſchändlich widerſprochen, und wird ſich ſelbſt ein Gegenſtand innerlicher Verachtung. Nicht genug, daß er bei demjenigen, welchen er hinterging, auf lange Zeit, vielleicht für ewig, das Vertrauen verlor: er ſelbſt verliert es gegen alle Menſchen, indem er ſie entweder für ſo ſchlecht als ſich ſelbſt hält, oder indem er fürchtet,

daß Niemand seinem Worte Glauben beimesse. Daher pflegt er nun, um sich recht glaubwürdig zu machen, selbst unbedeutende Dinge bald bei seiner Ehre, bald bei seiner Treue, bald beim Himmel, bald durch einen noch stärkern Schwur zu versichern.

Aber wer einmal sich so verächtlich gemacht, daß man ihm bei seinem einfachen Worte nicht mehr traut, dem wird auch Niemand leicht bei seinen leichtsinnigen, vielleicht schon zur Gewohnheit gewordenen Betheuerungen Glauben schenken. Ja, man ist gewohnt, solchen Personen, die Alles, selbst geringfügige Sachen, hoch und theuer versichern und mit einem Schwur bekräftigen, am allerwenigsten zu trauen; und dies geschieht, wie die Erfahrung lehrt, mit Recht. Denn solche Menschen haben schon durch mehr als eine Unwahrheit, durch mehr als einen Betrug die Zuverlässigkeit ihrer Worte verscherzt.

Wer bei einer Versicherung, die er ertheilt, Zeugen anruft und Bürgen für seine Wahrhaftigkeit aufstellt, erhöht damit die Wichtigkeit seines Wortes. Er steht nicht mehr allein; Andere sind mit ihrer Ehrlichkeit an seine Ehrlichkeit geschlossen. Hat er sie fälschlich angerufen, so läuft er Gefahr, daß ihre Aussage ihn schnell vor aller Welt zu Schanden macht. Hat er die Zeugen bestochen: seine Gefahr ist darum nicht geringer. Er ist nicht mehr Herr allein von seinen Geheimnissen. Andere wissen darum, bestochene Zeugen, falsche Zeugen, also Menschen, deren Ehrlichkeit er selbst nicht trauen darf, ohne die größte Thorheit zu begehen. Aber Menschensinn ist veränderlich. Einer oder der andere von seinen falschen Zeugen kann ihn früher oder später verrathen, sei es im Zorn oder aus Reue über das falsche Zeugniß.

Der Eid aber ist die höchste und heiligste Art der Versicherungen, welche ein Sterblicher dem andern ertheilen kann. Er ist das feierlichste Versprechen, bei welchem man den Allwissenden, den Allgerechten zum Zeugen seiner eigenen Rechtschaffenheit und zu dem furchtbaren, ewigen Gericht über die Treulosigkeit anruft. Es ist eine schrecklich-wichtige Handlung, durch welche man nicht nur seine Ehre, seinen guten Ruf, sein Hab und Gut, sondern das Schicksal der zur Unsterblichkeit bestimmten Seele, als Bürgschaft und Unterpfand hingibt. — Eben dadurch wird der Meineid

zum schwersten Verbrechen, weil der, welcher ihn begeht, sich, einem Satan gleich, von dem Vertrauen der Welt und Gottes losschwört, sich von der Kraft der göttlichen Schöpfung und des göttlichen Eigenthums muthwillig gleichsam losreißt, und einsam steht und verworfen, zwar noch in Menschengestalt, aber elender als das vernunftlose Thier, als die Pflanze und der Stein; elend und verächtlich, daß ihm besser wäre, er wäre nie von seiner Mutter geboren! Der Meineidige spielt, wie ein Wahnsinniger, mit Gott, Ewigkeit, Vorsehung und Schicksal. Er gibt mehr denn eine Tonne Goldes an Werth für ein armes Sandkorn, er gibt ein ganzes Leben für einen einzigen Athemzug!

Väter und Mütter und Erzieher, ihr Alle, denen die Bildung junger Seelen anvertraut ist, bewahrt früh schon die zarten Gemüther vor dem Leichtsinn der Worte, vor dem Mißbrauch der Versicherungen, vor dem Mißbrauch heiliger Namen!

So wie es schon an sich sehr unanständig ist, Alles, auch die geringsten Sachen, mit einem Schwur zu betheuern, welches entweder von der schlechtesten Erziehung, oder von Verderbtheit der Denkart herrührt: so ist es auch im gleichen Maße gefährlich. Man muß den Namen des höchsten Wesens, des Unendlichen, man muß den Namen Jesu, des heiligen Welterlösers, nicht durch Gewohnheitsausrufungen entweihen und zum schnöden Zungenspiel machen. Wie will man Gott im Geist und in der Wahrheit mit tiefer Ehrfurcht anbeten können, wenn man, seinen heiligen Namen mißbrauchend, ihn bei niedrigen Gelegenheiten frech und lachend verschwendet? (2. Mos. 20, 7.) Wohin ist die Ehrfurcht für Jesum Christum, den Heiland der Welt, geflohen, wenn sein theurer Name, in welchem sich beugen sollen alle Knie, mitten im muthwilligen Gelächter erschallt? — Hier ist die Gefahr zur Irreligiosität herbeigerufen, und eben so die Gefahr des Meineides. Denn wer die Ehrfurcht und Achtung für heilige Namen längst durch Uebung verlor, wird er sie so lebhaft in dem Augenblick empfinden, wenn er sie im Eidschwur als Bürgen seiner Treue anruft?

Der Eid soll nur bei den wichtigsten Fällen und nie ohne feierliche Aufforderung geschehen. Jesus ver-

bietet den leichtsinnigen Gebrauch des Schwurs. Eure Versicherungen sollen in Ja und Nein bestehen; was mehr gesagt wird, ist gefahrvoll. (Matth. 5, 37.) — Nur dann, wenn kein anderes Mittel mehr vorhanden ist, die Wahrheit zu ergründen; nur dann, wenn ein Sterblicher keine andere Bürgschaft mehr für seine Ehrlichkeit stellen kann, also wenn die unausweichliche Nothwendigkeit selbst gebietet — nur dann sei der Eid gestattet.

Wer sich durch eine Kleinigkeit helfen kann, soll der sogleich sein gesammtes Vermögen zum Unterpfand hergeben? Wer sich durch den Verdruß einiger Tage oder Jahre retten könnte, soll der sein ewiges Schicksal ins Spiel werfen? Nimmermehr! Nur wenn kein anderes Mittel, keine andere Sicherheit in wichtigen Fällen vorhanden ist, dann fordere man den Eid. Nur wenn man keine festere Bürgschaft der Treue geben kann, und man vollkommen von der Wahrheit dessen, was zu wissen begehrt wird, überzeugt ist, darf der Christ den Eid geben.

Der Eid kann verlangt werden zur Bestätigung des gegebenen Zeugnisses von dem, was schon geschehen ist. In diesem Falle wird sich der gewissenhafte Christ wohl hüten, etwas zu betheuern, von dessen Hergang er nicht auf das Unzweifelhafteste überzeugt ist. Er wird jede Leidenschaft von sich entfernen, und vermeiden, daß er nicht schon das bloß Wahrscheinliche für Wahrheit gebe. Er wird sich daran erinnern, wie leicht uns bei manchen Vorfällen unsere Augen und Ohren täuschten, wie unser Gedächtniß selbst uns in Irrthum geführt hat. Er wird, was er als Wahrheit betheuern soll, vorher wohl und genau erforschen und bei sich überlegen, was und wie viel er als Gewißheit angeben und beschwören könne. — Seine Seele wird mit Recht davor zittern, ein falsches Zeugniß zu ertheilen, das vielleicht seinen unschuldigen Nebenmenschen in Schaden bringen kann, und seinen Richter in Irrthum führt. Seine Seele wird sich mit Recht davor entsetzen, das Falsche für Wahrheit zu geben, da sie im Augenblick des Eidschwurs nicht bloß vor ihrer Obrigkeit auf Erden, sondern vor dem Angesicht Gottes steht und schwört.

Wenn es nun schon sehr schwierig ist, einen Eid über das abzulegen, was geschehen ist, was wir mit unsern Augen ge-

ſehen, mit unſern Ohren gehört, was wir wohl ſelbſt gethan haben: ſo iſt es noch ſchwieriger, durch einen Eid dasjenige zu bekräftigen, was noch geſchehen ſoll, oder was wir leiſten zu wollen verſprechen. — Es ſchwöre dieſen Eid Niemand, ohne vorher ſich ſtreng geprüft und unterſucht zu haben, ob er ſolches Verſprechen in aller Strenge erfüllen wolle und könne. Es ſchwöre ihn Niemand, ohne den ganzen Inhalt und Umfang der Pflicht zu kennen, welche er zu leiſten übernommen hat.

Es iſt vergebens, Unchriſt, der du mit frecher Stirn hintrittſt vor Menſchen und Gott, hintrittſt, menſchlicher und göttlicher Geſetze zu ſpotten, hintrittſt, deine verruchte Hand zum falſchen Schwur aufzuſtrecken gen Himmel, und deine verbrecheriſche Zunge die ſchweren Worte des Eides ſtammeln zu laſſen; es iſt vergebens, daß du dir beim Eidſchwur einen geheimen Sinn vorbehalteſt; daß du in deiner Seele ganz andere Worte denkſt, vielleicht das Gegentheil von denen, die du ſchwörend ausſprichſt! — Du biſt des Meineides nicht rein! — Du betrogſt nicht Gott, denn der Herzenskundige ſah deine Falſchheit; du betrogſt nicht die Menſchen, denn du haſt ihnen die göttliche Allwiſſenheit zum Zeugen und deiner Seele Heil zum Unterpfand gemacht — nur dich ſelbſt haſt du betrogen. Du haſt es gewagt, Ungeheuer, des menſchlichen Namens unwerth, den allerheiligſten Gott zum Mitgenoſſen deiner ſchwarzen That machen zu wollen. Du haſt es gewagt, den Allergerechteſten zum Hehler deiner Schande zu machen, daß er ſeinen heiligen Namen dazu verleihen ſollte, dich zu beſchönigen und die irdiſche Obrigkeit zu betrügen, die da iſt auf Erden an Gottes Statt und von Gott ſelbſt verordnet!

Hätteſt du es gewagt, Unſeliger, vor den Thron eines Fürſten der Erde zu treten, den Richtern den falſchen Eid zu leiſten, den Monarchen zum Zeugen deiner Redlichkeit anzurufen, dein Vermögen, Habe und Gut, deine Freiheit zum Unterpfand deiner Ausſage zu bieten, und im gleichen Augenblick, da du den Richtern, den Beamten des Fürſten ſchwörſt, ihm ſelbſt das Gegentheil und die Falſchheit deines Schwures zuzuflüſtern? Hätteſt du es gewagt, einen Monarchen zum Mithehler deiner Verrucht-

heit herabzuwürdigen, und von ihm zu begehren, diejenigen betrügen zu helfen, welche er für Recht, Wahrheit und Unschuld eingesetzt hat?

Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten! ruft die heilige Schrift.

Niemand wage daher die Ablegung eines Eides, ohne vollkommen von der Wichtigkeit dieser Handlung, von dem überzeugt und belehrt zu sein, was der Eid ist, und welches die unvermeidlichen Folgen des Meineides sind!

Du schwörst — du gibst das feierlichste Versprechen, das ein Sterblicher geben kann. Du schwörst, und rufst zum Zeugen deiner Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit den Alles erforschenden Gott selbst an. Du schwörst und hebst deine Finger zu dem Ewigen und Unsterblichen empor, zu dem Richter der Todten. Du schwörst, und die drei erhabenen Finger gelten dir und den gegenwärtigen Menschen, die da Zeugen deines Schwures sind, als ein Erinnerungszeichen, als ein Sinnbild der Dreieinigkeit Gottes, des Allgegenwärtigen. Du schwörst, und thust im Angesichte deines Gottes Verzicht auf seine Gnade und Liebe, wenn du falsch schwörst. Du entsagst für dich, im Fall des Meineides, der Gnade Gottes, des Vaters, deines Schöpfers, der dich zur Seligkeit berufen hatte in seine Welt. Du sagst dich los von der Gemeinschaft Jesu Christi, von seiner Gerechtigkeit und dem Verdienst seines blutigen Todes am Kreuze. Du schwörst dich los von dem Segen des heiligen Geistes, und weihest dich der Sünde und Verdammung vor Gott und seinen Geschöpfen.

Wer die Größe und Fülle des Eides kennt, muß auch vor der Möglichkeit schon zurückbeben, ihn brechen zu können.

Bilde dir nicht ein, Leichtsinniger, der du überall nur Staub und Irdisches, nirgends das Göttliche erblickst, — bilde dir nicht ein: der Eid sei doch nur bloße Formel, Erfindung von Menschen gemacht, Nothmittel menschlicher Richter, — bloßer Schall von Worten. Kennst du die Heiligkeit des Eides nicht, oder verachtest du sie: du wirst die unvermeidlichen Folgen, die dem Meineid wie ein schwarzer Schatten nachfahren, ehren und fürchten müssen. Du wirst bekennen müssen: Ja, es ist ein Richter über den

Sternen, es ist in der Geisterwelt eine ewige und eherne Ordnung, die kein Mensch bricht, und die jedem Sünder, jedem Verbrechen die Strafe unmittelbar nachsendet.

Der Meineidige, wie er sich von Gott und Seligkeit losschwört, ruft gleichsam eine ganze Hölle in seinen Lebenslauf hinein. — Und der erste Teufel, welcher ihn quält, heißt: Bewußtsein des Verbrechens; — der zweite nennt sich: Furcht vor der Entdeckung des Meineides.

Er hat sich zwar vor Menschen gerechtfertigt durch den falschen Eid — aber nicht vor dem gerechten Gott, nicht vor sich selbst. Was er auch thut, er bleibt sich seiner innern Schande bewußt; und mögen ihn auch die Menschen achten: er kann nicht anders, er muß sich selbst verachten, und seine Schlechtigkeit ekelt ihn unaufhörlich selbst an. Erbärmlicher Zustand, wo der Mensch aufhören muß, sich selbst zu ehren, und wo er selbst an den Achtungsbezeugungen Anderer keinen Genuß mehr haben kann, sondern in sich sprechen muß: „Ihr Betrogenen, wenn ihr mich kennen solltet!“ — — Dieser Zustand ist die Hölle des Gewissens.

Kann es endlich auch der leichtsinnige Bösewicht durch Kunst und Uebung dahin bringen, daß er sich wegen der Schändlichkeit seines Verbrechens beruhigt — die Furcht vor endlicher Offenbarung des begangenen Meineides kann er nie unterdrücken. Sein Leben ist eine beständige Unruhe. Er hat aus seiner eigenen Erfahrung tausend Beispiele, daß nichts verborgen bleibt.

Wie solltest du es, Unglücklicher, mit einiger Wahrscheinlichkeit hoffen können, daß deine Schande ein ewiges Geheimniß bleibe? Hast du nicht selbst den Allwissenden zum Zeugen und Richter deiner That aufgerufen? — Hast du nicht selbst seine Gerechtigkeit beschworen, den Meineid zu rächen? Hast du nicht selbst ihn feierlich angerufen, dir nicht zu helfen?

Alles hat auf die feierliche Handlung deines Eides Gewicht gelegt, Jeder beobachtet dich daher schärfer und sorgfältiger. Der geringfügigste, zweifelhafteste Umstand wird bei den Menschen hinreichend, Argwohn gegen dich zu hegen. Du bist nicht Meister aller Umstände, und deine Meineidigkeit ist verrathen, ehe du es

vermuthest. Denn dies ist die ewige weise Ordnung Gottes in der Welt, daß die Ungerechtigkeit endlich an den Tag kommen muß, und wenn man Berge über sie hinweggewälzt hätte. (Sacharja 5, 4; Maleachi 8, 5.)

Schon in den ältesten Zeiten kannte man die schrecklichen, oft schleunigen Folgen des falschen Eides, und die Beispiele, wie ein Meineid enthüllt worden ist, sind oft eben so seltsam als schauervoll. Und der Spruch des göttlichen Wortes ward wahr: Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten!

Du hast falsch geschworen, durch deinen Eid vielleicht deinem Nächsten Unrecht gethan, einen Unschuldigen schwer in Unglück gebracht. Der Fluch des Unglücks kommt über dich. — Du hast durch den Meineid die Obrigkeit betrogen und verrathen — beklage dich nicht, wenn das Schwert der Gerechtigkeit dich trifft!

Hoffe nicht, wenn deine Schuld schon Jahre lang geheim bliebe, sie werde immer verborgen bleiben. Das Verbrechen des Jünglings hat schon oft Rache genommen am Greise, und der Fluch gegen den Meineidigen ruht oft über seinem Grabe zum Nachtheil und Verderben der Nachkommen. Hoffe nicht, den Allbarmherzigen mit deinem Verbrechen durch Buße und Reue auszusöhnen: söhne erst die aus, denen dein Meineid hienieden Unheil stiftete — dies ist der erste Schritt zur Besserung, jeder andere nur Heuchelei. Du möchtest den Gewinn deines Verbrechens und Gottes Gnade zugleich genießen: der Allerheiligste ist kein Gönner der Ungerechtigkeit! Gott läßt sich nicht spotten!

Auf Gottes Hilfe hattest du im Meineide Verzicht gethan — wer hilft dir, wenn deine Augen im Tode brechen, wenn dein Herz erstarrt, wenn du Alles, was du besitzest, hinter dir lassen mußt? — Du hast im falschen Eide dich losgesagt von dem Verdienste Jesu — mit welchem Verdienste geschmückt trittst du dann in die Nacht der Ewigkeit hinaus? — Als deine Zunge die falschen Worte schwur, wich von dir der heilige Geist — wer soll im schweren Gericht, das du dir selbst herbeiriefst, wer soll dein Fürsprecher sein?

Heiliger, heiliger Gott! Ich mag sie nicht ausdenken, die schrecklichen Wirkungen der Selbstverfluchung; denn dies und

nichts Anderes ist der Meineid! Gott der Wahrheit, wahrhaft will ich sein und bleiben vor Dir und den Menschen, daß ich nicht scheuen darf das Angesicht der Menschen, nicht Deinen Alles durchforschenden Blick, nicht Deine unveränderliche Gerechtigkeit! — Dein Name werde immerdar von mir geheiligt in Wort und That, und ferne von mir sei sein Mißbrauch. Wahrhaft, treu und rein, wie Jesu Wort, sei stets das meinige, daß Dein heiliger Geist mich immer bewohne. Amen.

11.

Gewissenhaftigkeit.

Matth. 5, 37.

An's helle Sonnenlicht hervor
Bringst Du der Zunge Sünden.
Was ungeseh'n vernahm Dein Ohr,
Wird einst Dein Mund verkünden.
Und Aller Augen werden seh'n
Den, der die Treu' verletzte.

Rein sei des Herzens tiefster Grund,
Ein jedes Wort aus unserm Mund
Sei Wahrheit, Weisheit, Liebe.
Und unsre Zierde: Rechtlichkeit,
Versprechen, was uns nie gereut,
Und Treu' und Glauben halten.

Was ist Gewissenhaftigkeit? Das gleiche Wort wird oft zu sehr verschiedenen Dingen gebraucht, und von den Menschen auf mancherlei Weise verstanden und gedeutet. Richtige Bestimmung eines Begriffes und seiner wörtlichen Bezeichnung ist ein Beitrag zur Aufhellung des Verstandes. Und derjenige denkt am deutlichsten, welcher von jedem Ausdruck genau weiß, welche Vorstellung er damit zu verbinden haben solle.

Man nennt wohl den Menschen gewissenhaft, der über kleine Dinge, selbst über gleichgültige, verlegen wird, ob er sie thun oder unterlassen müsse. Aber ängstliche Bedenklichkeiten entspringen gar oft aus einer natürlichen Unentschlossenheit des Gemüths, und können nicht die reine Frucht derjenigen Christentugend sein,

welche den Namen der Gewissenhaftigkeit verdient. Man nennt auch denjenigen Menschen gewissenhaft, der sich aus Bangigkeit vor den Höllenstrafen kein Vergehen erlaubt, und wenn er sich auf einer Sünde ertappte, oder auch nur aus Irrthum gegen seinen Willen fehlte, darüber untröstlich wird und sich mit Angst und Vorwürfen peinigt. Aber welch eine Tugend wäre diejenige, welche ohne Furcht vor Gericht und Strafe nicht da wäre, und zuletzt für das reuige Gemüth keinen Trost hätte?

Was ist Gewissenhaftigkeit? Es ist das Haben eines Gewissens, welches sich in allem unserm Thun und Lassen wirksam beweiset. Daher nennt man das Laster, welches jener Tugend ganz entgegengesetzt ist, Gewissenlosigkeit. Und was ist das Gewissen? Es ist die Erkennung des Rechts und Unrechts in unsern Gedanken, Reden und Werken.

Um Recht und Unrecht zu erkennen, muß eine gehörige Ausbildung des Verstandes vorausgehen, ohne welche die Einsicht des Bessern fehlt. Je mehr der Geist von seiner Unmündigkeit frei wird, je klarer werden in ihm die Ueberzeugungen vom Wahren und Falschen, Guten und Bösen. Die Kraft, das Gute vom Bösen zu unterscheiden, liegt aber in jeder menschlichen Natur. Die Stimme des Gewissens ertönt daher unter allen Völkern, auch unter denen, die niemals Jesu Stimme hörten. Des Gesetzes Werk ist beschrieben in ihrem Herzen, sagt Paulus, sintemal ihr Gewissen sie bezeuget, dazu auch die Gedanken, die sich unter einander verklagen oder entschuldigen. (Röm. 2, 15.)

Je deutlicher die Erkenntniß des Erlaubten und Unerlaubten ist, je lebhafter und bestimmter spricht das Gewissen. So sollte denn unter Christen, welche die reinsten Unterweisungen durch Jesum empfingen, das Gewissen am zartesten jede Uebertretung empfinden. Wo nun ein schnelles und feines Gefühl des Bessern stattfindet, ist schon eine hohe Veredlung des Geistes. Aber an der Erkenntniß ist es nicht genug: der Geist muß Kraft haben, sie ins Leben zurückzubringen. Die Gesetze des Gewissens, das heißt, die Ueberzeugungen vom Wahren und Falschen, Guten und Schlechten, sind die allgemeinen Gesetze der Geisterwelt. Wer ihnen gehorcht, der gehorcht keinen fremden, sondern seinen eigenen

Gesetzen, der ist gewissenhaft. So ist denn Gewissenhaftigkeit nichts Anderes, als Treue gegen unsere innern Ueberzeugungen; der gewissenhafte Mann ist sich selbst treu, und wird nicht zum Verräther an dem, was er für recht und gut hält.

Diese Tugend — das unverkennbarste Zeichen eines hohen vergöttlichten Gemüthes — äußert sich in jedem Gedanken, in jedem Wort, in jeder That. Doch den Gedanken nimmt nur der Allwissende wahr; der Mensch hört vom Menschen nur das Wort, sieht nur seine That, und beurtheilt ihn nach diesen. Daher nennen wir im gemeinen Leben schon Denjenigen gewissenhaft, der nie gegen seine bessern Ueberzeugungen handelt. Aber auch seine Ueberzeugung kennen wir nur erst aus seinen Worten. Wer also einmal sein Wort gab, und diesem treu blieb; wer um alles Gut der Welt es nicht wagen möchte, eine übernommene Verpflichtung zu brechen; wer den einmal geleisteten Eid nicht umgehen möchte auch in den scheinbar unschuldigsten Dingen: den bezeichnen wir als einen Gewissenhaften. Er ist sich selbst und seinen Ueberzeugungen und Worten getreu. Er würde sich mit sich selbst nicht versöhnen können, wenn er einmal Thaten beginge, die mit seinen innern Gesetzen im Widerspruch ständen.

So wird es mir nun leicht, einzusehen, wer den Namen eines Gewissenlosen verdient. Zwar ohne Gewissen, ohne Gefühl des Rechts und Unrechts, ist kein Sterblicher; dies Gefühl kann nie vernichtet werden, es bleibt auch eisern in der Brust des ruchlosesten Bösewichts stehen. Aber nur zu oft wird seine Stimme von andern sinnlichen Gefühlen überschrieen. Der nur nach leiblichen Vortheilen begierige Sinnenmensch handelt nicht nach seinen Ueberzeugungen, sondern nach seinem Nutzen im bürgerlichen Leben. Er ist mit dem, was er für recht hält, und mit dem, was er thut, in immerwährendem Widerspruch. Er ist sich selbst nicht treu, um wie viel weniger also andern Menschen. Für einen Vortheil im Leben opfert er Schwur und Wort auf, das er gab; opfert Freunde und Fremdlinge, Unschuld und Ehrlichkeit auf, und lacht selbstsüchtig über das Erstaunen derer, die nicht begreifen können, wie ein vernünftiger Mensch mit seinen bessern Ueberzeugungen so im offenbarsten Zwiespalt leben könne. Sein Ver-

spotten der einfachsten und heiligsten aller Grundsätze, deren Richtigkeit er übrigens weder abläugnen will, noch kann, macht ihn nur um so schrecklicher. Er ist ein sittliches Ungeheuer. Er handelt, als hätte er gar keine Erkenntniß vom Recht. Daher nennt man ihn füglich gewissenlos.

Verfolge ich die Vergleichung des Gewissenhaften mit dem Gewissenlosen noch mehr, so wird mir der Glanz jener Tugend, und die Abscheulichkeit dieses schwarzen Lasters nur deutlicher.

Jener, weil er nie anders, als seinen Grundsätzen gemäß, redet und thut, ist sich in allen Handlungen und Verhältnissen seines Lebens selbst gleich. Ohne Mühe kann Jeder von ihm voraussagen, wie er bei seiner bekannten Gewissenhaftigkeit in diesem oder jenem Fall sich betragen werde. In der ganzen Geschichte seines Lebens ist Plan, Ordnung, Folgerichtigkeit und innere Harmonie. Er gab sein Wort: nun folgt diesem treu die That, wie ein Schatten. Er will rechtes Maß und Gewicht geben: nun ist Betrug und Bevortheilung unmöglich. Er hat Hilfe zugesagt: nun leistet er sie, wäre es auch zu seinem eigenen Nachtheil. Denn er schätzt seine Gemüthsruhe, die stille Uebereinstimmung mit sich selbst, höher als jeden andern Nutzen. Er weiß, jene bleibt ihm ewig, dieser aber hängt von veränderlichen Zufällen ab. So ist der Gewissenhafte ein Bild innerer Vollendung; sein Inneres ist eine eigene, von allen äußern Dingen unabhänige, nach ewigen Gesetzen geordnete und regierte Welt; er ist gleichsam ein Gott in dem Reich seiner Empfindungen, Gedanken und Thaten, der da allein herrscht mit fester Hoheit. — In der Handlungsart des Gewissenlosen ist keine Stetigkeit, sondern ein unaufhörliches Abändern. Ihn leiten nicht unwandelbare Grundsätze, sondern die täglich verschiedenen Umstände. Er fragt nicht nach Recht und Unrecht, sondern: was ist mein Nutzen? Eine Summe Goldes, die zu gewinnen ist, hat mehr Werth für ihn, als Treu und Glauben. Er schließt heute die zärtlichste Freundschaft, morgen schämt er sich derselben, weil er in andere Verhältnisse gekommen ist. Heute schwört er bei Allem, was ihm und Andern heilig ist; morgen lächelt er darüber, weil er einen Vortheil dabei

findet, den Schwur nicht zu halten. Er sieht ein, daß Andere durch seine Untreue unglücklich werden; aber er ist zufrieden, daß er erlangt hat, was er begehrte, und läßt die Andern für sich selbst sorgen. So stellt uns der Gewissenlose das Bild einer ewigen Zwietracht mit sich selbst dar; er hat keine Ruhe in sich, keinen bleibenden Gedanken; sondern die Gedanken und Absichten werden ihm erst von dem Spiel seiner äußern Umgebungen mitgetheilt. Er ist unzuverlässig für Jedermann, da er sich nicht auf sich selbst verlassen mag.

Beim ersten Anschein sollte man glauben, je gewissenloser der Mensch sei, je freier sei er; aber er ist der wahre Sklave. Man sollte glauben, der Gewissenhafte, den seine Ueberzeugung und sein Wort bindet, beschränke sich selbst in dem köstlichsten Gut, welches die Menschheit hat, in der Freiheit, — aber er ist in der That der freieste unter allen Sterblichen.

Wer ist denn frei? Derjenige, der Niemanden gehorcht, als sich selbst, und thut, was er will. Folglich ist derjenige Geist frei, der keinen fremden Geboten gehorcht, sondern nur das thut, was ihm seine eigenen Gesetze gebieten. Er ist nur Unterthan von sich selbst. Welches ist aber das Gesetz des menschlichen Geistes? Es ist das Gewissen. Wer nun nicht nach fremden Ueberzeugungen urtheilt, sondern nach eigenen; wer nicht nach fremden Grundsätzen handelt, sondern nach eigenen: genießt der nicht die vollste Freiheit? Fremd aber ist dem Geiste das Irdische, denn es gehört ihm nicht, er behält es nicht, es ist von ganz anderer Natur, als die seinige. Er steht also erst dann in voller Freiheit da, wenn er sich weder von Drohungen außer ihm, noch von Lockungen bewegen läßt, nach fremdem Willen zu thun, und nicht nach seinen Ueberzeugungen; wenn weder leibliche Bequemlichkeiten und Vergnügungen, noch häusliche Vortheile oder allerlei Nutzen in bürgerlichen Verhältnissen ihn zwingen können, das zu thun, was sein Gott nicht will und nicht wollen kann, weil es Unrecht ist. Mag immerhin gesagt werden: der Gewissenhafte ist doch ein Sklave seines Wortes, ein Sklave seiner Grundsätze. Was heißt dies? Er sei sein eigener Sklave, und der keines Andern. Wer aber sich selbst gehört, und keinem andern Dinge außer ihm: ist

der ein Sklave zu heißen? Er ist der Freieste. Wer sonst könnte also genannt werden?

Der Gewissenlose freilich scheint noch freier zu sein; ihn scheint nichts zu fesseln, keine Furcht vor Gott und Menschen, keine Ehre, sein eigenes Wort nicht. Ja, frei ist der Gewissenlose, frei, wie das in den Strom der spielenden Wellen gefallene Blatt. Es hat keinen Stillstand, es bändigt die Wogen nicht, es wankt nach allen Richtungen, es hebt sich, wie sie sich heben, es sinkt, wenn sie sich senken. So ist denn auch er ein Spiel der Lebensfluthen, ohne Selbstständigkeit. Ihm gehören nicht die Umstände, sondern er ist ihr Geschöpf. Nach ihnen ändert er Meinung und Begierde. Heute ist er Wollüstling, morgen verstößt er das Opfer seiner viehischen Lust, weil er nach andern Vortheilen hascht. Immer sind es die aus seinem Fleisch und Blut aufsteigenden Gelüste, die seinen Geist beherrschen, aber der Geist ist ohne Macht über sie. Immer ist er der Sklave seiner Geldsummen, seiner Sucht nach Ansehen vor den Leuten, seines rohen Geschlechtstriebes, seines lüsternen Gaumens, seiner kostbaren Kleider und Teppiche — immer der Sklave des gegenwärtigen Augenblicks, des gegenwärtigen Nutzens, der gegenwärtigen Laune. Ihnen allein gehört er mit allen seinen Empfindungen und Wünschen, durch sie allein wird sein Wille geleitet. Verdient er den Namen eines Freien? O so ist auch das rohe Thier frei, welches ohne Kenntniß vom Bessern, thut, wie Naturtriebe zu thun zwingen. Nein, er ist Sklave! Oder wer könnte sonst so genannt werden, als der, welcher nicht einmal Meister seiner eigen Empfindungen und Begierden ist, und beständigen Hochverrath gegen sich selbst und Untreue gegen sein mißbilligendes Gewissen begeht?

Gewissenhaftigkeit ist also nicht sowohl eine eigene Tugend, als vielmehr die Krone aller zu nennen, in welcher sie erscheinen: es ist der Inbegriff der in einem Menschen vorhandenen Vollkommenheiten, es ist das wahre Leben des wirksamen Geistes, es ist die Bezeichnung seiner Herrschaft über das Irdische, es ist der Name seiner Vollendung und der Glanz seiner eigenthümlichen Freiheit. Wer gerecht handelt, wer seine Pflichten vollstreckt, ist gewissenhaft. Wer nichts als seine Grund-

sätze hört, wer nicht um eines niedern Nutzens oder Vergnügens willen sie beseitigen mag, wer seinem bessern Selbst nicht untreu sein kann: der ist gewissenhaft, ist in sich vollendet, ist erhabener als die Sinnenwelt, ist wahrhaft ehrwürdig und wahrhaft frei. Nach dieser Hoheit zu streben ist aller Geister Ziel, ist der Christen Zweck. Ohne Gewissenhaftigkeit ist das Christenthum eine thörichte Heuchelei, ein todtes Lippenwerk, ein Selbstbetrug. Es ist nicht genug, ein Gewissen zu haben — es muß Alles nach dem Gesetze des Gewissens gethan sein. Wie jede Tugend einen niedrigern oder höhern Grad der Vollkommenheit erlangen kann: so auch diese. Zwei Dinge gehören zur christlichen Gewissenhaftigkeit: Erkenntniß des Wahren und Guten, und Stärke des Geistes. Beide müssen wir in uns erhöhen, wenn Selbstvollendung für die Ewigkeit unsers Daseins für uns den höchsten Werth hat.

Erweitere und berichtige also deine bisherige Erkenntniß des Wahren und Guten. Niemand kann stolz genug sein, von sich zu glauben, er wisse schon hinlänglich Gutes vom Bösen, Sünde von Tugend zu unterscheiden. Nein, auch hier ist, wie in Allem, ein Fortschreiten vom Geringern zum Bessern möglich. Zwar selbst das Kind weiß im Allgemeinen, was Recht und Unrecht ist, aber es hat theils noch zu wenig deutliche Begriffe, theils zu wenig Erfahrung, und wird daher zuweilen irrig in der Anwendung seiner Vorstellungen vom Guten und Bösen, oder wohl gar zweifelhaft, was in diesem oder jenem Falle recht gethan sei. Mit den wachsenden Jahren erweitern sich seine Ansichten und berichtigen sich seine Vorstellungen. So kann auch der gereifte Mann noch immer sein Gefühl des Rechts und Unrechts verfeinern.

Im Gewühl des täglichen Lebens wird ohnedem leicht eine oder die andere unserer Erkenntnisse dunkler und gleichsam zurückgedrängt in den Hintergrund der Seele. Man ist sich nicht immer mit gehöriger Deutlichkeit bewußt, wie man hier oder da nach strengster Pflichtmäßigkeit handeln könne. Man handelt also, ich will nicht sagen leichtsinnig, aber doch oft nur allgemein und dunkel auf Gerathewohl hin, und fühlt erst nachher bei ernstlicherem Nachdenken oder bei Wahrnehmung des entstandenen

Uebels, wie man ungleich edler hätte denken und thun können. Darum ist es auch dem gebildeten Christen, auch dem gelehrtesten Manne keineswegs überflüssig, von Zeit zu Zeit in Stunden, die der Belehrung und Heiligung des Gemüths geweiht sind, religiöse Bücher zu lesen, worin die menschlichen Pflichten auseinandergesetzt sind; keineswegs überflüssig, den der Gottesverehrung geweihten Christenversammlungen beizuwohnen, wo man sich mit Auslegung des göttlichen Wortes beschäftigt. Denn Vieles, was uns mit der Zeit dunkel und vergessen geworden, wird da unvermuthet wieder vor unsere Aufmerksamkeit hingestellt, und mancher entschlummerte Gedanke erwacht zu neuer Thätigkeit. Lernen wir aus frommen Büchern oder aus anzuhörenden Predigten auch nicht immer etwas Neues, so füllen sie uns doch gewiß mit einer neuen Erinnerung, und reizen die Kraft unsers Geistes von einer Seite, wo sie aufgehört hatte, besonders thätig zu sein. Dies ist aber um so mehr der Fall, da auch Personen von der besten Erziehung oft in ihren Begriffen von Recht und Unrecht, von Würdigkeit und Unwürdigkeit durch Vorurtheile irre und schlaff werden, Vorurtheile, die mit den Zeiten herrschend werden und wieder mit ihnen untergehen. Oft wird unser Zartgefühl durch Gewohnheit, Mode und täglichen Anblick des Schlechten abgestumpft. So ist es erklärlich, daß Jungfrauen, deren Herz vielleicht noch kein unreiner Gedanke befleckte, alles Gefühl für Sittsamkeit dermaßen verlieren können, daß sie sich, einer schlüpferigen Mode zu gefallen, die etwa von gefallsüchtigen Dirnen in großen Städten erfunden ward, unanständige Entblößungen erlauben, welche selbst der Blick der Männer verabscheut.

Der Besuch des öffentlichen Gottesdienstes, das Lesen erbaulicher Schriften ist also des gelehrtesten Mannes würdig. Er gibt dadurch in edler Bescheidenheit zu erkennen, daß er sich nicht für vollendet halte; daß in seiner Erkenntniß vom Zusammenhang und den Grenzen der Pflichten noch manches Verworrene zu berichtigen sei, über welches ihm selbst Muße und Anlaß fehlte, reiflich nachzudenken; daß manches Vergessene wieder lebhafter ins Gedächtniß zu bringen sei, welches außerdem versäumt geblieben sein würde; daß manches Gefühl für das Edle und Gerechte

in ihm noch gereinigt werden könne, welches durch Vorurtheil, Gewohnheit und Mode an Lauterkeit verloren hat.

Je heller und vielseitiger und bestimmter nun unsere Erkenntniß des Guten und Wahren ist, je größerer Zartheit und Schärfe ist unser Gewissen fähig, je näher an das Vollendete grenzt der Geist. Beschränkt und roh, wie die Einsicht des unwissendsten Wilden in der Wüste, ist sein Gefühl von Recht und Unrecht. Menschen von besserer Erziehung erlauben und verzeihen sich nicht leicht, was der Ungebildete begeht, ohne sich anstößig vorzukommen. Ein Trunkenbold zu sein, hält dieser oft kaum für Schande; einen hinterlistigen Betrug, der ihm nützt, kaum für ehrlos; Zorn und Mißhandlung seiner Hausgenossen kaum für Sünde. Er ist zu sehr dem Vieh benachbart, um sich darüber einen Vorwurf machen zu sollen; seine Geisteskraft ist zu wenig entwickelt, seine Einsicht zu beschränkt. Erweiterung und Berichtigung unserer bisherigen Erkenntniß des Wahren und Guten ist also die erste Bedingung, ohne welche keine ächte und zartfühlende Gewissenhaftigkeit gedenkbar ist. Aber die todte Einsicht allein vermag nicht Alles. Wir finden im gemeinen Leben nur allzuhäufig, daß weder alle Hörer, noch alle Lehrer des göttlichen Wortes Thäter desselben sind, daß Leute von den vortrefflichsten Einsichten die meisten Schwächen tragen, ja zuweilen die gewissenlosesten Diener ihrer Sinnlichkeit sind. Es fehlt ihnen, was oft bei den Minderunterrichteten in bewunderungswürdiger Macht prangt: Seelengröße, Kraft des Gemüths.

Vergrößere und erweitere die Stärke deines Geistes gegen alles Irdische; ohnedem ist keine Gewissenhaftigkeit möglich. Was fruchtet das vortrefflichste der Gesetzbücher ohne Vollziehung? Ist dein Geist nicht kräftig genug, seine Ueberzeugung von dem, was wahr und gut ist, siegend zu machen gegen die Begierden des Körpers: was helfen ihm die schönsten Ueberzeugungen? Sie vergrößern seine Verdammungswürdigkeit, und machen ihn sich selbst, wie Andern, nur zu einem um so verhaßtern Schauspiel.

Stärke aber wächst nicht durch Unterricht, sondern allein durch Uebung. Wer täglich das Schwere trägt, dessen Schulter

wird endlich mächtig, auch das Schwerere zu heben, worüber der Schwächling erstaunt.

Uebe dich also ununterbrochen, nach deinen bessern Ueberzeugungen zu wollen und zu handeln, und nicht nach den Einflüsterungen deiner ungerechten Begierden, deiner eigensinnigen Launen. Uebe dich täglich, deine äußern Thaten in vollkommene Uebereinstimmung mit deinen Begriffen von dem, was recht ist, zu bringen. Frage nie zuerst, wenn du einen Entschluß nehmen willst: ist es nützlich? sondern frage vor allen Dingen: ist es recht? Horche auf deines Gewissens Urtheil; es wird dir stark und unverholen sprechen. Und ruft es dir zu: Thue nicht also! es ist unedel! du würdest es nicht vor den Augen der ganzen Welt thun, nicht vor den Augen deiner edlern Bekannten, ohne vor Scham zu vergehen! — — dann verlasse den vom Gewissen verdammten Wunsch; dann frage dich nicht noch hintennach: aber würde es dich erfreuen; würde es Vortheil einbringen? Nein, was an sich schändlich ist, mag keinen Christen, mag kein edles, der Unsterblichkeit würdiges Gemüth wahrhaft erfreuen; was Unrecht ist, wird nie Vortheil bringen. Wer nach Nutzen und Vergnügen fragt, wenn sein Gewissen schon den Stab über den frevelvollen Gedanken gebrochen, der ist schon im Begriff, voll Niederträchtigkeit seine Seele und ihren angebornen Adel um eine flüchtige Lust feilzubieten.

Uebe dich täglich, dir selbst treu zu sein. Zwinge deine Lippen, nie anders zu reden, als du in dir denkst. Wir sollen zwar nie Alles unbedacht hinsagen, was wir denken; aber wir sollen das denken, was wir sagen. Und wie das Wort deines Mundes eine treue Abspiegelung deines Gedankens ist, so sei deine That gleichsam der entfernte Wiederhall deines Worts. Uebe dich dir nichts zu erlauben, was du für unerlaubt hältst; nicht über die zarten Grenzlinien der Pflicht hinauszuschreiten. Und wenn es jemals aus Unwissenheit und Irrthum, oder aus Uebereilung und allzugroßer Lebhaftigkeit geschehen wäre, ruhe nicht, bis du das Unrecht vollkommen vergütet, und die Harmonie zwischen deinen Thaten und Grundsätzen hergestellt hast. Dies heißt gewissenhaft sein.

Uebe dich, im Leben nichts für schön zu halten, als das Gute; nichts für nützlich, als das Wahre; nichts für vergnügend und ergötzlich, als das Erlaubte; nichts für ehrenvoll, als das Gerechte; nichts für beneidenswürdig, als die Tugend; nichts für Unglück, als die Sünde! In dieser Uebung wird die göttliche Stärke erwachsen, und du wirst Augenblicke erfahren, da du, Herr im Sturm der Sinne, über die Vorurtheile, Schrecken und Freuden der Welt erhaben, die höchste Seligkeit empfindest, deren das menschliche Gemüth unterm Himmel fähig ist: Harmonie des Geistes mit sich selbst, mit der weiten Schöpfung, mit Gott, dem Schöpfer.

Und immer kehre ich wieder zu Dir zurück, o Jesus Christus! Denn wenn ich des Hochvollendeten gedenke, zu welchem Menschennatur emporzureichen vermag, wie kann ich da anders, als auf Dich hinblicken! Gewissenhaftigkeit war der große Grundzug im Gemälde Deines Lebens, und brachte darin die bewundernswürdige Einheit und Größe hervor. Dein erstes öffentliches Wort, wie das letzte, welches Du sterbend vom Kreuze herab sprachst, waren Aeußerungen der gleichen Denkart, und zeugten für die hohe Unveränderlichkeit Deines Sinnes. Gewissenhaftigkeit leitete Dich durch Verfolgung und Tod siegreich, die göttliche Sendung an das Menschengeschecht zu vollbringen. In jeder Deiner Reden war ein Wiederklang Deiner Ueberzeugungen, in jeder Deiner Thaten ein Wiederklang Deiner Reden. Was Du versprachst, ward erfüllt. In göttlicher Selbstständigkeit waren für Dich Lust, Ehre, Würden, Güter und Vortheile nur Nebendinge. Unabhängig vom Irdischen, ohne den zweckmäßigen Gebrauch desselben zu verachten, bewiesest Du Dich in jener Freiheit, die das Eigenthum des Himmlischen ist, und aller Fesseln, aller Foltern spottet, und aller Tode!

Mit Deiner Gewissenhaftigkeit will ich Dir folgen, daß ich, eins mit der Tugend, eins werde mit Dir, o Jesus, und eins mit dem Vater im Himmel, der mir seine heiligende Kraft verleihen wolle, mir Schwachen. Amen.

12.

Der Kuß des Verräthers.

Luk. 22, 48.

Durch hohe, stille Redlichkeit
Wird, Herr, Dein Bild in mir erneut,
Verkläret meine Seele.
Gib, Gott, daß ich von Heuchelei,
Von Trug und Lüge immer frei,
Nur Wahrheit mir erwähle.

Wer Christi Sinn recht kennen lernt,
Der hält sich vom Betrug entfernt,
In Worten, wie in Thaten.
Wer heut noch Judas Kuß versteht,
Und seinen eignen Freund verräth,
Hat Jesum selbst verrathen.

Wenn ich mir den Lebenslauf Jesu vergegenwärtige, ergreift mich jedesmal eine wundersame Empfindung. Ich erblicke darin das Höchste und Tiefste des gesammten menschlichen Wesens. Was die kühnste Einbildung des weihevollen Dichters, der Scharfsinn und die Weltkenntniß des größten Weltweisen nicht hätte ersinnen können: das liegt im Leben Jesu, als geschehene Thatsache, wahrhaft, anspruchlos und klar da. So oft ich die Worte des Evangelisten lese oder höre, ist mir's, als spräche der Geist Gottes mit den Lippen eines unschuldigen Kindleins zu den Jahrtausenden. Ich erblicke in dieser Lebensgeschichte gleichsam die Lorbeer- und Dornenkrone der ganzen Menschheit; hier, in einem Kranze vereint, die kleinsten und höchsten Tugenden, deren das Herz des Sterblichen fähig ist; und wieder in einen Kranz verschlungen alles sündige Wesen der Menschen, von der kleinsten Schwäche bis zum empörendsten Laster und Verbrechen. So mußten auf die Tage Jesu die blendendsten Lichter, die dunkelsten Schatten zusammentreffen; denn diese Tage waren die wichtigsten der Menschenwelt, die Scheidelinie zwischen Alterthum und neuem Zeitgeist, das Brechen zwischen Nacht und Tag.

Wie würde ich enden, wenn ich diesen großen Stoff beschreiben und erschöpfen wollte, wenn ich schildern wollte, wie der erhabene Dulder immer größer, immer göttlicher handelte, je

größere Verbrecher ihn mit Leichtsinn, Haß und Undank verfolgten! Aber am göttlichsten war er, da das Laster am teuflischsten wurde. Er war es, da Judas, sein eigener Schüler, in der Schreckensnacht zu ihm kam an der Spitze seiner Verfolger, und ihn küssend verrieth, und Jesus, noch immer liebend, ihm die abscheuliche That nur mit den schonenden Worten vorwarf: Judas, verräthst du des Menschen Sohn mit einem Kuß? (Luk. 22, 48.) Er war es, da er am Stamm des Kreuzes noch mit flehenden Lippen für seine Feinde betete; auch für Judas hat er gebetet.

Christus hatte den stolzen Hohn der Sadducäer, den Haß und Neid der Pharisäer, die Verleumdung seiner reinsten Thaten, den Undank des Volks — Alles, was das Erdenleben für gewöhnliche Menschen Bitteres hat, erfahren; endlich auch das Allerbitterste: Verrath durch seinen eigenen Freund, seinen Jünger, den er mit Wohlthaten überhäuft hatte, Verrath durch einen seiner Lieblinge — die Menschheit schaudert! Jedes Laster hat seine eigenthümliche Schande; aber Verrätherei, als Keim aller Laster, vereinigt auch die Abscheulichkeit aller in sich. Sie entspringt aus verderbtem Gemüth, um die öffentliche Verachtung zu ärnten. Es ist Sprichwort fast aller Völker: man kann das Verrathene lieben, aber den Verräther haßt man. Es ist diese Art des Vergehens allen Menschen so ekelhaft, daß es, selbst wo es auf die gelindeste Weise begangen wird, ohne Entschuldigung, und ein Gegenstand der Verachtung bleibt, ungeachtet man doch wohl oft andere Fehler noch gern zu bemänteln oder mit zärtlichen Namen zu verzieren sucht. Selbst da, wo der Verräther Niemanden als sich selbst schadet, wird er verhöhnt.

Dies ist der Fall, wenn Jemand an seinen eigenen Geheimnissen oder Vortheilen zum Verräther wird durch unzeitiges Plaudern. Man benutzt seine unüberlegten Reden, oft ihm selbst zum Verderben, aber verspottet ihn, und hütet sich, mit ihm in näherer, vertrauterer Berührung zu stehen. Denn wer nicht stark genug ist, dasjenige zu verschweigen, was seine eigene Person angeht: wer darf dem das Fremde anvertrauen? Diese unbesonnene Ausplauderei hat immerdar einen unedlen Ursprung. Sie entstammt, wo

nicht immer einer wirklichen Beschränktheit des Verstandes, doch einer geheimen Leidenschaft, welche mächtig genug ist, den Verstand für Augenblicke zu lähmen, und zu Unbesonnenheiten zu verleiten. Bestehe nun diese Leidenschaft in neidischer Schmähsucht oder in der Eitelkeit und thörichten Begierde, sich Andern durch das, was man zu sagen hat, recht wichtig zu machen, oder auch nur in einem wahrhaft kindischen Leichtsinn; jederzeit bleibt der Selbstverräther ungeliebt, ohne Vertrauen, als ein widersinniger Feind seiner eigenen Ehre, seines eigenen Glücks.

Doch ungleich schwärzer steht die Seele desjenigen da, der Geheimnisse oder Angelegenheiten, die besser verschwiegen, als aller Welt offenbart wären, von andern Personen bekannt macht. Es ist kaum ein großer Unterschied zu machen, ob solche Angelegenheiten dem Ausplauderer zufällig bekannt, oder ihm ganz besonders anvertraut worden sind. Im ersten Falle hatte er kein Recht, das, was Sache, Angelegenheit und Eigenthum seines Nächsten war, und was dieser seines Nutzens willen nicht offenkundig werden lassen wollte, ihm zu entreißen, und aller Welt mitzutheilen; im andern Falle hatte er die Zuversicht seines Mitmenschen, seines Vorgesetzten oder Untergebenen gemißbraucht und ein gegebenes Wort gebrochen. Er opfert selbstsüchtig den Vortheil des Andern seinem eigenen Nutzen auf, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, daß der Schaden des Andern ungleich bedeutender sein kann, als der eigene Gewinn. Aber wann achten verworfene Seelen auch nur auf die einfachsten Grundsätze der bloßen Lebensklugheit? Judas verkaufte das Leben seines Vaters, Bruders und Wohlthäters um den Gewinn von dreißig elenden Silberlingen.

Freilich aber, die Lebensklugheit edler und guter Menschen ist himmelweit von der Lebensklugheit feiler Bösewichte verschieden. Jene wollen keinen Nutzen ohne Rechtlichkeit, diese keine Rechtlichkeit ohne Nutzen. Jene berechnen die Zukunft, diese hängen vom Augenblicke der Gegenwart ab. Jene sind daher in ihren Handlungen folgerecht, und können es sein; diese hingegen leben mit ihren Thaten und Grundsätzen im ewigen Widerspruch, gleichen sich keinen Tag, und können es nicht anders.

So tief ist an manchen Orten die Menschheit verderbt, daß sie die Klugheit des Lebens nur in einem Gewebe von Ränken, Betrügereien, Umtrieben, Heucheleien und freundlichen Bosheiten erblickt, und die Verrätherei, welche sie selbst mit lauter Stimme verflucht, zu einer Art von Kunst erhöht. Und wofür diese Abscheulichkeiten alle, welche den reinen Genuß jeder Freude, allen Frieden des Gemüths, das gesammte eigene Leben vergiften? — Um einem Großen sich gefällig zu machen; oder um Andere in seiner Gunst zu stürzen; oder ein Amt zu erkriechen, zu welchem eigenes Verdienst keine Berechtigung und Hoffnung gibt; oder um ein Stück Geldes zu erbeuten oder irgend eine andere Auszeichnung. Da lächeln sich erklärte Gegner mit süßlicher Höflichkeit an, und umschleichen einander schmeichelnd in schlangenhafter Geschmeidigkeit; da schwören sie einander Liebe und Treue, ohne daß weder der, welcher den Schwur gibt, noch der, welcher ihn empfängt, daran glaubt; da lauert und belauscht man sich in Worten, Blicken und Geberden, um eine schwache Seite, ein Geheimniß zu erspähen; da wechselt man, einander gegenüber, Versprechungen und gleisnerische Liebkosungen, um sich gegenseitig offenherzig zu machen, damit man endlich Verräther werden könne, sobald man aus einander geht. Der heißt der Gewandteste, der Klügste, welcher in seiner wahren Denkart der Undurchdringlichste, in schlauen Nachstellungen der Beharrlichste, in Ueberlistungen der Glücklichste ist. Wehe, welch eine Lebensklugheit! — Sie gibt uns ein Gemälde der Hölle.

O, es lebt noch mancher Judas, der das Allerheiligste um dreißig Silberlinge verkaufen kann! Es wird noch mancher Judaskuß von den Lippen der Falschheit geküßt!

Du hast diesen Kuß geküßt, Treuloser, der du, in langer Vertrautheit mit einem Freunde lebend, dann aus Eigennutz und Selbstsucht gegen ihn erkaltend, hingehen konntest, seiner Offenherzigkeit zu spotten, seine Geheimnisse zu enthüllen, seine Ehre zu zerstören! — Du hast diesen Kuß geküßt, Ehebrecher, den nach einem fremden Weibe gelüstet; der die heiligen, vor Gottes Altar geschwornen Eide vergaß an einem fremden Herzen, und die Gattin liebkosete, um ihr deine Ruchlosigkeit, deinen Meineid

zu verbergen. — Du haſt dieſen Kuß geküßt, Wollüſtling, der du voll Geilheit ausgingſt, eine Unſchuld zu verführen, und Ehre und Glück eines harmloſen Lebens zu verrathen. Mit deinen Liebkoſungen lieferteſt du ein unglückliches Weſen der Schande, der öffentlichen Entehrung, vielleicht dem Blutgerüſt, gewiß aber den ſchmerzlichſten Gewiſſensbiſſen aus. — Du haſt dieſen Kuß geküßt, Heimtückiſcher, der du mit einer lächelnden Miene demjenigen naheſt, den du im Herzen beneideſt oder haſſeſt, dem du Fallſtricke legſt und Gruben gräbſt, die du ihm mit heuchleriſchem Schönthun verbergen möchteſt, damit er deſto ſicherer darin untergehe! — Du haſt dieſen Kuß geküßt, ſchamloſer Betrüger, der du mit glatter Zunge Lügen und Schmeicheleien ausſpendeſt, um dich durch Uebervortheilung deines Nebenmenſchen zu bereichern.

Die Abſcheulichkeit des Verraths ſteigt in gleichem Verhältniſſe, je größer die Verpflichtungen von Liebe und Dankbarkeit des Verräthers gegen diejenige Perſon ſind, die er zu verrathen die Bosheit hat. Daher empört es das Innerſte, wenn man einen Menſchen zum treuloſen Verräther deſſen werden ſieht, der ihn mit Wohlthaten beglückte, der ihm zu Ehren oder Vermögen, oder auch nur zur Fähigkeit half, ſich eine beſſere Laufbahn zu eröffnen. Eine ſolche That könnte ſchwachen Gemüthern alles Vertrauen zur Menſchheit rauben. — Ach, und iſt ſolcher Undank in unſern Tagen unerhört? — Iſt es ganz unerhört, daß Kinder ungerathener Art aus Habſucht oder Stolz ſich gegen ihre eigenen Aeltern auflehnen, gegen diejenigen, denen ſie Leben, Jugendfreuden, Erziehung, Geſchicklichkeit und glückliche Verhältniſſe danken? Iſt es unerhört, daß ſie dieſelben verfolgen und deren Feinden verrathen können? — Mag auch irgend ein Zwiſt endlich die Herzen des Sohnes und Vaters, der Mutter und Tochter, oder des Gatten und der Gattin von einander entfernt haben, — auch die bitterſte Kränkung, auch die größte Beleidigung kann nie groß genug ſein, die Werke früherer Liebe vergeſſen zu machen, und durch Verrath an einem Herzen zu entſchuldigen, dem wir ehemals theuer waren.

Darum wird unter allen Nationen des Erdballs keine Art öffentlicher Vergehungen für entehrender und fluchwürdiger ge-

halten, als Verrätherei am Vaterlande. Das Vaterland ist die Heimath der großen Familie, unter deren Schirm und Pflege wir geboren, in deren Anstalten wir zu brauchbaren Menschen erzogen, durch deren Gesetze wir im Genuß unsers Eigenthums, im Besitz oder Empfang von Erbschaften geschützt, durch deren öffentliche Einrichtungen wir in den Stand gesetzt wurden, uns wie Andern nützlich zu werden. Aufforderungen zur Dankbarkeit genug! — Aber in dieser großen Familie leben unsere Brüder, Schwestern, Aeltern, Blutsverwandte, Jugendgespielen und Freunde. Hier wurden uns durch die Zuneigung und Güte unserer Mitbürger, unserer Vorgesetzten und Untergebenen viele glückliche Tage und Stunden gegeben. Aufforderungen zur Liebe genug! — Wie muß die Denkart des Menschen beschaffen sein, der aus Rachsucht oder Ehrgeiz, aus Geldbegierde oder Feigheit die ganze Summe seiner theuern Pflichten aufopfert, und Verräther an Allen wird, die ihn liebten, und die er einst liebte! Wie muß die Denkart des Menschen beschaffen sein, der tausend unschuldige, ihm ganz unbekannte Personen in das allgemeine Unglück hinabstürzt, welches die Feinde des Vaterlandes bisher gegen dasselbe vergebens zu bereiten suchten? Wie kann er vor seinen Mitbürgern, wie vor der Welt, wie vor Gottes Antlitz, wie vor dem Richterstuhl seines eigenen Bewußtseins dies schwärzeste aller Verbrechen entschuldigen? — Wie kann er seiner Verrätherei gedenken, ohne der Schmach seines Volks, ohne des Entsetzens, der Verwirrung, der Noth, der tausend Thränen, der Zerrüttung zahllosen Familienglücks nahe und fern, ohne der Sterbenden zu gedenken, die durch ihn die Beute eines allzufrühen Todes wurden? — Mit Recht lastet der schwerste Fluch der Völker auf den Namen der Vaterlandsverräther. — Aber dieser Fluch geht erbend auf Kinder und Kindeskinder hinab. Der Verräther konnte viel Unheil und Verderben wirken; das entsetzlichste bereitete er sich selbst. Er ist zugleich Verräther seines eigenen Glücks, seiner eigenen Ehre, seiner eigenen Seele!

Judas ertrug die Gewalt dieses Fluches nicht lange, und unterlag demselben. Er brachte die dreißig Silberlinge den Hohenpriestern und Aeltesten wieder und schrie: Ich habe Uebels

gethan, daß ich unschuldig Blut verrathen habe! — Er floh, mit den Schmerzen der Hölle in der Brust, und erhängte sich selbst in den Schauern der Verzweiflung.

Ach, ist es noch nöthig, daß ich mir die unvermeidlichen, lebensverderblichen Folgen dieses Verbrechens schildere, um mich auf immer vor demselben zu bewahren? — Nein, es ist genug, das Laster in seiner ganzen Ekelhaftigkeit zu erkennen, um es zu hassen. Hinweg davon den Blick! Das Schauspiel ist allzubetrübend. — Ich will meine Seele lieber erheben an Deiner Seelengröße, göttlicher Dulder, Jesus Christus, Vollender am Kreuze. Es ist genug, die Liebenswürdigkeiten Deiner Tugenden zu empfinden, um zu ihrer Nachahmung begeistert zu werden.

Und so wende ich mich wieder zur Triumphstätte Deiner himmlischen Gesinnungen, sehe dich auf Golgatha's Höhe den großen Tod der Welterlösung sterben; höre Dich sterbend noch zum Vater im Himmel flehen für das Heil Deiner Mörder!

Vollender, o Dein heiliges Blut fließe auch mir zum Segen. Möge auch ich, ein Sieger über Schwächen, Fehler, Sünden, einst mit Freudigkeit und im Vorgefühl meiner Vollendung in der Todesstunde rufen: Vater, nimm meinen Geist auf zu Dir! Es ist vollbracht! Amen.

13.

Von der Treue in Kleinigkeiten.

Luk. 19, 12—26.

Ueb' immer Treu' und Redlichkeit
'Bis an dein kühles Grab,
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab.

Dann wirst du wie auf grünen Au'n
Durch's Erdenleben geh'n;
Dann kannst du sonder Furcht und Grau'n
Dem Tod entgegen seh'n.

Dann suchen Enkel deine Gruft,
Und weinen Thränen drauf,
Und schau'n zu Dem, der einst sie ruft,
Voll Freudigkeit hinauf.

Nichts ist alltäglicher unter den Menschen, als die hohe Meinung, welche fast Jeder von sich und seinen Kräften und Anlagen hat. Es hält sich nicht leicht Einer für so böse oder schwach, als er in der That ist. Man traut sich gar zu gerne zu, wenn es darauf ankommt, auch wohl das Schwerste vollbringen zu können. Zwar aus Bescheidenheit oder Klugheit schweigt man; aber im Stillen wird es gedacht.

Daher mag es kommen, daß Viele, wenn sie von einer schönen Handlung erzählen hören, ihr zwar den Beifall nicht versagen, der ihr gebührt, aber doch nicht viel Aufhebens davon machen, indem sie zu fühlen glauben: „Wäre ich in der Lage gewesen, ich hätte wohl eben so gehandelt, und vielleicht noch besser." Die That, so schön sie gewesen sein mag, wird schneller vergessen, als eine schlechte von gleicher Wichtigkeit. Denn Niemand zweifelt bei sich, daß er so schändlich nicht hätte sein können.

Beobachtet man aber die Leute genauer, welche ein so stolzes Selbstvertrauen haben, wird man nicht selten gewahr werden, daß sie im gemeinen Leben bei weitem nicht so streng fromm, so gewissenhaft sind, als man von ihnen erwarten sollte. Sie erlauben sich selbst bei geringen Anlässen, wo rechtlich und edel zu denken gar keine große Anstrengung erforderte, mancherlei Ab-

wege. Und hält man es ihnen vor, so antworten sie, oder trösten sich selbst damit: o das sind ja nur Kleinigkeiten! Man stelle uns nur bei wichtigern Dingen auf die Probe!

Hier aber liegt der große Irrthum des großen Haufens der Menschen, daß sie glauben, in alltäglichen Vorfällen seine Pflicht thun, sei zu leicht, zu nichtssagend; aber in außerordentlichen Begebenheiten, da entwickele sich die wahre Seelengröße und Tugendstärke; da wäre der Werth des Menschen zu prüfen, nicht in geringfügigen Dingen! — — Der Irrthum liegt darin, daß man die Größe und den Folgenreichthum einer Handlung mit der Größe der dabei bewiesenen Tugend verwechselt. Der Werth unsers Herzens hängt aber nicht von der Wichtigkeit der äußern Handlung, sondern von der dabei, wie bei der geringsten That, gehabten Gesinnung ab.

Es ist ohnehin weit leichter, in äußerlich wichtigen Dingen den Grundsätzen der Rechtschaffenheit treu zu bleiben, als in alltäglichen Vorfällen und Kleinigkeiten. So auffallend und ungewöhnlich dieser Satz zu sein scheint, eine so merkwürdige Wahrheit enthält er doch.

Da wo unsere Denkart in großen und folgenreichen Anlässen auf die Probe gestellt wird macht uns schon die Wichtigkeit des Schrittes, welchen wir zu thun haben, aufmerksamer auf uns selbst. Wir werden geneigter, an den Ausgang dieser Sache zu denken. Je wichtiger diese ist, je größer scheint uns der Ruhm, über die Verführung obzusiegen, und je größer ist die öffentliche Schande, wenn wir uns verfehlen. Was oft innige, reine Liebe des Guten nicht vermag, das bewirkt noch unser Ehrgeiz, unsere Furcht vor der Schmach. Dafür ist uns kein Opfer, keine Anstrengung zu theuer. Die Klugheit selber räth es. Aber die Wichtigkeit der Angelegenheit, wo es darauf ankommt, rechtschaffen oder gewissenlos zu handeln, bringt auch unser sinnliches Gefühl in lebhaftere Thätigkeit, als es Kleinigkeiten können. Der natürliche Abscheu vor einem Verbrechen regt sich stärker, und der edle Stolz des Gemüthes, das Aeußerste zu wagen, um seiner selbst würdig zu handeln, reizt zu einer größern Kraftanstrengung. Man kann sich zu großen Entschlüssen

begeistern; denn Alles fordert dazu auf. Fluch und Schimpf und Verachtung drohen auf der einen, Bewunderung und Preis lächeln auf der andern Seite. — Daher sind grobe Verbrechen auch nur Seltenheiten; und mancher Mensch, dem man sonst nie viel Rühmliches nachzusagen wußte, der sich im gemeinen Leben vielerlei Unerlaubtes verzeihen konnte, ist bei sich ereignenden Vorfällen größer, heldenmüthiger und für die Tugend erwärmter, als man von ihm erwartet hätte.

Aber alle diese Reizmittel zur Aeußerung edler Gesinnungen fehlen bei Kleinigkeiten und alltäglichen Handlungen, die ohne merkwürdige Folgen bleiben. Man hält sie an sich schon für gleichgültiger, und ist daher auch gleichgültiger, wie man sie zu nehmen habe. Man verzeiht sich kleine Nachlässigkeiten, weil sie Niemand bemerkt, und gestattet sich Schwächen, weil man den traurigen Trost hat, daß man kein Engel sei. Die Begeisterung für das Bessere, welche leicht durch außerordentliche Lagen und Verhältnisse geweckt wird, fehlt in den gewöhnlichen Handlungen des gemeinen Lebens; und die Furcht vor öffentlicher Schande trifft uns nicht, weil die Sache gar zu unbedeutend zu sein scheint. Man wird also treulos an Recht und Tugend, nicht weil es zu leicht ist, in Kleinigkeiten gerecht und gottgefällig zu sein, sondern weil es zu schwer ist. Denn, weil täglich und stündlich eine ganze Reihe von Gedanken und Gefühlen und Handlungen statthaben, die ohne wichtige Folgen sind, ist, um überall ächtchristlich zu sein, eine beständige Aufmerksamkeit und Besonnenheit erforderlich. Jedermann weiß aber, daß man leichter in einem Augenblick schöner Begeisterung groß handeln, als immerdar, auch bei scheinbar geringfügigen Dingen, voll stiller Bedachtsamkeit sein kann.

Aus diesen Ursachen ist gewiß, daß, wenn man die tugendhafte, rechtschaffene Gemüthsart eines Menschen richtig beurtheilen will, weniger auf seine Handlungen bei wichtigen Anlässen, als auf sein häusliches Leben und seine gewöhnliche Denkart in Kleinigkeiten, gesehen werden müsse. Das Wichtige geschieht nur selten; das Unwichtige alle Tage. Aus einzelnen kleinen Theilen besteht der ganze Lebenslauf.

Auch Jesus Christus, der göttliche Richter unserer Gesinnun-

gen, welcher tief in das Herz der Sterblichen blickte, machte in seinen Belehrungen auf den Werth der Tugend in Kleinigkeiten aufmerksam. Er bewies in jenem herrlichen Gleichnisse von den anvertrauten Pfunden, daß es nicht darauf ankomme, wie große oder kleine Gelegenheiten uns Gott gebe, tugendhaft zu denken und zu thun, sondern was wir aus diesen Gelegenheiten machen. Darum sprach der Herr, welcher von seinen Knechten Rechenschaft über die Anwendung der ihnen anvertrauten Pfunde forderte, zu dem, welcher seinen Theil am besten benutzt hatte: Ei du frommer und getreuer Knecht, du bist über Wenigem treu gewesen, ich will dich über Viel setzen; gehe ein zu deines Herrn Freude. (Matth. 25, 21.)

Treue und Edelsinn in Kleinigkeiten sind der zuverlässigste Beweis von einer festen Tugend und einem reinem Herzen; ein Beweis, daß in solchem Gemüthe fortdauernde Besonnenheit, fortdauernde Neigung zur Rechtlichkeit herrscht; daß ihm nichts klein oder gleichgültig scheint, was mit den Geboten der Gottheit, mit den Forderungen eines guten Gewissens im leisesten Widerspruch steht. Es sind Viele, die sich hüten, irgend eine auffallende Betrügerei zu begehen. Sie fürchten die Rache des Betrogenen. Aber zu ihrem Vortheil einen Nebenmenschen in Kleinigkeiten zu überlisten, daraus machen sich die gleichen Personen oft sogar eine Ehre. Es gibt Andere, die ehrlich genug sind, fremdes Eigenthum, welches der Zufall in ihre Hände spielt, gern dem rechtmäßigen Besitzer zurückzuerstatten, ungeachtet sie dadurch ihre Glücksumstände sehr hätten verbessern können. Aber die gleichen Leute nehmen es sich nicht übel, durch schlechte Waare, oder falsches Gewicht, oder unmäßigen Wucher, oder Hartherzigkeit gegen Arme, oder Zurückbehalten erborgter kleiner Summen, oder Erbschleichereien, oder Mißbrauch fremder Gutmüthigkeit, oder Marktschreiereien, ihr Vermögen zu vergrößern. Es gibt Andere, die es sich nicht möchten zu Schulden kommen lassen, einen Ehebruch zu begehen, eine Unschuld zu verführen. Sie behaupten eine strenge äußerliche Ehrbarkeit. Aber die gleichen Leute halten es für keine Vergehung, sich an geilen Bildern oder Vorstellungen zu vergnügen, in ihren stum-

men Begierden zu sündigen, in ihren Gedanken die Ehe zu brechen. Es gibt Andere, sie verabscheuen Zank und Streit, leben entfernt von Prozessen, schaudern, wenn sie von Blutrache und Mordthaten vernehmen müssen. Aber dieselben Personen verargen es sich nicht, wenn sie Andern mit ihrer übeln Laune beschwerlich fallen; oder kleine verdrießliche Neckereien üben können; oder empfindliche Sachen zu sagen wissen, gegen die man nicht wohl etwas erwiedern kann oder darf. — Nein, nein! da ist kein reines Herz, da ist keine feste Tugend. Denn Edelsinn und Treue mangeln in den kleinen Angelegenheiten des Lebens, die eben darum, weil sie die häufigsten sind, die wichtigsten für das Ganze sind.

Wer Treue und Edelsinn in allen kleinen Handlungen seines Lebens beweiset, der ist auch fähig, sie in wichtigen und entscheidenden Augenblicken zu zeigen. Ist einmal in der Brust des Menschen das Gefühl der Rechtlichkeit und Güte so herrschend und bleibend geworden, daß er in allen und jeden Vorfällen des häuslichen Lebens sich desselben bewußt ist; auch bei Kleinigkeiten denkt: es ist unrecht, unbillig; wie sollte ich solches Uebel thun, und wider meinen Gott sündigen? — der hat angefangen, die Tugend selbst zu seiner zweiten Natur zu machen. Wie wird der, welcher geringe Fehler meidet, und Schwächen an sich haßt, die Hand zu einem Verbrechen reichen? Wie wird dem, der das Schwerste täglich leistet, nicht auch das gelingen, was schon dadurch leicht wird, weil Klugheit, Ehrgeiz, Furcht vor den Folgen des Bösen, und die natürliche Begeisterung für das Gute die Kraft zu demselben beleben! Die Natur geht in Allem schrittweise. Ein verdorbenes Herz heiligt sich nicht plötzlich; und ein reines Gemüth stürzt sich nicht jählings in den Schlamm des Verbrechens. — Was ist denn die Tugend des Christen Anderes, als eine Fertigkeit in rechtschaffenen Gesinnungen und Thaten; und wie kann diese Fertigkeit anders erworben werden, als durch anhaltende Uebung auch bei den geringsten Anlässen?

Es gibt unter den Gesinnungen und Handlungen, zu denen wir im häuslichen Leben, oder außer demselben im Umgang mit

Menschen veranlaßt werden, eigentlich nur wenige, von denen wir sagen können, sie seien ganz gleichgültig. Es kommt immer auf den Menschen an, welchen Werth er ihnen erwerben oder mittheilen will. Das, was du unschädlich thust, hättest du noch nützlicher begehen können. Das, was du sprachst, hättest du mit mehr Vorsicht, oder mit größerm Wohlgefallen sagen können. Es ist aber durchaus nicht gleichgültig, ob du, selbst in dieser Kleinigkeit, besser oder schlechter gewesen bist. Aus allem Kleinen entspringt erst das Große. Die Quellen des Stroms sind klein, und klein die Samenkörner der Gift- und Balsampflanzen. Die Gewohnheit, Alles finster zu beurtheilen, übel auszulegen, bringt endlich zum Verlust des Glaubens an die Menschheit. Die Gewohnheit, nur an sich zu denken, und für den eigenen Vortheil Alles zu berechnen, was auch geschehe, ist der Anfang des niedrigsten Eigennutzes, des empörendsten Ehrgeizes, des bittersten Neides. Der Trunkenbold wird es nicht in einem Tage; und der Straßenräuber, oder der Veruntreuer öffentlicher Gelder, fing die Reihe seiner Verbrechen damit an, daß er zu nachlässig gegen sich in unerlaubten Kleinigkeiten war.

Wie zum Bösen, so geht auch der Weg zum Guten von Kleinigkeiten aus. Man spielt erst mit der Sünde in Gedanken; sind wir vertraut mit ihr, so wagen wir sie im Wort; geht es ungestraft hin, so springt sie in die That über. Darum soll dem, welchem Selbstveredlung, Heiligthum und wahres Christenthum die höchste Angelegenheit sind, daran liegen, in Kleinigkeiten damit den Anfang zu machen. Die stillen Gedanken und Gespräche, die einförmigen Beschäftigungen des häuslichen Lebens geben dazu unaufhörliche Gelegenheit. Sei ein frommer und getreuer Knecht über das Wenige; Gott wird auch den Augenblick herbeiführen, da er dich über Viel setzt.

Sei voll Edelsinns und treu auch im Kleinen. Schäme dich auch des leisesten unanständigen Wunsches, den du, ohne zu erröthen, nicht in Gegenwart solcher Personen aussprechen würdest, vor welchen du Hochachtung hast. Selbst wenn du voraus wissen kannst, daß dein Wunsch ohne Folgen bleibt, verbanne ihn, indem du dich zerstreuest. Sei deinen bessern Gefühlen und Grund-

sätzen treu. Denn eine unedle Begierde hat der schlechten Folgen genug, indem sie schon durch ihr bloßes Dasein dein Gemüth befleckt, und mit dem, was an sich unrecht ist, in eine gefährliche Vertraulichkeit bringt.

Sei treu und edelsinnig im Kleinen, auch im bloßen Wort. Gib kein Versprechen, welches du nicht zu halten Lust hast, oder von dem du nicht voraussiehest, daß du es erfüllen kannst. Lerne Wort halten, auch zu deinem Schaden. Was du verlierst, ist noch immer nicht so wichtig, als der Verlust des äußern Zutrauens und als der innere Schimpf deines Gewissens. Sei treu den Verpflichtungen, die du eingegangen bist, und edelsinnig überall in deinen Aeußerungen. Darum lerne deine Worte hüten. Rede nie anders, als mit Wohlwollen. Uebe dich darin; bald wird es dir Bedürfniß sein. Selbst wenn du in dem Verhältnisse stehst, daß du Untergebene strafen sollst, laß noch durch allen deinen Ernst Wohlwollen gegen sie blicken; selbst wenn du deine Rechte gegen Andere zu beschützen hast, zeige noch Wohlwollen gegen sie in deiner Vertheidigung. Aber dieses sei nicht nicht Künstelei, sondern Herzlichkeit und Wahrheit. Beweise es in allen Kleinigkeiten. Du wirst es sehr leicht können, wenn du, so oft du geneigt wärest, Andere zu erzürnen, dich sogleich erinnerst, welche löblichen Eigenschaften sie haben können, wodurch sie die Achtung und Freundschaft anderer Personen genießen. Denn jeder Mensch hat auch seine schätzenswerthe Seite.

Sei treu im Kleinen, auch in scheinbar unbedeutenden Dingen des Handels und Wandels. Nimm rechtmäßigen und erlaubten Lohn für deine Arbeit, aber deine Arbeit, deine Waare sei deines Lohnes werth. Gehe rechtlich in all deinem Verkehr zu Werke; ziehe von der Unwissenheit des Andern keinen Vortheil, oder von seinem blinden Zutrauen. Verschmähe auch den Heller, der dir nicht gebühret, und verachte niedrige Kunstgriffe, die dem, was du thust, gibst und arbeitest, einen Werth verleihen sollen, der ihm in der That mangelt.

Sei treu auch in den allergeringsten Kleinigkeiten deines Berufes oder deiner Amtspflichten. Denke nie: was kann man mit strengem Recht von mir verlangen? sondern: was könnte ich auch

außerdem noch mehr thun, um in meinem Beruf und Amt, vermöge meiner Fähigkeit, der Beste zu sein, also daß keiner meiner künftigen Nachfolger mich übertreffe? Halte nichts für gering in deiner Stelle. Nur wer nichts versäumt, der hat Alles geleistet.

Sei treu auch in den kleinsten Rücksichten, die du der Freundschaft oder der ehelichen Verbindung schuldig bist. Auch nicht mit deinen Gedanken verletze die schöne und heilige Pflicht! So wie sich die Tugend des Menschen am gewissesten in allen seinen einzelnen Aeußerungen offenbart, so insbesondere auch die Freundschaft. Es ist ein verkehrter Sinn, wenn wir von denen, mit welchen wir in enger, traulicher Verbindung leben, die meiste Nachsicht gegen unsere Unarten fordern. Eben diese Engheit der Verbindung macht ihnen unsere Nachlässigkeit am empfindlichsten, und setzt sie denselben am meisten aus. Hier sollen wir die meiste Schonung, die sorgfältigste Aufmerksamkeit beweisen. Einzelne Liebenswürdigkeiten, durch welche wir uns einst gefällig zu machen wußten, werden schnell von einer Reihe Kleinigkeiten verdunkelt, die übeln Eindruck machen. Du sagst: aber es sind äußerst gleichgültige Dinge, warum es da so genau nehmen? Wenn sie gleichgültig und leicht sind, warum thust du sie nicht eben so leicht zur Beförderung der Freundschaft gut, als du sie zur Zerstörung derselben schlecht machst? Es ist aber nichts gleichgültig, was die Liebe vermindert.

Sei treu und edelsinnig in Kleinigkeiten, so wirst du es desto gewisser in größern Angelegenheiten sein. Sprich nie: gleichviel, wie ich es mache! sondern frage dich selbst: wie kannst du es am besten und zur Zufriedenheit und Freude Anderer machen? Aus einzelnen Tropfen besteht das Meer, aus Augenblicken das Leben, aus einer beständigen Verkettung rechtschaffener und wohlwollender Gesinnungen im Kleinen die tugendhafte Gemüthsart im Großen, aus der daraus entspringenden Zufriedenheit jedes Augenblicks die innige Glückseligkeit des gesammten Lebens. Und diese Glückseligkeit wird vermehrt durch die Hochachtung, durch das Zutrauen, durch das erwiederte Wohlwollen der Menschen, die uns umgeben, durch den Beifall Gottes, der alles Gute segnet. —

Sei getreu bis in den Tod, und du wirst die Krone des Lebens empfangen!

Oft sehnte auch ich mich in einer frommen Gemüthsstimmung nach Gelegenheit, meine Tugend beweisen und meine redliche Denkart an den Tag legen zu können — ach! und ich bedachte nicht, wie ich täglich und stündlich in tausend Kleinigkeiten dazu aufgefordert sei. Warum sollte Gott mich über Viel setzen, da ich im Geringen noch nicht treu zu sein verstand? — War meine Begierde nach frommen Thaten wohl ganz rein, oder nicht vielmehr ein Trieb, vor andern und vor mir selbst zu glänzen? — O mein himmlischer Lehrer, mein Wegweiser zu Gott, mein Heiland, nun erst habe ich Dich verstanden! Ich will von nun an auch auf mein Betragen in Kleinigkeiten achten; Sorgfalt auch auf das Geringste verwenden, daß auch mir einst der beseligende Zuruf gelte: Ei du frommer und getreuer Knecht, du bist über Wenigem getreu gewesen; ich will dich über Viel setzen; gehe ein zu deines Herrn Freude! Amen.

14.

Wiedererstattung.

Habakuk 3, 6.

Aller meiner Brüder Rechte
Sollen, Gott, mir heilig sein.
Wenn ich sie zu kränken dächte,
Ihres Kummers mich zu freu'n,
Ueber sie mich zu erheben,
Oder nur allein zu leben:
Dann verletzt' ich meine Pflicht,
Ehrte Deinen Willen nicht.

Könnt' ich, taub bei ihren Klagen,
Ihnen das aus Eigensinn,
Oder Neid und Geiz versagen,
Was ich ihnen schuldig bin,
Und mit schuldigem Gewissen
Ungerechtes Gut genießen:
Welche Schmach verdient' ich nicht,
Welch' ein schreckliches Gericht!

Nein, ich will im Treuen wandeln,
Gott, vor Dir, als meinem Herrn:
Ehrlich gegen Alle handeln
Und von falschem Gute fern.
Du, o Richter aller Welten,
Wirst einst groß und schwer vergelten,
Wenn sich Dein Gericht mir naht,
Was ich Mensch an Menschen that.

Schlechte Zeiten machen nicht die Menschen schlecht; sondern schlechte Menschen machen die schlechten Zeiten. Ein edles Volk wird auch im größten Unglück achtungswürdig, und eben dadurch schon nicht ganz unglücklich werden. Es wird durch die Tugenden seiner Bürger die Menge hereinbrechender Unfälle und Uebel vermindern.

Wo hingegen in den Tagen des Friedens die Sittlichkeit des Volks vernachlässigt ward durch die Unachtsamkeit der Obrigkeit und Regenten, wie durch die Gleichgültigkeit der Religionslehrer und Erzieher, wird man in stürmischen und verworrenen Zeiten, wenn die Strenge der bürgerlichen Gesetze nachläßt, alle Gräuel und Schändlichkeiten der Reihe nach erscheinen sehen, zu welchen selbstische Niederträchtigkeit und entzügelte Leidenschaft fähig

machen. Die Rohheit ausgelaſſener Krieger, die allgemeinen, ungeſtraft bleibenden Beiſpiele des Laſters, machen gegen viele Abſcheulichkeiten, die man ſonſt nicht ohne Schaudern denken konnte, gleichgültiger, und der große Haufe der Schwachen, von dem man ſonſt ſagen könnte, ſie ſeien weder gut noch ſchlecht, wird von dem, was er ſieht, zum Böſen hingeriſſen. Dann ſorgt Jeder nur, wie er ſich emporhält; dann ſinnt Jeder nur, wie er ſich bereichern könne, gleichviel ob auf redliche oder unredliche Weiſe. — Aber der Sturm verſchwindet; die Ordnung kehrt zurück und mit ihr zugleich alles öffentliche und geheime Elend der Familien, welches die ewige Frucht verübter Verbrechen bleibt. Wer ſeinen Nächſten unglücklich gemacht, kann ſich darum nicht freuen, glücklich zu ſein; wer fremdes Eigenthum an ſich geriſſen, dem will es nicht gedeihen.

Es gibt kaum ein Laſter, welches allgemeiner gehaßt wird an denen, die es begangen haben, und ſeine Strafe ſchneller hinter ſich her eilen ſieht, als die Unehrlichkeit, oder der Erwerb fremden Eigenthums durch ungerechte Mittel. Selbſt jene verworfenen Menſchen, die ſich vom Staate trennen und Räuberbanden bilden, ſtoßen den von ſich aus, der unter ihnen und gegen ſie unehrlich handelt.

Nicht bloß gemeiner Diebſtahl, Erbſchleicherei, Falſchmünzerei, Grenzverrückung und andere grobe Verbrechen dieſer Gattung, durch welche man auf hinterliſtige Art Andern einen Theil ihres Vermögens verkürzt und an ſich zieht, gehören hierher. Nur Menſchen, die ſchon aller Schande mit frecher Stirn trotzen, alles Gewiſſen verloren haben, können ſich noch mit dieſen Handlungen, welche dem Straßenraub an Schamloſigkeit gleich kommen, beſudeln. Es ſind viele andere Arten des Diebſtahls, welche weit häufiger verübt werden, weil ſie im erſten Augenblick weniger auffallen, oft lange verheimlicht werden können, inzwiſchen die Thäter, deren Verbrechen Keiner ahnt, in der Welt noch eine Zeit lang ihren guten Ruf genießen wollen.

So ſind Beamte oder Perſonen, denen fremde Gelder und Einnahmen anvertraut wurden, die ſie unerlaubter Weiſe zu ihrem Vortheil benutzen, oder wohl gar unterſchlagen, und dem

wahren Eigenthümer betrügerisch entziehen. Sie sind gemeinen Dieben gleich; auch trifft sie die gerechte Strafe derselben, wenn ihre Entwendungen bekannt werden, was früher oder später einmal geschehen muß.

So sind Vormünder von Wittwen und Waisen, Vorsteher milder Anstalten und dergleichen Personen, welche ungetreue Rechnung führen, Ausgaben erlügen, die sie nicht machten, Einnahmen verhehlen, die sie nicht auslieferten, um sich Gewinn zu schaffen. Sie sind die ehrlosesten aller Räuber, da sie selber das Gut angreifen, zu dessen Beschützung sie das öffentliche Vertrauen ernannte, und Pflichten brechen, die sie unter Abschwörung eines feierlichen Eides oder Ablegung eines theuern Gelübdes übernommen hatten.

So sind diejenigen, welche Handelsverhältnisse mißbrauchen, um tückischer Weise mehr an sich zu behalten, als ihnen gebührt; Zahlungen vorenthalten, die sie zu machen schuldig sind; schlechte Waaren für gute verkaufen; mit allerlei eigennützigen Kunstgriffen sich vom Verluste Anderer Gewinn machen; von Andern entlehnen, und Schulden häufen, ohne Hoffnung, ohne ernsten Willen, sie zurückzuerstatten, um sich nachher in einem ehrlosen Bankerot des Erborgten bemeistern zu können.

So sind diejenigen, welche die der Obrigkeit schuldigen Abgaben unter allerlei betrügerischen Vorwänden oder mit hinterlistigen Erfindungen zu verkleinern wissen; den Arbeitern den wohlverdienten Lohn abläugnen oder verkürzen; die Andern hinterrücks die Vortheile stehlen, welche denselben doch als Frucht ihrer Bemühungen rechtmäßig allein gebührt hätten; die ihr Amt oder ihr Ansehen und Vermögen dazu gebrauchen, Alles an sich zu reißen, oder die Uebrigen niederzudrücken; die mit wucherischen Zinsen denjenigen aussaugen, der sich von Noth getrieben an sie wenden muß.

Wer möchte alle Arten des Diebstahls und unehrlichen Gewerbs aufzählen, die selbst von Leuten getrieben werden, welche vor ihren lange getäuschten Mitbürgern und Bekannten noch als Redliche gelten!

Doch wehe ihnen! Ihre Stunden und Tage sind gezählt, da

ihre Schmach offenbar werden muß. Wehe dem, ruft das heilige Buch, der sein Gut mehret mit fremdem Gut! Wie lange wird es währen! (Habak. 3, 6.)

Wie das Wasser alles Unreine von sich ausschäumt, und der Fluß seine Todten ausstößt: so ist es in der Verkettung der göttlichen Weltordnung, daß eine unredliche Handlung immer endlich einmal durch sich selbst, oder durch ihre Folgen, durch einen Verdacht, oder durch einen geringfügig scheinenden Umstand an das Licht des Tages kommen muß. Da ist Niemand so mächtig, daß er es auf immer, oder daß er es Allen hindern könnte, seine Niederträchtigkeit zu offenbaren; da ist Niemand so schlau, der aus der unehrlichen That ein ewiges Geheimniß zu machen verstände. Denn Gott der Herr ist gerecht, und hat Gerechtigkeit lieb. (Psalm 11, 7.) Wüßte der Mensch die Kunst, Schandthaten auf ewig zu verhüllen, die Welt wäre voll Unglücks ohne Grenzen.

Daher pocht dem Unehrlichen das Herz bei Allem, was ihn an seine Schuld mahnt. Er darf das Lob des redlichen Mannes nicht vernehmen, ohne in sich zu denken: der bin ich nicht! Er kann die Entdeckung von irgend einem Bösewicht nicht vernehmen, ohne heimlich für sich selbst zu zittern. Das ist der alte, häßliche Wurm in seiner Brust, der immer nagt und nicht aufhören will, und nach langen Jahren nagt er noch immer frisch. Die Furcht, daß endlich doch einmal auskommen kann, was er gethan, verbittert ihm manche frohe Stunde. Wisset ihr allezeit von den Selbstmördern, warum sie Hand an sich legten? — Wisset ihr von mancher unerklärlichen Schwermüthigkeit den traurigen Ursprung? — Wehe dem, der sein Gut mehret mit fremdem Gute! Wie lange wird es währen?

Es ist ein fast in den Sprachen aller Nationen übliches Sprichwort: „Ungerecht Gut gedeihet nicht!“ Es ist in der That auch mehr Wahrheit in dem Spruch, als man vielleicht oft glaubt. Man sieht gar nicht selten schnell und nicht ganz rechtlich erworbenes Vermögen wunderbar bald wieder zerrinnen. Es hängt ein Unsegen daran. Der unredlich gewonnene Theil, er sei klein oder groß, bringt einen Fluch in das Ganze. Da will nichts glücken, nichts vor sich gehen. Wer den Unsegen hat, sieht

es, trägt das Uebel, leidet im Stillen und verdirbt. Man fragt sich: wie geht es zu? — Glaubst du an einen Gott, an seine vergeltende Vorsehung, die Alles ordnet? — Es soll das Böse nicht gedeihen. Es muß das Unrecht zum Fluch werden, und vollendete sich der Fluch erst über dem Grabe des geheimen Sünders! Haben die Kinder eines Betrügers lange von dem genossen, was er mit Betrug und Unrecht zusammengescharrt? Das Wenige, was der Gerechte hat, ist besser, denn das große Gut des Gottlosen (Ps. 37, 16.)

Wiedererstattung ist die Pflicht des ehrlichen Mannes!

O du, dem sein Gewissen sagt: ich verfuhr nicht überall mit strenger Redlichkeit! — befreie dich endlich von der Qual des immerwährenden Vorwurfes, der dich noch Jahre lang verfolgen, der dich noch auf dem Sterbebette belästigen wird, wenn du ihn nicht von dir thust. — Es ist vergebens, daß du dich dadurch beruhigen möchtest, in allem Uebrigen doch redlich gewesen zu sein. Aber du bist doch in dem Einen unehrlich gewesen und unehrlich geblieben, was dir dein Bewußtsein so manchmal nennt. Und dies Eine raubt dir doch immerfort die Achtung für dich selbst; zwingt dich, dich selber heimlich zu schimpfen, wenn gleich noch andere Leute schweigen. Dies ungerechte Gut ist doch in dein übriges gerechtes Eigenthum eingeschlossen, besudelt Alles, bringt seinen Unsegen in das Ganze mit hinein. — Freue dich nicht, daß deine Glücksumstände heute vielleicht noch blühen — dein Fluch blüht in ihnen mit; er geht zu den Erben, über deinem Grabe hinweg. Denn Gott, der Herr, ist gerecht, und hat die Gerechtigkeit lieb.

Gehe hin und erstatte wieder, was du auf eine unredliche Weise genommen und hinterhalten hast. Es ist noch immer nicht dein Eigenthum; es ist ein Diebstahl. Du hast vielleicht Muth genug, ehrlichern Menschen keck in das offene Auge zu sehen. Aber mit welchem Muthe blickst du auf zum allwissenden Gott? — Mit welchem Muthe wagst du dich in seinen Tempel, in die Versammlungen der Christen, um den Herrn, den ewigen Vergelter, zu verehren?

Mit welchem Muthe trittſt du zum Genuſſe des heiligen Abendmahls, und hoffeſt Vergebung deiner Sünden, während du deine Sünden täglich durch Zurückhalten des Ungerechten fortſetzeſt? Wie kann Gott, der Gerechte, dem die Ungerechtigkeit vergeben, der in dem Augenblicke ſie noch immer begeht, da er um Vergebung bittet? Mit welchem Muthe kannſt du in irgend einer ſchweren Lebensſtunde zum Himmel deine Hand flehend emporheben, die du mit einem Diebſtahl und Betrug an Anderer Eigenthum beſudelt haſt? Du haſt das Recht zum Gebet und die Hoffnung zur Erhörung verloren. Das Leiden, welches dich bedroht, welches dich wirklich betrifft: es iſt von Gott geſandt, dich zu warnen, dich zu mahnen, deine Seele zu heiligen, und deine Schuld abzuthun. Gib zurück, was du auf unredliche Art an dich gebracht haſt und noch hinterhältſt; werde durchaus ehrlich, und ſchaffe dir ein reines, vorwurffreies Herz. Was hindert dich? — Ging vielleicht der Fluch des Unrechts an dir ſchon in Erfüllung; biſt du ſchon verarmt und ärmer als damals, da du dich auf fremde Koſten bereichern wollteſt? — Du möchteſt wiedererſtatten, und kannſt es nicht mehr? — Gehe hin, und geſtehe reuig dein Vergehen dem, der durch deine Untreue litt. Gerührt durch dein Geſtändniß, wird der verzeihen können, der durch dich litt, und dem du keinen Wiedererſatz zu leiſten vermögend biſt. Hat er dir deine Schuld geſchenkt, ſo wird auch Gott dir verzeihen. Du haſt in Ernſt und That bewieſen, wie deine Reue aufrichtig und herzlich war. Du haſt deine Schuld durch den ſchweren Schritt des Selbſtbekenntniſſes hart genug abgebüßt. Die Reinheit deines Gewiſſens macht dich wieder froh, und deine Redlichkeit wird die bewegen, dir beizuſtehen, denen du geſchadet hatteſt.

Erſtatte wieder. Biſt du es nicht mehr wegen eigener Dürftigkeit vermögend, zahle in Dienſtleiſtungen aller Art ab. Suche die Gelegenheiten, ſie werden dir nicht entgehen. Auch der Niedrigſte kann dem Höhern noch auf eine oder die andere Weiſe nützlich werden, auch der Aermſte dem Reichſten helfen. Verſäume keinen Anlaß. Denn der, den du betrogſt, iſt gleichſam dein Wohlthäter geweſen; du

bist ihm zu langer und verdoppelter Dankbarkeit verpflichtet. Er ist dein beständiger Gläubiger, so lange du nicht das ihm Schuldige zurückgebracht hast; entrichte ihm also in deiner Anhänglichkeit und uneigennützigen Hilfeleistung die Zinsen deiner unehrlich gemachten Schuld!

Erstatte zurück, was du von fremdem Gut hinterhalten, unterschlagen, durch Falschheit an dich gezogen hast, und mache dein Gewissen frei, daß du mit heitern Augen zu Gott und Menschen emporsehen darfst! Was hindert dich? Eine falsche Scham? — Mit nichten! Warum willst du länger die Unruhe deines schuldbewußten Herzens tragen? Ist denn der Besitz dessen, was dir von Rechtswegen gehören darf, und wäre es doppelt mehr, als es in der That sein mag, so langer innerer Unzufriedenheit, so beständiger Furcht vor Entdeckung werth? Möchtest du, wenn du es könntest, um solchen Preis noch einmal so viel Schande in dir selbst erkaufen und einen Tod voll Bitterkeit auf dem Sterbebette? Weißt du, wohin dich noch die unangenehmen Gefühle bringen werden, die jedesmal in dir aufsteigen, wenn du deiner Unredlichkeit gedenkst? Wirst du in gewissen unglücklichen Augenblicken dich einst so aufrecht halten können, wie gegenwärtig? Warum willst du denn hinterhalten um so schrecklichen Preis, was Unsegen auf dein Habe und Gut, und Fluch in dein Leben, Mißmuth in deine Erholungs- und Arbeitsstunden, Scheu und Furcht in deine Pläne, Angst in dein Gebet zu Gott, ach, dermaleinst ein spätes Verzagen in die letzte deiner Lebensstunden bringt? — Es ist umsonst, daß du dich zerstreuen, daß du den Gedanken an deinen Diebstahl, an deine Unredlichkeit vertreiben willst: er wird immer zu dir zurückkommen. Darum ende! — Ende auf die Weise, wie es dem wahren Christen, dem ehrlichen Gemüth geziemt. Erstatte, was du betrogest, unterschlugest, hinterhieltest, auf irgend eine schickliche Art, unter irgend einem schicklichen Vorwande, bei irgend einem angemessenen Anlasse zurück. Ein freies Bekenntniß deines Vergehens könnte die Güte deiner Handlungen vielleicht krönen, aber vielleicht auch dir mehr Schaden stiften, als wirklich das werth ist, was du zurückzustellen hast. Darum versäume wenigstens die

Hauptsache selbst nicht; mache dich von deiner Schuld und von dem daran haftenden Fluche los. Dann wende deinen Blick wieder muthig zum Himmel, dann bete wieder zu deinem Gott, und du wirst wieder die langentbehrte Erquickung im Gebete finden.

Erstatte wieder! Deine eigene Ruhe, dein eigenes Glück, deine Ehre, deine Zukunft unter den Menschen, deine Zukunft nach deinem Tode erfordern es. Was hindert dich? Lebt der vielleicht nicht mehr, dem du die Wiedererstattung schuldig bist? — Aber er hat Kinder, Blutsverwandte, Erben seiner Rechte. Ihnen bist du noch heute durch dein Vergehen verschuldet. Ihnen entrichte, was du der verstorbenen Person vergebens darbieteſt. Oder bist du von dem zu weit entfernt, dessen heimlicher Schuldner du immer bist? — Lebt er, so kann keine Ferne dich abhalten, ihm das zu erstatten, was er von dir zu fordern berechtigt wäre.

Das Wenige, was ein Gerechter hat, ist besser — spricht das göttliche Wort (Psalm 37, 16 — 30), — denn das große Gut vieler Gottlosen. Denn der Gottlosen Arm wird zerbrechen; aber der Herr kennt die Tage der Frommen, und ihr Gut wird ewiglich bleiben. Der Gottlose borget und bezahlet nicht; der Gerechte aber ist barmherzig und milde. Denn seine Gesegneten erben das Land, aber seine Verfluchten werden ausgerottet. — Ich bin jung gewesen und alt geworden, und habe noch nie gesehen den Gerechten verlassen, oder seinen Samen nach Brod gehen. So laß denn vom Bösen, und thue Gutes, und bleibe gut immerdar!

15

Unerkannte Quellen der Feindschaft.

Röm. 12, 8.

Nicht rauh, nicht hart, nicht menschenfeindlich,
Nein, eifrig, Jeden zu erfreu'n,
Und sanft und anmuthsvoll und freundlich
Soll jeder Jünger Jesu sein.
Ach wären wir's! Ach glichen wir,
O Vorbild aller Liebe, Dir!

In allen Worten und Geberden,
In allen Thaten laß, o Herr,
Uns aller Menschen Freunde werden,
Dir, Heiland, immer ähnlicher!
So werden wir uns ewig freu'n,
Nur so erst Gottes Kinder sein.

„Jeder Mensch hat seine Feinde!" sagt man, und sucht sich damit theils zu beruhigen, theils zu beschönigen, was nicht beschönigt werden soll. Jeder Mensch hat seine Feinde! Als wenn es nun nicht anders sein könnte; als wenn Zwietracht, Verleumdung, Haß, Schadenfreude durchaus vom menschlichen Leben unzertrennlich wären!

„Jeder Mensch hat seine Feinde!" sagt man, und läßt's dabei gut sein; denkt nicht darauf, die Zahl dieser Widersacher zu vermindern, sondern freut sich zuweilen wohl gar, wenn die Menge der Gegner zunimmt; freut sich, so lange man diese Widerwärtigen nicht ernsthaft zu fürchten hat; freut sich, weil das Geschrei der vielen ohnmächtigen Gegner Aufsehen erregt, weil dies zuweilen unserer Eitelkeit schmeichelt, weil der Triumph um so größer ist, sie Alle zu überwinden. Wenn aber diese Widersacher hie und da Vortheil über uns gewinnen; wenn sie uns Gut und Ehre beschädigen; wenn wir die Pfeile der Bosheit und der Rache schmerzlich empfinden, die sie gegen uns abdrücken: dann verwandelt sich plötzlich das vormalige stolze Hohnlächeln in Wehklage über die Schlechtigkeit der Menschen; dann spricht man nur von der Untreue der Sterblichen, von der Undankbarkeit und Selbstsüchtigkeit sogenannter Freunde; von der Tücke und Falschheit, die in allen Herzen nisten. Und dann jammert

man über die Welt und ihre Trübsal; über die Menge der Sünder, die dem Guten Fallstricke legen.

So ist der Mensch! Verächtlich stolz, so lange er Keinen zu fürchten hat; verächtlich klein und niedergeschlagen, sobald er sieht, daß es ihm mißglückt, und er unterliegen soll. Erst aufgeblasen, schadenfroh, dann tiefgebeugt, fromm, Versöhnung suchend, Menschenliebe empfehlend, wenn er sich zu schwach fühlt, Rache zu üben, oder er mit Furcht noch größern Unfällen entgegensieht.

Ich suche unter allen meinen Bekannten umher: überall höre ich Klagen über böswillige Personen, unter deren Verfolgung man zu leiden habe. Hier seufzt der Eine über niederträchtige Verleumdungen; dort der Andere über gehässige Deutungen und boshafte Auslegungen gewisser Reden, die er ohne üble Absicht geführt, oder gewisser Handlungen, die er ohne böse Ahnungen gethan. Ein Dritter beschwert sich über die Aeußerungen neidischer Menschen; ein Vierter über den Druck, welchen er von eigennützigen Leuten zu erdulden hat.

Und wenn ich an mich selbst, an meine bisherige Lage denke — habe ich nicht ähnliche Seufzer geseufzt? Habe ich nicht bald über Diesen, bald über Jenen laute oder leise Beschwerden zu führen gehabt? Kannte ich nicht auch Leute, die mir nicht wohl wollten, ohne daß ich ihnen Ursache und Anlaß gegeben, mir entgegen und feindselig zu sein?

Was soll ich dazu sprechen? Sind alle die Menschen, welche mich nicht leiden mögen, alle die, welche etwas wider mich haben, wirklich verderbte, schlechtgesinnte Menschen, mit denen auf keine Art auszukommen und zu leben ist? Wäre ich wirklich allein einer von den wenigen Guten, die auf Erden einzeln und zerstreut dastehen unter den Gottlosen, wie das Lamm unter den Wölfen?

Ach, wie dürfte ich mit gutem Gewissen, mit inniger Ueberzeugung also sprechen? Nein, ich empfinde, ich weiß es, die meisten meiner Nebenmenschen sind nicht viel schlechter, und viele oft besser, als ich bin. Ich empfinde, ich weiß es, Manchen habe ich verkannt, und nachher, wenn ich ihn besser kennen lernte, schätzen und lieben gelernt. Ich vergesse es nicht, daß ich mit manchem Neider nachmals freundschaftlichen Umgang gepflogen

habe, mit dem ich vormals Verdruß hatte. Nicht, daß er sich meinetwegen nun plötzlich gebessert hätte; nein, aber ich habe seine Eigenheiten, seine Art zu denken besser kennen gelernt, und vermeide schonungsvoll, ihn da zu reizen, wo er schwach ist. So gewöhnte sich auch wieder ein Anderer allmälig an meine besondere Art zu thun und zu urtheilen, und ward mir gewogener.

Ich empfinde, ich weiß es, daß mich eigentlich Niemand deswegen haßt, weil ich zu fromm, zu rechtschaffen, zu liebevoll bin; — wegen der Menge meiner Tugenden bin ich wahrlich kein Gegenstand der Verachtung; wegen der großen Zahl meiner vortrefflichen Eigenschaften stößt mich gewiß Niemand von sich. Sondern bin ich Vielen nicht lieb, so ist es, weil ich vermuthlich, vielleicht ohne es absichtlich zu wollen, Anlaß dazu gegeben habe; so ist es, weil ich durch mein Betragen irgend ein unangenehmes Vorurtheil wider mich erweckt habe; so ist es, weil ich durch wirkliche Fehler anstößig bin, durch Fehler, die ich in meiner Eigenliebe freilich für kleiner halte, als sie Andern, und mit Recht, vorkommen mögen.

Ein Leben aber voller Zwietracht, Groll und Verfolgung, ist es nicht eine Hölle? Wer möchte es wünschen, bis zum letzten Athemzuge in ewigem Hader und Haß und in gegenseitiger Plage zu leben? Wie kurz ist doch die Reihe von Jahren oder Stunden, welche uns zugemessen worden! Wie manchen Tropfen Wermuth mischt das Schicksal ohnedem in den Kelch unsers Lebens — warum ihn denn durch eigene Schuld und muthwillig verbittern?

Der Thor, der Wahnsinnige mag damit zufrieden sein, nicht also der Christ. Gerufen von seinem Schöpfer in die Welt, nach allen Kräften zur Beglückung der Erschaffenen beizutragen, will er auch *selber glücklich sein*. Er ist es aber nicht, so lange er sich auf seinen Wegen von Feindschaft umringt sieht; er ist es nicht, so lange Widersacher bald hie und da seine nützlichen und unschuldigen Unternehmungen mehr oder weniger verderben wollen. Nur durch Freundschaft ist der Christ glücklich, nur durch Freundschaft kann er beglücken.

An uns allein liegt es, ohne Mühe, ohne schwere und zuvor-

kommende Schritte zu thun, ohne daß es große Opfer kostet, sogleich einen großen Theil, vielleicht die Hälfte aller unserer Feinde in Freunde zu verwandeln. Und wenn du dies kannst: warum, o Jünger Jesu, willst du nicht diese Verwandlung deiner Widersacher sogleich, noch in dieser Stunde unternehmen?

Du fragst, wie dies möglich sei. — Wie einfach ist das Mittel, wie begreiflich das Geheimniß!

Gehe in dich selbst zurück, und zähle in der Stille deines Herzens alle diejenigen Personen, welche dir aus irgend einer Ursache zuwider sind; alle diejenigen, welche du vermeidest und zurückstoßest, ohne daß du dir selbst den Grund angeben kannst, warum? alle diejenigen, welche dir zwar nichts Leides und wirklich Böses zugefügt haben, die du aber fürchtest oder hassest, als wenn sie geneigt wären, dir Uebels zu thun. Hast du dir sie nun alle genannt und in deinem Gemüth vergegenwärtigt, so denke, was du, ohne sehr zu irren, von ihnen denken kannst: Alle diese Menschen sind mir zuwider, oft weiß ich selbst nicht warum? Es kann also mein Widerwille gegen sie nur Vorurtheil sein; ich kenne sie alle bei weitem nicht genug, ich habe folglich zu schnell über ihren Werth und Unwerth bei mir gerichtet. Es ist möglich, ja wahrscheinlich, daß sie Fehler haben; aber es ist ja auch möglich, daß sie auch ihre gute Seite haben, die ich noch nicht recht kenne, und durch die sie sich die Freundschaft und das Vertrauen anderer Menschen gewonnen haben. Hinweg mit meinem vorschnellen Urtheil! Wie viel gehört noch dazu, einen Menschen und sein Verdienst ganz zu würdigen! Wie oft habe ich mich schon in Personen geirrt, die ich, ohne sie recht zu kennen, lieb gewann; wie leicht kann ich nicht folglich auch bei denen irren, die ich nicht leiden mag!

Siehe, sie wissen es nicht, daß sie dir zuwider sind; wissen es nicht, daß du in deinem Herzen etwas gegen sie hast — wirf dein vorschnelles, absprechendes Urtheil von dir. Denke, daß diese Personen von andern Seiten sehr schätzbar sein können. Verdamme sie nicht länger, söhne dein Gemüth mit ihnen aus, und die Zahl deiner vermeinten Feinde ist dann um ein Großes ver-

ringert, weil du zur Vernunft erwacht bist, weil der milde Christussinn, die alleinige und alleinbeglückende Weisheit, dich belebt.

Zwar jene Menschen waren wohl nicht deine erklärten Feinde; aber du warst doch im Geheimen ihr Feind. Du thatest ihnen zwar nichts Leides, aber du wolltest doch ihnen nicht wohl. Dadurch mußte, weil selten ein Mensch seine Gesinnungen recht verbergen kann, in dir Kälte entstehen, wenn du ihnen begegnetest; dadurch kommt, wenn du mit ihnen umzugehen genöthigt bist, ein erzwungenes Wesen, eine erkünstelte Freundlichkeit, eine mühsame Höflichkeit in dein Betragen gegen sie. Es konnte kaum fehlen, sie mußten dies früher oder später wahrnehmen; sie mußten bei sich fühlen, dieser Mensch hat etwas wider mich, und ich habe ihn doch nie beleidigt! — So entstand auch bei ihnen Kälte und Widerwillen gegen dich; so entwickelte sich der unselige Keim gegenseitigen Hasses aus bloßen, oft ungegründeten Vorurtheilen, aus bloßen Mißverständnissen.

Lege deine Vorurtheile ab gegen Menschen, die dir zuwider sind; zeige ihnen, wie du gegen jeden Unbekannten verpflichtet bist, Freundlichkeit, Liebe; und wahrlich, du hast an ihnen keine Feinde mehr. Willst du geliebt sein: äußere du ein liebevolles Betragen zuvor; es wird dir nicht fehlen. Du wirst erfahren, daß deine Einbildungen oft bei weitem unglücklicher sind, als die Wirklichkeit werden kann.

Hast du dich in deinem Herzen und in deinem Betragen erst einmal mit allen denen verglichen, die dir verhaßt sind, ohne daß sie dich je im Ernst beleidigten: so werden dir nur noch wenige Feinde übrig bleiben, mit denen du dich auszugleichen hättest. Du wirst finden, daß du im Grunde gegen weit mehr Personen gehässige Gesinnungen nährtest, als andere gegen dich hatten; daß du also tadelnswürdiger warst, als die meisten deiner eingebildeten Feinde. O wie Manchen, wider den dich deine vorurtheiligen Einbildungen verstimmten, hast du durch unbehutsame Aeußerungen gegen dich erbittert! Warst du immer behutsam genug, dein vorschnelles Urtheil über den Menschen stillschweigend zu bewahren?

Mustere jetzt noch die Reihe derer, die du außer jenen für

deine erklärten Feinde hältſt, oder die es offenbar ſind. Wenn ſie dich haſſen — o ſie haſſen, o ſie verachten dich nicht ohne Grund, und ſollte dieſer Grund zuletzt auch nur in ihrer Einbildung liegen, weil ſie dich nicht genug kennen. Erinnere dich, wie es dir mit Andern erging, die du verkannteſt und im Stillen haßteſt: ſo ergeht es nun auch Andern mit dir.

Es kränkt dich tief, wenn dich die Welt verkennt; es ſchmerzt dich, wenn deine Mitbürger, wenn auch gute Menſchen dich für ſchlechter halten, als du biſt; dir eine Denkart zutrauen, dir Fehler andichten, welche du nicht haſt. Wohlan, wenn es dir weh thut, verkannt zu ſein, gehe hin, zeige dich von deiner wahren Seite, zeige deine wirkliche Denkart. Gehe hin, forſche nach, was man wider dich habe; warum ſich mancher Rechtſchaffene von Dir zurückzieht; warum ein Anderer, ſo oft es Gelegenheit gibt, wider dich ſpricht. Ruhe nicht, bis du den Grund des Widerwillens und der geheimen Feindſchaft erfahren haſt — dann zeige von Allem, was Dir angedichtet worden, das Gegentheil. Daß man dich verkannte, iſt ja zum Theil deine eigene Schuld! Deine eigene, weil du dir zu wenig Mühe gabſt, dich erkennen zu laſſen; deine eigene, weil du vielleicht zu wenig daraus machteſt, wenn dein Betragen hin und wieder in der That zweideutig ſchien; deine eigene, weil du oft zu nachläſſig, zu gleichgültig gegen das Urtheil dieſes oder jenes Menſchen warſt, und dann dich mit den Worten tröſteteſt: „Ich thue recht und ſcheue Niemanden. Wer kann es allen Leuten recht machen?“ — Oder: „Mögen die Menſchen denken, was ſich wollen, ich fürchte mich vor Keinem.“

Siehe, du verachteſt die, welche dich anfangs verkannten. Vielleicht waren es für dich nur geringe Perſonen, Leute ohne Gewicht und Werth, auf welche du nur wenig Rückſicht zu nehmen dich berechtigt glaubteſt. Aber lerne es nur aus deinen, lerne es endlich aus tauſend traurigen Erfahrungen Anderer: es gibt in der Welt keinen kleinen und geringſchätzigen Feind! — Der dem Anſchein nach unbedeutendſte iſt oft eben darum der furchtbarſte. Er äußerte über dich an mehrern Orten ſeine irrige Meinung; Andere ſprachen ſie leichtſinnig nach, wie es leider

nun die unglückliche Gewohnheit vieler Menschen ist; so verbreitete sich die unglückliche Vorstellung von deiner Denkart. So faßte sie auch Wurzel bei achtungswürdigen, rechtschaffenen Menschen, die dir keineswegs gleichgültig sind. Und obwohl diese dich nicht auf das bloße Geschwätz Anderer hin hassen, so sind sie doch zur Behutsamkeit gegen dich, zum Argwohn verführt. So entstand in ihrem Herzen Vorurtheil und Kälte, ward der Same des Widerwillens gegen dich in ihrer Brust ausgestreut.

Was du nun selber verschuldet hast, wer soll es wieder gut machen? Wer kann es? Können es die, welche dich falsch beurtheilen? Aber du hast dich ihnen noch in keinem vortheilhaftern Licht zeigen wollen; du hast noch keine Gelegenheit gesucht, keine benutzt, daß sie dich besser kennen lernten. Du selbst also mußt den ersten Schritt thun, das wider dich herrschende Vorurtheil zu bekämpfen, die geheime, stille Feindschaft der Menschen gegen dich zu zerstören und in Achtung und Liebe zu verwandeln.

Rotteſt du das Vorurtheil gegen manche dir mißfällige Personen aus deiner Brust; bestreiteſt du durch unzweideutige Darlegung deiner Gesinnungen diejenigen Vorurtheile, durch welche andere gegen dich eingenommen sein können: so bleiben dir nur noch wenige wahre Feinde. Denn die meisten der alltäglichen Feindschaften entspringen nur aus falschen Einbildungen, die meisten Streitigkeiten und Zwiste aus Mißverständnissen, über welche man sich nicht erklärte.

Du klagst über Feinde, und behaupteſt, doch Keinen derer, die dir übel wollen, wissentlich beleidigt zu haben. Du fühlst es bei dir, daß du der Achtung guter Menschen nicht ganz unwürdig seieſt. Du fühlst dich rein von groben Ausschweifungen, unbesudelt von schändlichen Handlungen, unentweiht von offenbaren, schreckenden Lastern. Du biſt kein Ehebrecher, kein Trunkenbold, kein Betrüger, kein Verleumder, kein Verschwender, kein Spieler! — Denn wärſt du Eins von diesen, wie möchteſt du dich beklagen, daß man dich verabscheue, verachte, da du dich selbst des Abscheues und der Verachtung würdig finden müßteſt?

Aber oft kann derjenige, welcher rein von groben Lastern ist, dennoch sich durch gewisse Unarten und anstößige Eigenheiten bei

den Menschen verhaßt machen; kann durch üble und mit den anständigen Sitten in Widerspruch stehende Gewohnheiten lächerlich werden, welches im bürgerlichen Leben oft so gefährlich ist, als die allgemeinste Verachtung.

Du kennst vielleicht an dir dergleichen Mängel; deine vertrauten Freunde und Bekannten haben dich vielleicht schon mehrmals auf dieselben aufmerksam gemacht. Warum legtest du, und wäre es dir auch anfangs schwer angekommen, diese Unarten, diese anstößigen Eigenheiten, diese lächerliche Art des Betragens nicht ab?

Wohl weiß unsere Eigenliebe Alles zu entschuldigen und zu rechtfertigen; wohl sprechen wir bei uns: „Ich thue durch diese meine Eigenheiten Niemandem weh; ich schade mit meinen Gewohnheiten keiner Seele. Warum verachtet man mich? Warum begegnet man mir mit Widerwillen? Haben nicht alle Menschen ihre Schwächen und Unvollkommenheiten?“

Aber, lieber Christ, wenn du schon keinen Menschen dadurch beleidigst, so beleidigst du doch vielleicht das in der Gesellschaft geltende Gefühl des Wohlanständigen; du beleidigst gewisse angenommene Begriffe von dem, was schicklich ist; deine Abweichungen vom Gewöhnlichen scheinen eine Verachtung dessen zu werden, was Andere für würdiger halten; dein Ton, dein Betragen, deine Art dich auszudrücken, veranlaßt zu falschen Urtheilen über dich, weil du dir keine Mühe gibst, einen dir nachtheiligen Schein zu vermeiden.

So kannst du im Grunde deines Herzens es gut meinen, und dennoch theils gefürchtet, theils verachtet und vielen rechtschaffenen Menschen mißfällig sein. Zwar deine Mängel sind keine Verbrechen, keine Sünden; der Religionslehrer nennt sie nicht von der Kanzel; das Gesetz des Landes verfällt sie nicht in Strafe. Allein diese deine anstößigen Eigenheiten sind Vergehungen gegen die Ordnung des geselligen Lebens, sind Verstoße gegen gewisse zarte Pflichten, welche wir denen überall schuldig sind, mit denen beisammen zu leben uns Gott bestimmt hatte.

Du willst, als Christ, Friede halten mit allen Menschen; wohlan, bahne den Weg zum Frieden, indem du, was ihnen an

dir mißfällt, meidest. Dadurch, daß du dich änderst, um den Menschen zu gefallen, wirst du weder schlechter (denn sie begehren keine Schlechtigkeit von dir), noch wirst du sittlich besser und tugendhafter, denn jene üble Eigenheiten haben vielleicht mit deinem Herzen keine Verwandtschaft; du wirst nur so, wie du sein sollst, um Keinem anstößig zu werden. Und du sollst also werden, damit du Liebe in vollem Maße von allen denen genießest, die mit dir in Verbindung stehen. Du sollst aber nach Frieden mit den Menschen streben, um dein Dasein ruhig und glückselig zu genießen; dies kannst du nicht, ohne die Achtung und das Vertrauen deines Nächsten. Ohne Vertrauen deines Nächsten bist du nicht vermögend, so viel Gutes zu stiften, so nützlich zu sein, als du könntest — du kannst nicht Gottes Willen in vollem Maße erfüllen.

Und so kann auch das Unanständige und überhaupt dasjenige, was wider die eingeführten Gebräuche und Sitten des geselligen Umgangs verstößt, Sache der Religion sein. Jesu Religion gebietet: „Habet mit allen Menschen Friede, so viel an euch ist!“ (Röm. 12, 18.) So wird uns denn selbst der geringste Anlaß, durch welchen wir Vertrauen und Freundschaft gewinnen können, zur Pflicht, und jede, auch die kleinere Vernachlässigung zur Sünde. Oft gingen die größten Uebel aus kaum bemerkbaren Quellen hervor; und die bittersten, unseligsten Feindschaften entspannen sich durch falsche Urtheile, zu welchen das äußere Betragen der Menschen oft bei Kleinigkeiten den ersten Grund legte.

Ach, es ist den meisten Menschen viel leichter, sich grober Vergehungen zu enthalten, als gewissen angenommenen Arten, zu sein und zu handeln, zu entsagen. Ehrgefühl schreckt sie von jenen zurück, und falscher Ehrgeiz macht sie diesen getreu. Sie sind oft ganz stolz darauf, eben diese Fehler, dies, was Jedem mißfällt, zu haben. Sie setzen einen Triumph darein, sich nicht leicht durch Jemand beschränken zu lassen. „Wie wir nun sind (sprechen sie), so müßt ihr uns nehmen!“ und die Thoren freuen sich, solchen Trotz beweisen zu können.

Mit diesem Trotz, mit dieser kindischen Eitelkeit und Laune verspielen sie oft die theuerste Freundschaft, die Achtung guter

Menſchen — oft ihr und ihrer Verwandten Lebensglück. Gewöhnlich verſpottet und verlacht, oft von denen, welche ihnen vielleicht die meiſte Ehrfurcht zollen ſollten; noch allgemeiner mit Widerwillen bemerkt und zurückgeſetzt von denen, die mit ihnen in keiner nahen Berührung ſtehen; ganz vermieden von den Meiſten: gehen die bedauernswürdigſten Sklaven ihrer Launen und Grillen ungeliebt dahin; unfähig, ihren nützlichen Wirkungskreis ſo ſehr zu erweitern, als ſie könnten; unfähig, ſo viel Glück und Freude zu ſchaffen, als ſie ſollten. Sie möchten, die Welt ſolle ſich nach ihren Einbildungen und Launen und Eigenheiten fügen — wehe, wenn die Welt das Spielwerk der Thoren wäre! — Aber ſie täuſchen ſich, und verderben zuletzt in ihrem Eigenſinn. Nur zu ſpät klagen ſie einſt um das elend hingebrachte Leben; zu ſpät um den Mangel an wahrer Freundſchaft auf Erden; zu ſpät über Verfolgung, Mißgunſt und Verachtung, die ſie von Menſchen erfahren müſſen, welche ſie nicht beleidigt zu haben glaubten.

16.

Gebrochene Freundſchaft.

Spr. Sal. 18, 19.

Lieblich iſt, wenn Schweſtern, Brüder
Friedlich bei einander ſind,
Und wie eines Leibes Glieder
Einig und verträglich ſind;
Einer zart den Andern ehrt,
Keins das Andere verſehrt.

Ach, zu ihnen zu gehören,
Die ſich liebevoll bemüh'n,
Keine Fröhlichkeit zu ſtören,
Enger Herz an Herz zu zieh'n,
Stets den Andern zu erfreu'n —
Dieſer Pflicht will ich mich weih'n!

Kein Anblick iſt trauriger, als eine Familie voll Zanks und Unfriedens! — Leider iſt er gar nicht ſelten. Wir ſehen zuweilen leibliche Brüder gegen einander ſo gleichgültig, ſo lieblos, ja ſo feindſelig, als wenn ſie nur darum unter einem Mutterherzen

gelegen, nur darum von der gleichen Mutterbruſt genährt worden wären, um ſich in ihren Denkarten und Wünſchen auf ewig zu trennen. Wir ſehen zuweilen Schweſter gegen Schweſter ſo unfreundlich, gehäſſig, unverſöhnlich und in fortwährender heimlicher Erbitterung leben, daß es auch den fremdeſten Zuſchauer erſchreckt. Ja, es iſt nur allzugewöhnlich, daß Blutsverwandte unter einander in weit weniger herzlichem Einverſtändniſſe leben, als mit Fremden; und ſich unter einander weit weniger Dienſtgefälligkeiten leiſten, als ſie ganz unbekannten Perſonen leiſten würden, wenn ein Anlaß dazu erſchiene.

Fragt man ſich nach dem Grund dieſer Gleichgültigkeit oder dieſes Haſſes, ſo iſt er ſelten erheblich. Man hat ſich einander nur Kleinigkeiten vorzuwerfen, welche oft nicht der Mühe werth ſind, erzählt zu werden; ja die man ſich ſogar zu erzählen ſchämt, weil man voraus ſieht, daß kein Menſch dieſelben wichtig genug finden würde, als eine Urſache ſo tiefer Erbitterung zu gelten. Man begnügt ſich daher im Allgemeinen, nur die unverträgliche Gemüthsart des Andern, ſeine Liebloſigkeit, Falſchheit, Undankbarkeit oder Herzensſchlechtigkeit anzuklagen.

Gar oft bemerkt man dieſen tiefen, gegenſeitigen Haß auch unter ſolchen Leuten, die vorher die vertrauteſten Freunde waren. Sie, die ehemals beſtändig beiſammen waren, ſich alle ihre großen und kleinen Angelegenheiten, ihre Tagesbegebenheiten, ihre Plane, Ausſichten und Wünſche wechſelsweiſe mittheilten, nicht ohne einander glücklich ſein zu können ſchienen, eben dieſe ſind nachher, wenn durch eine traurige Veranlaſſung die Freundſchaft gebrochen ward, gegen einander auf die unbilligſte Weiſe hart im Urtheil, ungerecht, kalt, boshaft, voll ſchneidender Verachtung. Es iſt umſonſt, ſie zuſammenzuführen, die Künſte der Ausſöhnung zu verſuchen. Sie wollen von einander nichts mehr hören; es iſt ihnen jetzt eben ſo viel werth, ſich zu meiden, ſich nie zu begegnen, nichts von einander zu wiſſen, als vormals ihre größte Freude war, einander aufzuſuchen und zu finden, Herz in Herz auszuſchütten, und, konnten ſie nicht mit einander reden, doch wenigſtens in der Abweſenheit von einander zu ſprechen. Je feuriger die ehemalige Freundſchaft, je heftiger die darauf folgende

Feindschaft. Und mit Recht sagt der lebenserfahrne Salomo, voll Kenntniß des menschlichen Herzens: Ein verletzter Bruder ist härter zu gewinnen, als eine feste Stadt! (Spr. Sal. 18, 19.)

Wie soll ich mir diese betrübende Erscheinung erklären? Ach, sie hat wohl mancherlei tiefliegende Ursachen.

Zur Unliebe und Zwietracht unter Geschwistern mag wohl oft die falsche Erziehungsart von Seiten unverständiger Aeltern viel beitragen, wenn der Vater einem Kinde, die Mutter einem andern den Vorzug gibt, und dadurch gegenseitigen Neid erweckt, oder zu Neckereien reizt. Doch mehr noch kann die allzugroße Altersverschiedenheit unter Geschwistern Böses stiften, wenn die Erwachsenen sich eine gewisse Hoheit über die Jüngern anmaßen, und ihre Ueberlegenheit an Jahren, Kenntniß und äußerlichen Verhältnissen auf unkluge, gebieterische, oder doch nicht genug schonungsvolle Weise fühlbar werden lassen. Die Jüngern mögen sich dies ungern belieben lassen; sie sehen in den Erwachsenen keine Vorgesetzten, keine Aeltern, denen Ehrfurcht gebührt, sondern Personen, die mit ihnen gleiche Rechte haben. So ist meistens die Unvorsichtigkeit der Erwachsenen die erste Ursache zum Bruch des geschwisterlichen Friedens; aber die Jüngern pflegen zuerst in ihrem gereizten Ungestüm den Frieden zu brechen, weil sie keine Liebe empfanden und empfinden lernten. Zu diesen Umständen können sich dann noch alle diejenigen Veranlassungen von Feindschaft gesellen, die auch bei andern Personen eintreten, welche lange Zeit in engen Verhältnissen beisammen leben müssen, oder durch eigene Neigung solchen nahen Umgang wählten.

Denn ein jeder vertrautere Umgang, ja schon ein längeres Zusammenleben allein, bei welchem es gar nicht einmal auf Freundschaft abgesehen ist, bewegt zu Annäherungen der Gemüther. Man sieht sich täglich, und kann sich in seinen Ansichten der Dinge, in seinen Gemüthseigenthümlichkeiten, weniger vor einander, als gegen Fremde verbergen. Man kann nicht unterlassen, sich mancherlei Mittheilungen zu machen. Die Gewohnheit macht Eins dem Andern mehr oder weniger zum Bedürfniß. Dadurch entstehen täglich neue Berührungspunkte, und die Menge

derselben schließt enger die Bande der Vertraulichkeit. Aber eben diese vielen Berührungspunkte sind auch eben so viele verwundbare Stellen des Herzens, welche man einem Fremden nicht so leicht bloßstellt. Kränkungen, die uns hier wiederfahren, schmerzen empfindlicher und vielfacher. Daher kann uns kein Fremder so tief beleidigen, als der Freund oder die Freundin; auch nie so leicht, weil dazu die Mannigfaltigkeit des Stoffes fehlt. Ist nun aber einmal die Kränkung vollbracht, so ist die gegenseitige Abneigung dann um so viel größer, als die Menge der ehemaligen Berührungspunkte zahlreicher war. Je offener, je argloser, je liebender man sich dem Andern hingab, je unverzeihlicher scheint der kleinste Verrath an unserm Herzen zu sein. Man hält sich für den ganz betrogenen Theil; Alles für Heuchelei, was der Andere that; findet sein Betragen unbegreiflich; seine Verstellungskunst teuflisch, und faßt ein Mißtrauen gegen die gesammte menschliche Natur.

Selten haben wir ein so treues Gedächtniß für die Gefälligkeiten und Freundschaftsbeweise, die wir von Andern erhielten, als die wir ihnen gaben. Was uns Andere Liebes thun, scheint uns geringfügig gegen das, was wir ihnen leisten oder gern leisten möchten. Denn wir kennen nicht die Empfindungen, welche sie dabei haben mochten, sondern nur die, welche wir hatten, und kaum so herzlich gegen sie äußern konnten, als wir oft gern gethan hätten. Darum ist nach jeder gebrochenen Freundschaft die Klage der Getrennten immer am lautesten über Undank und schändliche Vergeltung aller Liebe. Aber die Wunden, welche der wirkliche oder vermeintliche Undank schlägt, sind allezeit die brennendsten.

Selbst die Menge von Erinnerungen des genossenen Glücks im ehemaligen freundlichen Umgang verbittern das Andenken an die Zeiten der Freundschaft. Es scheint Alles nur eine ungeheure Täuschung, und uns damit ein edler Traum unsers Lebens geraubt zu sein. Diese Erinnerungen ekeln uns an, wie Leichname falscher Freuden. Wir möchten die ganze Vergangenheit aus unserm Gedächtnisse hinwegwischen, wenn wir es könnten, denn Alles

darin mahnt uns an die schwärzesten der menschlichen Laster, an Verrath, Heuchelei, Treulosigkeit und Undankbarkeit.

Kann alles dies nach gebrochener Freundschaft schon die Gemüther wider einander unversöhnlich verbittern, so vergrößert nicht selten auch den gegenseitigen Haß noch die gegenseitige Furcht. Man bereut, allzuleichtgläubig und allzuoffenherzig gewesen zu sein, sich allzuviel vergeben, allzuviel von seinem Innersten offenbart, sich dem Andern allzusehr hingeliefert zu haben. Man sieht seine geheimsten Angelegenheiten, Urtheile, Ansichten, vielleicht das Gelingen und Mißlingen mancher Unternehmung, vielleicht seine Ehre, sein ganzes Glück in der Gewalt derjenigen Person, welche von allen Sterblichen unter der Sonne die allerunwertheste und gefährlichste zu sein scheint. Wie mag da so leicht Versöhnung stattfinden? Wie kann man da so leicht das verlorne Vertrauen wieder finden? Wahrlich, *ein verlorner Bruder ist härter wieder zu gewinnen, als eine feste Stadt.* — Je aufrichtiger und je zärtlicher man liebte, je blutiger ist der Schmerz des sich verrathen oder betrogen glaubenden Herzens.

Es muß guten und gefühlvollen Menschen, es muß wahrhaft christlichen Gemüthern beinahe noch mehr daran liegen, *wie sie einen Bruch der Freundschaft verhüten*, als wie sie ihn verbessern. Es muß am meisten demjenigen daran liegen, der wirklich noch die Wonne eines vertraulichen Umgangs mit einer ihm theuern Person genießt, und durch solchen Freundschaftsbruch den angenehmsten Genuß seines Lebens einbüßen würde, daß er die Störung seiner gegenwärtigen Glückseligkeit verhüte.

Wohl denkt Jeder: dies ist nicht schwer — allein die Liebe ist leichtgläubig und vertrauensvoll, sonst wäre sie nicht Liebe. Unzählige erfuhren dies Unglück, weil sie es nicht glaubten, weil sie sich für weiser und stärker hielten, als sie waren; weil sie wähnten, sich und ihren Freund oder ihre Freundin auf das Beste zu kennen; weil sie sich für allzufest geliebt meinten, als daß jemals eine Trennung solcher Herzen, eine eintretende Kälte, oder gar ein unerbitterlicher Haß möglich wäre.

Vorsicht ist zu allen Dingen nütze. Auch hier. Zeit, Gelegenheiten, Erfahrungen und manche unvorhergesehene Ereignisse

änderten schon manchen Sinn, und gewöhnlich hat unter getrennten Freunden Einer so viel zur Zerstörung der schönen Verhältnisse gewirkt, als der Andere.

Vorsicht ist zu allen Dingen nütze! Du bedarfst der Vorsicht vielleicht weniger wegen der Gemüthsart deines Freundes, als wegen deiner eigenen. Sei auf deiner Hut gegen dich selbst; nicht so sehr gegen ihn, den du kennst, den du vielleicht schon geprüft und bewährt gefunden hast. In vielen Stücken lernt man Andere weit bälder kennen, als sich selbst.

Willst du die Freundschaft deines Freundes mit Sicherheit und unverletzt bewahren, so wirst du dies nicht so sehr bloß durch die Innigkeit oder gar Leidenschaftlichkeit deiner Zuneigung vermögen, als dadurch, daß du ihm durch deine Handlungsweise gegen ihn und Andere, durch deine Tugend, durch fortschreitende Veredlung, eine steigende Hochachtung und Liebe einflößest. Leidenschaftliche Zärtlichkeit kann zuweilen zudringlich und lästig werden; eine tugendhafte Gesinnung und Handlungsart erregen aber wachsenden Beifall. Je mehr Achtung du bei andern Menschen durch dein Betragen erwirbst, je stolzer wird dein Freund auf die Freundschaft mit dir, je unverbrüchlicher wird diese sein. Rotte also jeden dir anhängenden Fehler aus; zeige keine Schwächen; erscheine, einsam oder in Gesellschaften, im Gespräch oder in der That, durch Tugenden jeder Gattung liebenswürdiger, und du wirst immer treuer geliebt werden. Dieses Erscheinen sei aber keine Heuchelei, sondern Wahrheit. Das Auge des Freundes durchsieht dich früher, als du ahnest. Heuchelei ist ein Selbstmord der Freundschaft. — Auch aus Liebe zu deinem Freunde, auch aufgemuntert von ihm, gestatte dir keine Schwäche, keinen Fehltritt, selbst wenn eine eigene Versuchung dazu schon in dir wach wäre. Denn du hast, indem du deiner unwürdig vor ihm stehst, sogar wenn diese Unwürdigkeit nur Erfüllung seiner eigenen Wünsche wäre, Verzicht auf seine wahre Hochschätzung gethan. Er wird dich bald weniger lieben müssen, weil er dich nicht mehr ehren kann, wie sonst, und weil dir nun das gebricht, wodurch du allein ihm theuer werden konntest.

Verzeihe dir keinen Fehltritt; desto williger sei, deinem Freunde Fehler und Schwachheiten zu verzeihen. Deiner Tugendhaftigkeit Beispiel wird ihn von denselben reinigen. Er wird, dich bewundernd, dich hochachtend, nicht das Gefühl ertragen können, deiner unwürdig zu sein. Verzeihe ihm Fehler und Schwächen, aber ohne denselben Beifall zuzulächeln. Dein Lächeln würde ihn in dem Unedeln bestärken, und dich selbst in seinen Augen erniedrigen, als krankte dein Herz an den gleichen Mängeln. Er wird dich bald geringschätziger ansehen. Verzeihe ihm Fehler und Schwächen, aber nicht in der Absicht, dafür Vergeltungsrecht zu üben, und von ihm desto größere Nachsicht deiner Mängel zu fordern. Denn Jeder hält sich gern seine Unvollkommenheiten zu gut; dagegen widerstehen ihm doch die eines Andern, und was man sich selbst oft vergibt (die Eigenliebe bringt immerdar eine Rechtfertigung an), entschuldigt man ungern, wenn es Andere thun.

Es ist nicht genug, anstößige Fehler oder offenbare Vergehungen zu meiden, wodurch wir die Achtung gegen uns mindern, sondern wir müssen auch in kleinen Nebendingen die Hochschätzung und Freundschaft dessen zu fesseln wissen, der uns lieb ist. Eine geringe Unanständigkeit, ein Mangel zuvorkommender Aufmerksamkeit, an sich unwichtige Nachlässigkeiten, welche wir uns gegen eine uns werthe Person erlauben, nicht geziemende Freiheiten, die wir uns herausnehmen, haben weit öfter den Bruch einer Freundschaft bewirkt, als wirkliches schweres Verschulden. Denn vor diesem pflegt man sich gewöhnlich sorgfältiger in Acht zu nehmen, hingegen glaubt man im Umgang mit vertrauten Personen, wie man sich oft auszudrücken pflegt, nicht so viel Umstände machen zu dürfen, als mit Andern. Allein wir bedenken dann nicht, daß tausend kleine Verbindlichkeiten, ein gefälliges Betragen, ein zuvorkommendes Wesen, dem Freunde nicht minder angenehm, als dem Fremden sind, daß wir den Freund dadurch eben vielleicht zuerst gewannen; daß das Vernachlässigen derselben schon eine Vernachlässigung der Freundschaft selbst ist. Nein, behandle mit Herz und Gemüth deinen Vertrauten wie dein anderes Ich; aber in deinem Aeußerlichen wie einen liebenswürdigen Fremden,

dessen Gunst du erst gewinnen möchtest. Darum sind der unglücklichen Ehen, wie der gebrochenen Freundschaften, so viele, weil die Menschen nach Erreichung des Zieles vergaßen, daß man, um ein Glück zu behalten, dieselben Mittel anwenden müsse, deren man nöthig hatte, es zu erwerben. Daher die vielfältigen Klagen über einander: ich habe mich in ihm getäuscht; seine Liebenswürdigkeit war nur Verstellung; er ist ein ganz anderer Mensch, wenn man ihn näher kennen lernt. Die Klagen sind zum Theil gegründet, sobald der, welcher lange strebte, dem Andern zu gefallen, aufhören will, durch das zu gefallen, wodurch er gefiel.

Oft aber sind es nur unglückliche Mißverständnisse, welche den Bruch der Freundschaft befördern. Es können zwei Menschen gleich gut, gleich liebenswürdig, und in ihren Eigenheiten ganz für einander geschaffen sein; aber aus Mangel an offenherziger Erklärung über das, was vielleicht kränkte, aus unzeitigem Zartgefühl, aus übel angebrachtem Stolz oder kleinem Trotz, ging nicht selten ein ganzes, schönes Lebensglück verloren. Wir müssen weder fordern, daß unser Freund allwissend sei, noch von uns selbst in der Meinung stehen, daß wir immer die Wahrheit erblicken, und die Worte und Handlungen des Andern richtig auslegen. Es können zuweilen Umstände sich an einander reihen, die in der That verursachen, daß der Freund allen Schein wider sich hat, oder wir ihn gegen uns haben. Unser Glück ist unwiederbringlich dahin, wenn wir einen Augenblick lang den Verdacht nähren. Wir müssen das, was uns betrübt, näher untersuchen; wir müssen nicht fremden Augen, nicht fremden Berichten, selbst nicht dem trauen, was wir selbst gesehen und gehört haben: sondern die Ursachen unserer Unruhe frei dem Freunde offenbaren, und Offenbarung und Aufschluß seines Betragens von ihm erwarten. Versäumen wir es, so ist unsere Liebe selbst weder mehr so stark, noch so rein, als sie sein sollte. Der Argwohn, sobald er einmal festhält, kann dann nicht mehr verschwinden; er stellt uns nun Alles in verrätherischem Lichte dar; macht die einfachsten Worte und Handlungen des Andern zweideutig, und flößt Erbitterung und Kälte gegen das vielleicht getreueste Herz ein.

Zerrissene Freundschaft ist zerrissenes Leben. Wer einen Freund gewonnen, halte ihn mit zärtlicher Sorgfalt, denn einen zweiten findet er so leicht nicht wieder, der ihm das werde, was jener ist. Und du, der du, was du liebtest, verloren hast, und dich sehnst, das entfremdete Herz wieder zu finden, folge deinem Triebe. Wer wahrhaft geliebt hat, vergißt nicht so leicht. Auch vielleicht dein ehemaliger Freund empfindet und verbirgt jetzt den gleichen Schmerz um dich, den du um ihn leidest. Aber dein Stolz, dies nicht zu bekennen, zwingt ihn zum Gegenstolz. Niemand will sich da demüthigen, wo er Achtung zu ärnten wünscht; Keiner will durch Nachgiebigkeit seine gerechte Sache verdächtigen, und den Stolz der Unschuld aufopfern. — So bleibet ihr geschieden, die ihr doch sehnsuchtsvoll in euern Gedanken und Träumen für einander lebt. Vielleicht löset erst zu spät ein Zufall das Räthsel, was den Argwohn erzeugte, und klärt das Mißverständniß auf, welches zwei gute Herzen von einander riß.

Höre, auch getrennt von dem dir einst theuern Freund, nicht auf, ihn zu lieben. Sei auch abwesend um ihn besorgt, rede von ihm mit jener Wärme, die er dir einst durch seine Tugend und Liebenswürdigkeit einflößte; vertheidige ihn, auch wenn du Unrecht von ihm erlitten, gegen seine Widersacher; entschuldige ihn, wo er fehlte, und zeige sein Gutes denen, die es nicht kennen; hilf ihm im Stillen unbemerkt, wie ein liebender Schutzengel, — und, es mögen Monden, es mögen Jahre verschwinden, einst liegt er, weinend, liebend, versöhnt wieder an deiner Brust. Die Treue deiner Freundschaft wird ihn von der Wahrheit und Erhabenheit derselben überzeugen; es wird sich seine Liebe wieder im Anblick deiner Tugend verjüngen, und der Gedanke an die vormalige Trennung nur seine Zärtlichkeit für die Zukunft erhöhen.

Tritt zu ihm, liebend, offen, ein Erinnerer aus der schönen Vergangenheit; enthülle dein Betragen; bekenne freundlich, wo du irrtest, fordere gleiche Erklärung von ihm; jeder Verdacht werde entwurzelt, jeder Mißverstand gehoben. Du darfst wieder sprechen: ich habe einen Freund, einen Bruder, eine Schwester.

Wer liebt und treu lieben kann, der ist noch kein ganz ver-

dorbener Mensch; er ist aller Vollkommenheiten fähig, er ist auf dem Wege, sie zu erringen. Wer aber geliebt wird, und sich anhaltend seinen Freunden liebenswürdig zu machen weiß, gibt damit den unzweifelhaftesten Beweis von der Vortrefflichkeit seines Gemüths. Frage dich dann selber: wen liebst du und wie liebst du? Prüfe: von wie vielen wirst du geschätzt? von welchen Personen wirst du geliebt, und mit welcher Treue? — so kannst du dir eine Vorstellung von deinem eigenen Werthe machen. Zwar nicht mit allen Menschen kannst du in vertraulichen, engen Verbindungen leben; wohl aber allen Guten doch den Wunsch einflößen, mit dir in solchen zu sein. Dem Bösen gefällt Niemand, als er sich selbst. Er ist nur sein eigener Freund, und macht Andere nur zu Werkzeugen seiner Absichten und vorübergehenden Begierden.

Ja, Schöpfer des himmlischen Gefühls der Freundschaft, welches in meinem Herzen lodert, auch ich will mich prüfen, und meinen Werth in der Zahl und in dem Werthe derjenigen Personen erkennen, deren Zuneigung ich genieße. O, mein Gewissen sagt es mir schon voraus, ich bin nicht so allgemein geachtet und geliebt, als ich könnte und sein sollte! Und wer nicht geliebt wird, hat nur sich selber anzuklagen, daß er durch Vollkommenheit und Seelengüte nicht liebenswürdig zu sein weiß. — Nur durch das Wohlgefallen aller guten Menschen an mir bin ich Deines Wohlgefallens, o Gott, gewisser. Wie selig könnte ich doch sein! Wie wenig bin ich es! O, daß ich es würde! Amen.

17.

Die Klippen der Freundschaft.

1. Kor. 13, 4—8.

Zwar gebietet uns die Religion, zwar gebietet uns unser Herz, Liebe zu jedem der mit uns auf Erden lebenden Sterblichen, mit denen wir in irgend eine Verbindung kommen. Die Aeußerungen dieser Menschenliebe bestehen darin, daß wir keinen hassen, son-

dern mit freundlichem Gemüthe das Beste und den Nutzen jedes Einzelnen befördern, so viel in unsern Kräften steht. — Aber dies alles hindert uns nicht, daß wir nicht auch gewisse Menschen finden, denen wir mit einer besonders zärtlichen Zuneigung ergeben sind; für die unser Herz lebhafter schlägt; für die zu leben, oder denen eine Freude zu machen, uns selbst die höchste und innigste aller Freuden ist. Wo ist der Mensch, welcher noch nie das stille Entzücken der Freundschaft, die Seligkeit empfunden hat, zu lieben und geliebt zu werden?

Ich denke hier nicht an jene Freundschaft, welche zwischen Aeltern und Kindern, zwischen gutartigen Geschwistern, zwischen Personen beiderlei Geschlechts, oder zwischen Ehegatten Statt findet; sondern an die Freundschaft, welche Personen von gleichem Geschlecht und Alter nach freier Wahl mit einander stiften. So ist die Freundschaft Davids und Jonathans im Alterthum berühmt worden. So hatte Jesus selbst eine zärtlichere Zuneigung für den Jünger Johannes, den er noch vom Kreuze herab wie sein anderes Selbst betrachtete.

Einen Vertrauten zu haben in allen Lagen des Lebens, ist ein Bedürfniß zartfühlender Herzen. Wer ohne Freund ist, geht wie ein Fremdling über die Erde, der Niemandem gehört. Sogar Kinder in ihren unschuldigen Spielen, ehe sie sich selbst noch Rechenschaft von ihren Gefühlen geben können, hegen schon die Gefühle der Freundschaft. Eine unbekannte, sanfte Gewalt zieht sie zusammen. Einem geben sie vor allen Andern den Vorzug. Mit einem vor allen Andern theilen sie am liebsten ihre kleinen Geschenke, ihre frohen Stunden. Einem vor allen Andern weinen sie am lautesten nach, wenn sie von ihm getrennt werden.

Der Bund der Freundschaft, in welchem sich schöne Seelen auf Erden vereinigen, ist die Krone ihres Lebens, ist eine von den Seligkeiten, welche der Sterbliche mit dem Engel theilt. Er hat nichts gemein mit jener bloßen vertraulichen Bekanntschaft, in welcher wir oft den schon mit dem Namen eines Freundes zu bezeichnen pflegen, mit dem wir einigen Umgang haben, oder von dem uns einige Gefälligkeiten erzeigt sind.

Aber keine Klage hört man wohl alltäglicher werden, als die

Klage über Seltenheit wahrer Freundschaft. „Wo soll ich den Freund finden?“ spricht Mancher: „Ich glaubte schon oft ihn gefunden zu haben, und ward eben so oft und bitterlich getäuscht. Wo ich Töne der aufrichtigsten Liebe zu hören wähnte, waren es nur die schmeichelhaften Ausdrücke der Höflichkeit. Wo ich ein unbefangenes Herz suchte, entdeckte ich zuletzt nur gemeinen Eigennutz. Wo ich ewige Treue erwartete, begegnete mir nur Leichtsinn, und ich ward vergessen, sobald ein Anderer Lust bezeugte, mich zu verdrängen. Diesen rissen neue Bekanntschaften von mir; Jenem erkaltete das Herz, als er in glänzendere Umstände kam, denn ich.“

Leider sind diese und ähnliche Klagen nicht nur häufig, sondern auch oft nur allzusehr gegründet. Wer mag das Herz der Sterblichen immer bis auf sein Innerstes erforschen? Wer kann Bürge sein für des Menschen veränderlichen Sinn? — Wenn nach einer Reihe von Jahren uns Freunde kälter begegnen, die ehemals schworen, nur mit uns und für uns zu leben und zu sterben — ach, laßt uns doch immer geneigt sein, es ihnen zu verzeihen, wenn sie nicht mehr sind, wie sie vormals waren, wie sie wohl sein sollten! — Jahre ändern die Beschaffenheit des Leibes und mit ihr wohl auch die Lebhaftigkeit des Gemüths. Andere Verhältnisse, außerordentliche Schicksale, neue Umgebungen, schmerzliche Erfahrungen, Unglücksfälle, die den Muth beugen, Sorgen, die unsere Lebensfreuden verzehren, können so Vieles anders machen.

Warum wollen wir auf unsere ehemaligen, nun gleichgültig gegen uns gewordenen Freunde Vorwürfe häufen? Warum wollen wir ihnen, weil sie uns nicht mehr mit dem Feuer, mit der rührenden Zärtlichkeit lieben, wie sonst, ein gutes Herz absprechen? — Denken wir doch nur an uns selbst: haben wir anders gehandelt, als sie?

Hast du nicht manchen Freund deiner Jugend, an dem du ehemals mit voller Seele hingst, vergessen? Würdest du, wenn er jetzt zu dir käme, ihn noch so lieben können, wie damals, da ihr noch gleiches Schicksal, gleiche Freuden und Leiden mit einander theiltet?— Erinnere dich nur, Mancher und Manche, mit

dem oder mit der du in schönern Stunden der Vergangenheit den Bruder- und Schwesterbund geschlossen hast — sind sie dir jetzt noch so lieb und werth, wie vormals? Könntest du sie, nun das Schicksal mit dir und ihnen so manches anders verfügt hat, noch mit der vormaligen Innigkeit lieben? Wie sehr hat sich seitdem dein und ihr Geschmack, dein und ihr Beruf, dein und ihr Karakter, deine und ihre Neigung verändert! Vielleicht ist dein Herz, vielleicht ist das ihrige nicht schlechter geworden — und doch passet ihr nicht mehr für einander, denn eure Meinungen, eure Temperamente, eure Ansichten der Welt sind nicht mehr die vorigen.

Freilich, solche Erfahrungen von zerrissener Freundschaft sind schmerzlich; aber sie sind unausweichlich. Sie sind im Rosengarten des Lebens die Dornen, von denen wir unsere Einsicht, und Weltklugheit, aber auch unsere Seelenstärke gewinnen.

Eben darum, weil Bande so selten sind, welche, einmal geknüpft, unzerrissen bleiben, eben darum ist treue Freundschaft eines der schönsten und bewunderungswürdigsten Güter des Lebens; eben darum ist eine Liebe gleichgeschaffener Seelen, die bis ans Grab dauert, die über das Grab hinaus lebt, die kein Schicksal, kein Tod ändern kann, das höchste Gut gefühlvoller Menschen, und ein Gegenstand der Ehrfurcht für Alle, die sie kennen.

Aber verbergen wir es uns nicht, sehr oft sind wir selbst daran Schuld, daß der Bund der Freundschaft von keiner langen Dauer ist; sehr oft sind wir selbst daran Schuld, daß wir keine wahren Freunde finden.

Mancher von einer allzulebhaften Gemüthsart machte sich von der Freundschaft, von ihrem Glück, von ihren Pflichten allzuschwärmerische Vorstellungen. Er lebte zu sehr in seinen Empfindungen, und forderte von dem Freunde eine gleich anhaltende Begeisterung, die ihm bei seiner Art zu denken und zu leben nicht möglich war. So ward man endlich geneigt, das für Kälte zu halten, was nur Ruhe war, und über Gleichgültigkeit zu klagen, wo nur Mangel des Ausdrucks der Schwärmerei und nüchterne Besonnenheit stattfand. So endete schon

mehr als eine Freundschaft, die rasch, oft mit Entzücken geschlossen ward, nach weniger Zeit, weil die Aufwallungen eines Augenblicks keine Sache des ganzen Lebens sein konnten. — Diese schwärmerischen Vorstellungen von der Freundschaft, welche um des Freundes willen Alles vergessen, Alles aufopfern soll, sind besonders jungen Leuten eigen, welche, ohne Erfahrung von der kalten Wirklichkeit des Lebens, nur in ihren schönern Träumen wohnen. Sie begehren stolz genug, daß sich eine ganze Welt für sie verwandeln soll; sie denken nicht bescheiden genug, daß sie sich der Welt, wie sie nun ist, angemessen stimmen sollen.

Eine andere Klippe der Freundschaft ist nicht selten die unüberlegte Wahl des Freundes. Wie werden doch auch die meisten Freundschaften geschlossen? Gewöhnlich ohne lange Prüfung, nach dem ersten vortheilhaften Eindruck des Augenblicks. Man liebt, weil uns irgend eine glänzende Eigenschaft des neuen Freundes bezaubert hat, ohne uns darum zu kümmern, welche Fehler er besitze, welche üble Gemüthsneigungen, die er nicht zur Schau trägt, und gern vor sich selbst verheimlichen möchte. — Aber bei längerm Umgange verräth sich auch das Mangelhafte in der Denkart und Handlungsweise — dann bedauern wir ihn und uns, und die Flamme der Freundschaft erlöscht oft eben so plötzlich, als sie aufloderte.

Freundschaft, wenn sie dauerhaft gegründet werden soll, muß auf einer gewissen Gleichheit der Gemüthsanlagen, der Ansichten, Wünsche und Zwecke, sogar des Alters und Standes beruhen. Sie muß nichts sein, als eine gegenseitige Hochachtung und Bewunderung der Vollkommenheiten und liebenswürdigen Eigenschaften. Wo diese gegenseitige Hochachtung nicht von selbst eintritt, wo sie erst erkünstelt werden muß, wo sie ganz wegfällt, da ist keine Freundschaft, sondern irgend ein Eigennutz, oder eine Selbsttäuschung, welche schnell genug verfliegen wird.

Durchmustere nun die Reihe derjenigen, welche ehemals deine Freunde gewesen sind; blicke auf diejenigen, welche es gegenwärtig sind, oder welche du dafür hältst, und du wirst schon jetzt, wenn dich deine Gefühle nicht überraschen, einsehen, warum manche ehemalige Freundschaft nicht auf lange Zeit bestehen konnte, und

warum noch manche gegenwärtige Freundschaft früher oder später aufhören, oder zuletzt nur in eine bloße freundliche Bekanntschaft übergehen wird.

Du kannst nicht in das Herz deiner gewesenen und deiner jetzigen Freunde sehen. Gott, der Allwisser, kann es allein. — Aber wirf nur einen Blick in die Tiefen deines eigenen Gemüths. Frage dich: warum schlossest du so manche Freundschaft? Handeltest du auch dabei mit kalter Erwägung aller Umstände? oder überließest du dich nur bloß dem lebhaften Eindruck angenehmer Gefühle? Geschah dies, wohlan, so verdienst du durch deine Gefühle für deinen ehemaligen Leichtsinn gestraft zu werden, um weiser zu sein.

Hast du, als du Freundschaft schlossest, an die Ungleichheit des Alters gedacht, welches zwischen dir und einem Andern stattfand? Hast du erwogen, ob sein Stand und Beruf ihn nicht ganz von dir trennen, und seinem Geiste, seinen Anlagen, seinen Empfindungen eine ganz andere Richtung geben müßten, als die deinigen haben?

Gehe in dich zurück, und frage dich: waren die Beweggründe, aus welchen du manche Freundschaft geschlossen hast, wohl immer die reinsten, die bei solch einem heiligen Bunde hätten obwalten sollen? War es nicht zuweilen bloß die Annehmlichkeit der Gestalt oder der Gesichtszüge, die dein Herz gewannen, ohne daß du weiter auf die Denkart oder äußern Verhältnisse dessen achtetest, mit dem du Freundschaft schlossest? Oder lag bei dir nicht ein dunkles Gefühl des Ehrgeizes zum Grunde, das dich an Diesen oder Jenen zog, weil es dir damals schmeichelhaft schien, sein Freund zu heißen? Oder leitete deine Wahl nicht irgend ein geheimer Eigennutz, den du, ohne eben bestimmt darauf zu zählen, doch im Fall der Noth durch den vermeinten Freund vielleicht befriedigen zu können hofftest?

O, wer kennt die vielen dunkeln Stellen des menschlichen Herzens alle! wer die feinen Täuschungen alle, mit denen wir thöricht genug sind, uns selbst zu unserm Schaden zu hintergehen.

Eine andere nicht geringere Klippe der Freundschaft ist, daß

der Mensch so selten geneigt ist, einem Freunde etwas zu verzeihen, aber sich selbst gern Alles zu gut gehalten wissen will. Wir begehren, daß unser Freund gut, edel, fehlerlos sei, daß er manche anstößigen Eigenschaften ablege. Aber bei diesem Zartgefühl gegen fremde Schwächen fällt es uns nicht bei, daß wir selbst unsere Unvollkommenheiten ablegen, durch welche die Hochachtung des Freundes nothwendig geringer werden muß. Ach, es ist nur zu wahr, der Mensch liebt oft seine Fehler mehr, als seine Freunde, und bleibt jenen viel treuer als diesen. Er will, wenn es sein muß, lieber den Bruder verlieren, als den Flecken seiner Seele.

Wenn nun aber der Freund wegen den Unvollkommenheiten endlich seine Hochachtung vermindert fühlt: wie kannst du wärmere Freundschaft von ihm fordern? Wenn nun endlich der Eindruck deiner Vorzüge, die den Freund dir anfangs gewonnen haben, durch den Eindruck deiner Fehler vermindert wird: wessen ist die Schuld, wenn die Bande der Freundschaft endlich mürbe werden? Lag es nicht an dir, die Zärtlichkeit des Freundes zu erhöhen, indem du deine Tugenden vermehrtest, die dich ihm und Allen liebenswürdiger machen konnten?

Hast du einen Freund, der dir über Alles lieb ist, willst du seine Liebe ewig fesseln — fessele durch neue Vollkommenheiten deines Karakters seine Hochachtung. Du kennst deine Laster, deine Fehler, deine Schwächen; du kennst sie gewiß, weil du sie dem gern verheimlichst, dessen Achtung du gewinnen möchtest. Wohlan, verheimliche sie nicht länger; spiele gegen den Freund nicht mehr eine künstliche Rolle, früher oder später reißt dir doch ein Zufall die Larve ab, und du würdest dann, und mit Recht, ein Gegenstand der Verachtung dessen werden, der dich vorher so hoch geschätzt hat. Verheimliche sie nicht länger, sondern lege sie gänzlich von dir ab, es koste dir auch noch so viel Aufmerksamkeit, noch so viel Ueberwindung und Mühe! Siehe, dann erst hat die Freundschaft ihr herrlichstes Ziel erreicht, ihr bestes Werk in dir vollbracht. Sie hat dich geheiligt, veredelt! Freundschaft und Religion umarmen sich über dir, der lohnende Himmel lächelt dich an, und Gott segnet den Bund der Seelen, der für

die Ewigkeit geschlossen ist, weil er auf das gegründet worden, das ewig gilt und währet.

Wieder eine Klippe, an welcher schon manche Freundschaft gescheitert, ist der Mangel wahren, reinen Zartgefühls derer unter einander, welche sich Freunde nennen. Es gibt Menschen, welche glauben, sie dürfen sich gegen einen Freund schon mehr erlauben, als gegen einen Fremden; sie dürfen von einem Freunde schon mehr Aufmerksamkeit fordern, oder mehr Nachsicht, als von einem Andern. Statt vertraulich zu sein, werden sie überlästig, eigensinnig.

Allein eben dergleichen Leute sind in ihren Forderungen gegen den Freund desto unbescheidener und unmäßiger. Er soll ihnen Alles leisten; er soll ihnen Alles nachsehen; er soll sie mit allen Unarten lieben, weil er ihr Freund ist; das heißt, sie fordern Freundschaft, ohne Lust zu haben, Freundschaft zu geben; sie fordern Freundschaft, indem sie dieselbe zerstören.

Nicht gegen den Fremden, nein, gegen den Freund und Vertrauten müssen wir die größte Aufmerksamkeit beweisen; nicht den Fremden, nein, den Freund, von welchen wir geliebt sein wollen, müssen wir mit der zartesten Schonung behandeln. Denn am Ende kann es ziemlich einerlei sein, ob der Fremde gegen uns gleichgültig bleibt, oder nicht; aber durch Unachtsamkeit und Vernachlässigung gewisser zarter Verhältnisse gehen wir in die Gefahr, Zuneigung und Hochachtung eines Geliebten einzubüßen.

Personen aber, welche sich gegen Freunde Alles erlauben, Alles verzeihen wollen, sind gewöhnlich nur eigennützig, sich selbst verzärtelnd; sie lieben bloß aus Eitelkeit, aus Gefallsucht, das heißt, sie lieben nicht Andere, sondern wollen nur geliebt sein. — Sie sind viel fähiger, Freundschaften zu gewinnen, als sie zu bewahren. Sie werden immer bald wieder zurückgestoßen in den Schlamm ihrer kleinlichen Selbstsucht, sobald man sie näher kennt. Sie werden zuletzt des beständigen Wechsels gewohnt; sie sind zuletzt keiner wahren, dauerhaften Freundschaft mehr fähig; sie buhlen gleichsam um die Liebe Aller, und empfangen eben so wenig Freundschaft, als sie gewähren.

Gleichheit der Herzen, der Zwecke, der Tugenden ist die eiserne

Grundfeste der Freundschaft, aber auch Gleichheit aller gegenseitigen Verhältnisse der sich liebenden Personen. Kein Freund muß dem andern in Lebensverhältnissen untergeordnet, keiner von dem andern abhängig sein; keiner muß der Wohlthäter oder Unterstützer des andern sein. Fordere von deinem Freunde Herz, Liebe, Rath und Treue; aber vom Fremden borge Geld. Sobald du deine Abhängigkeit vom Freunde fühlst, ist das alte schöne Gleichgewicht unterbrochen. Deine Freundschaft wird dir selbst als Eigennutz erscheinen, und du kannst den nicht mehr mit brüderlicher Gleichheit lieben, in dem du einen Wohlthäter zu verehren hast.

Fähig sollst du sein, dem Freunde Geld, Gut, Leben — Alles zu opfern; fähig soll seine Freundschaft zu dem gleichen Opfer auch für dich sein. Aber nur im großen, furchtbaren Nothfalle sei es dargebracht, und dann mit heldenmüthiger, mit himmlischer Freude. — Aber dieses Ersparniß des Besten für den großen Augenblick der Nothwendigkeit werde im Geschäfte der Freundschaft kein alltägliches Gewerbe! Es entadelt die Freundschaft und macht ihre Reinheit trübe. Es leitet zu Mißhelligkeiten über geringfügige Sachen, und läßt zwischen den heiligsten Empfindungen die widerliche Sprache des Eigennutzes tönen. — Wie manche Freundschaft brach, welche diese Klippe nicht zu vermeiden wußte!

Auch ich habe Freunde! Und Du, Gott, mein ewiger Freund, führtest sie mir auf den Wegen meines Lebens zu. — Wenigstens nicht durch meine Unwürdigkeit und Schuld gehe mir einer derselben verloren! Ehrfurchtvoll gegen die zarten Bande des Herzens, will ich sie nie mit unedelm Eigennutze, mit thörichtem Eigensinn entweihen; will in dies Himmlische nie das Irdische mengen. Ich will durch Tugenden, die mir fehlen, die Hochachtung, die liebende Bewunderung des Freundes für jene guten Eigenschaften vermehren, die mir jene Anhänglichkeit erworben. — So, o mein Gott, mein Vater, so erhalte ich mir die Liebe meiner Geliebten! So dauert der Bund der Seelen, geschlossen diesseits des Grabes, jenseits des Todes fort!

18.

Eigene Vorzüge und fremde.

Jak. 3, 13 — 16.

Gott hat dir selbst dein Loos beschieden;
Nimm's dankbar an aus seiner Hand.
Erfülle jede Pflicht zufrieden,
Die seine Huld damit verband.
Er gibt dir Munterkeit und Kräfte,
Und nährt und stärkt dich väterlich;
Sie brauchen, das ist dein Geschäfte,
Und ihr Gebrauch ist Glück für dich.

Hat Andern deines Vaters Segen
Mehr Güter anvertraut, als dir:
Darf dies wohl deinen Neid erregen?
Denk: wer ist Gott? und wer sind wir?
Weiß er nicht besser, was dir nützet,
Und was dem Nächsten nützt, als du?
Wenn er dich nährt, regiert und schützet,
Was fehlet dann noch deiner Ruh'?

Ein Weiser der Vorzeit hat gesagt: das merkwürdigste Räthsel für den Menschen ist — der Mensch. Und in der That, er ist's, in mehr denn einer Rücksicht. Wer hat sich nicht selbst schon beobachtet, wenn auch noch so flüchtig, und sich nicht zuweilen auf dem sonderbarsten Widerspruch ertappt? Er ist's, aus dessen Munde kalt und warm geht; der sich von Stunde zu Stunde in seinem ganzen Wesen zu verwandeln scheint; der mit den Anlagen zum Engel sich auf Erden eine Hölle schafft; und bei aller seiner Ohnmacht, in der er dem Wurme des Staubes gleichet, mit den Augen seines Geistes das Weltall durchfliegt und mit Seelengröße die strengsten Schicksale überwindet.

Zu den wunderlichen Widersprüchen im Menschen verdient bei Vielen auch der gezählt zu werden, daß man oft, ohne mit seiner Lage zufrieden zu sein, sie gegen Andere preiset, und sogar mit ihr prahlt — und vielleicht im Augenblick, da man alle Ursache hätte, sich seines Erdenlooses zu freuen, verdrießlich wird, wenn Andere es besser zu haben scheinen.

In beiden Fällen verräth der Mensch eine große Schwäche seines Gemüthes. Zwar das Wohlgefallen, welches wir an un-

sern eigenen Vollkommenheiten haben; die Freude über das Wohlgelingen mehrerer Unternehmungen und Arbeiten; das Vergnügen, welches wir beim Anblick unserer angenehmen Verhältnisse im häuslichen und bürgerlichen Leben empfinden, ist sehr natürlich, und macht einen Theil des irdischen Glückes aus, welches doch immer das Ziel unserer Mühen ist. Aber diese frohe Stimmung, in welche uns unsere Vorzüge versetzen, ist wohl selten stürmisch; und wenn es die Freude zuweilen bei unverhofften Erscheinungen des Glückes ist, wird sie niemals von anhaltender Dauer sein. Der reine Ausdruck innerer Zufriedenheit ist ein heiteres Wesen, welches sich, auch wenn wir einsam sind, nicht von uns trennt, und sich gegen andere Menschen in einem freundlichen Wohlwollen und in Theilnahme an ihrem Glücke, in tröstenden und beruhigenden Zusprüchen äußert. Denn nur wer froh ist, hat die lebendigste Sehnsucht, auch Andere froh zu sehen und froh zu machen.

Man kann hingegen mit vieler Sicherheit glauben, daß der, welcher mit seinen Vorzügen, mit seinen Glücksgaben gegen Andere gern prangt, keineswegs zufrieden, sondern in seinem Innersten dennoch unglücklich sei. Wer sich geflissentlich das Ansehen gibt, es bleibe ihm nichts zu wünschen übrig; wer gern von dem spricht, was er hat, dem fehlt noch viel! Wer gern behaupten möchte, oder wahrnehmen läßt, was er besitze, sei alles besser, vortrefflicher, als anderes der gleichen Art, was Andere besitzen, ist nicht zufrieden mit dem, was er besitzt. Gewöhnlich ist es nur sein Unmuth, der sich gern selbst täuschen möchte; sein Stolz, der Andern nicht weichen möchte; seine Eitelkeit, welche sich gern das Vergnügen gewähren möchte, beneidet zu sein.

Eine jede Schwachheit des Gemüthes ist aber wohl auch immer mit einer Schwäche des Verstandes verbunden. So auch hier. Denn der, welcher gern rühmt, wie glücklich er sei, wie bei ihm Alles besser sei, als bei Andern, erreicht seinen Zweck am schlechtesten. Er verräth gewöhnlich schon mit seinen eigenen Worten, daß ihm zu seinem wahren Wohlsein Vieles mangele. Wem könnte wohl zu Muthe sein, den Ruhmdurst und Eitelkeit martern?

Von der andern Seite offenbart sich nicht minder Schwäche des Gemüths und Verstandes, wenn der Mensch vollkommene Ursache hätte, in seiner Lage zufrieden zu sein, und dennoch Verdruß fühlt bei den Vorzügen oder Glücksbegünstigungen Anderer. Dieser Verdruß entsteht nicht immer aus unersättlicher Habsucht, sondern oft mißgönnt man einem Andern, was man selber zu besitzen nicht einmal wünscht. Man will dem Menschen nicht wohl, darum gönnt man ihm die Vorzüge und Glücksgeschenke nicht, die ihm in den Augen Anderer noch einigen Werth geben könnten. Eine solche Mißgunst ist der Ausspruch geheimer Verachtung des Nächsten, oder verborgener Feindschaft, oft auch nur einer lächerlichen Eitelkeit. Denn wie Viele sind nicht, welche einem Andern dasjenige mißgönnen, was sie doch selbst auch besitzen! Aber sie möchten es allein haben, um dadurch mehr angesehen zu werden. Was nicht mehr ihr ausschließlicher Alleinbesitz ist, hört in ihren Augen auf, ein Vorzug zu sein. Das Beste verliert für sie den Werth, wenn es Viele eben so gut haben.

O, welch ein elender, nichtiger Vorzug muß derjenige sein, welcher seine ganze Vortrefflichkeit einer eiteln Einbildung dankt! Und welche kleine Seele muß diejenige sein, welche sich an solchen Selbsttäuschungen weiden kann! Glücklich ist sie nicht, weil ihr Vorzug einer Seifenblase gleicht, die nur Werth hat für den, der sie mit seinem Hauche schuf, während der geringste Hauch sie wieder zerdrückt.

Doch die Zahl derer ist nicht klein, die den ganzen Umfang ihrer glückseligen Verhältnisse über eine Spielerei ihrer Eitelkeit vergessen können; die da blind sind und ungerecht gegen ihre wirklichen Vorzüge, Verdienste und Güter, bloß einer eigensinnigen Laune willen; die Alles besitzen, was sie vernünftiger Weise zu ihrem Lebensglück fordern können, und dennoch von Mißgunst gequält werden um Dinge, die sie entweder so gut haben, als Andere, oder nicht einmal zu haben verlangen.

Man kann solche Personen darum noch nicht neidisch nennen. Neid quillt aus einer viel schwärzern Quelle. Ist Mißgunst oft nur eine Wirkung der Thorheit: so ist Neid immer die Frucht eines verdorbenen Herzens. Der Neid ist die Verschwisterung

mehrerer Untugenden zu einem einzigen Hauptlaster; er trägt zu gleicher Zeit die Abscheulichkeit der ungenügsamen Habsucht, des Stolzes, der Menschenfeindlichkeit. Er verwüstet nicht nur die Lebensruhe dessen, in dem er wohnt, sondern er lechzet nach Zerstörung fremden Glückes. Seine Kinder sind die Schadenfreude, die Verleumdung, die Ungerechtigkeit, die Heuchelei, der Haß. Neid ist Unzufriedenheit über Begünstigungen und Vorzüge, die man nicht hat, und die man selten haben möchte; ein Streben, sie dem zu rauben, der sie besitzt, um sie sich selbst zuzueignen, oder auch nur, sie an Andern zu zerstören, wenn man zu ihrem Besitze nicht gelangen kann.

Dies Laster ist vollkommen thierischer Natur. Auch das gierige Vieh blickt neidisch auf den Bissen des andern, und trachtet, denselben an sich zu reißen. Daher überfällt uns unwillkürlich Ekel und Widerwillen gegen den Menschen, an welchem wir die Aeußerung des Neides wahrnehmen. Wir fühlen sogleich dessen ganze Niederträchtigkeit, aber auch die Größe des Uebels, das er sich selber schafft. Denn er ist darum einer der Unglückseligsten, weil er von der Genügsamkeit am entferntesten ist.

Zwar auch in guten Menschen können bei dem Anblick fremder Vorzüge Wünsche entstehen, sie ebenfalls zu besitzen. Diese Wünsche können sogar thätig werden. Allein dann nimmt solche Thätigkeit eine Richtung, die frommer und edler Menschen würdig ist. Sie will nicht den Nächsten seiner Vorzüge berauben, sondern sie strebt, während sie sein Glück unverletzt läßt, sich ein gleiches auf rechtlichem Wege zu erwerben. Sie wird zu einer rühmlichen Nacheiferung im Guten. Und diese ist oft die Mutter der schönsten Handlungen.

So verächtlich einem Jeden die Niederträchtigkeit des Neides ist, wenn man sie in Worten, Geberden und Werken eines Andern erblickt, — so gern schleicht sich diese häßliche Empfindung in des Menschen Brust, um sein Lebensglück zu vergiften. Hört man nicht fast täglich über die Wirkungen der Mißgunst und des Neides klagen? Ist man nicht fast täglich Augen- und Ohrenzeuge des hungrigen Brodneides, wo Einer den Andern haßt, verleumdet, weil ihm sein Erwerb mehr Glück, mehr Beifall,

mehr Ehre bringt? Ist man nicht täglich Augen- und Ohrenzeuge des Ruhmneides, dem es unerträglich ist, fremdes Lob zu hören, geschweige es auszusprechen, und der, wenn er es dennoch zu sprechen gezwungen ist, nur darin einigen Trost findet, wenn er ein giftiges Aber hinter dem Lobspruch herschleichen lassen kann? Ist man nicht täglich Augen- und Ohrenzeuge jener neidischen Eitelkeit, die sich darin gefällt, hinterrücks eine Tugend verdächtig zu machen, welche man am Andern liebt; natürliche Gaben und Vorzüge zu verkleinern, die man nicht selbst erwerben kann; am Menschen die Schattenseite in kleinen Fehlern aufzusuchen, und dieselben in große Laster umzugestalten, weil es zu viele andere Personen gibt, welche sich an den wirklichen Vorzügen und Liebenswürdigkeiten des beneideten Gegenstandes erfreuen? Woher die meisten Lästerungen, gehässigen oder spöttischen Bemerkungen, welche man so oft in Gesellschaften mit anhören muß, wenn sie nicht aus der bittern Quelle des Neides flössen?

Selbst der Neidische fühlt das Schimpfliche seines Betragens. Aber darum sucht er es zu bemänteln. Er nimmt nur den Ton des Besserwissens, der Belehrung, oft der menschenfreundlichen Warnung an. Oder er verachtet stolz das Gut und den Vorzug, den zu gewinnen ihm auf andere Weise zu schwer fällt. Oder er versteckt seine Bosheit hinter der frömmelnden Wärme jener Andächtelei, die heut zu Tage in gewissen Volksklassen aus Unverstand Beifall zu gewinnen anfängt. — Wer möchte auch seine ganze Häßlichkeit vor der Welt selber entlarven?

Aller Neid ist ein offenbarer Mangel eigener Seelengröße; ist eine Ungerechtigkeit gegen die Vorsehung; eine Verkennung des Werthes eigener Vorzüge über diejenigen des Nächsten; eine Thorheit, die dem Geiste des wahren Christenthums ganz entgegensteht. — Wer Neid und Mißgunst in seinem Herzen fühlt, ist in dem Augenblick von der ächten Weisheit, dem Christenthum, am entferntesten; entfernt sein von diesem, heißt entfernt sein vom Lebensglück.

„Wer ist weise und klug unter euch?" — spricht die heilige Schrift: „der erzeige mit seinem guten Wandel seine Werke in

der Sanftmuth und Weisheit. Habt ihr aber bittern Zank und Neid in euerm Herzen: so rühmet euch nicht und lüget nicht wider die Wahrheit. Denn das ist nicht die Weisheit, die von oben kommt, sondern irdische, menschlich-teuflische. Denn wo Neid und Zank ist, da ist Unordnung und eitel böses Ding." (Joh. 3, 13 — 16.)

Glaube es, du, der sich mit dem Neide beflecken kann, du bist nicht deswegen neidisch, weil du unglücklich bist; sondern du bist unglücklich, weil du schwach genug bist, neidisch zu sein. Denn wenn du nur einen Augenblick so viel Gewalt über dich hast, den zu vergessen, welchem du seinen Wohlstand, seine Ehre, seine äußerlichen Vorzüge, Kenntnisse, Liebenswürdigkeiten mißgönnst, und siehst du auf deine eigene Lage, auf deine dir eigenthümlichen Vorzüge: findest du nicht Ursache genug, zufrieden zu sein? Jeder Mensch hat Eigenschaften, durch welche er vortrefflich sein kann, wenn er sie nur auszubilden weiß; jeder Mensch hat von Gott gewisse Vortheile in seinen Verhältnissen empfangen, wenn er sie nur zu benutzen versteht. Es fehlt uns durchaus nicht an Anlagen, sehr glücklich zu sein, wohl aber entweder an richtiger Beurtheilung unserer Verhältnisse, oder an Reinigkeit des Herzens und jener Mäßigung und Genügsamkeit, ohne welche du elend bleibst, auch wenn du die ganze Welt gewönnest.

Glaube es, glücklich zu sein für dich fällt dir nie schwer: aber es ist schwer, glücklicher zu werden, als Andere. Und doch, eben dies ist das Uebel der Menschen, daß sie für ihr eigenes Wohlsein immer nur fremden Maßstab entlehnen. Sie wollen nicht bloß glücklich für sich sein, so weit sie es nach ihren Kräften, auf ihrem Standpunkt in der Welt sein können; sondern sie wollen Andere im Glück übertreffen.

Aber was heißt es: Andere im Glück übertreffen? Und wie ist dies möglich? Gott hat Jedem sein Maß von Kraft, von Umständen, von Zwecken gegeben, und nur damit, und nur darin kann er glücklich sein; in keinem andern, und mit keinen andern Mitteln. — Du hältst diese oder jene Person für beglückter, als dich; aber bist du im Stande, die Grade ihres Glücks zu berech-

nen, da du nicht ganz sie selbst bist? Freilich, du bemerkst an ihr gewisse Vorzüge, gewisse Gaben, die dir fehlen; Verhältnisse, glückliche Zufälle, allerlei Umstände, die dir abgehen. Du glaubst, wenn du im Besitz derselben wärest, nichts würde deine Seligkeit übertreffen können. Aber wenn du alles das hättest, so würdest du doch damit keine Glückseligkeit gewinnen, sondern nur Hilfsmittel zum frohen Lebensgenuß. Hast du denn schon alle Hilfsmittel benutzt, welche dir die göttliche Vorsehung verliehen? Und wenn dir in der That Alles zu Theil würde, dessen Besitz du Andern mißgönnst: kannst du voraus versichern, ob das deine Ruhe, oder nicht vielmehr dein Verderben begünstigen würde? Weißt du nicht, daß du, unter andern Verhältnissen, ganz ein anderes Gefühl, eine andere Ansicht der Dinge erhältst, gleichsam ein anderer Mensch wirst? Siehe doch das Kind, wie begierig es wünscht, bald groß zu sein, um die Freuden und Vorzüge der Erwachsenen zu genießen. Endlich erfüllt der Himmel den Wunsch. Warum sehnt sich denn der Erwachsene so gern nach den stillen, unschuldigen Freuden seiner sorglosen Kindheit zurück?

Glücklich sein ist gewiß leicht, wenn man die Störerinnen aller Lebenslust, thörichte Leidenschaften, aus seiner Brust verbannt; genügsam ist mit dem, was Gott gab; mit Fleiß zu vervollkommnen sucht, was man hat; und sich die Gunst aller guten Menschen dadurch erwirbt, daß man ihnen in allen Dingen mit Liebe entgegenkommt. Glücklicher werden, als Andere, oder auch nur so glücklich sein, als sie zu sein scheinen, ist Unsinn, weil kein Sterblicher wissen kann, wie viel oder wenig der Andere glücklich ist. Vielleicht — nur du ahnest es nicht! — ist eben das, was du einer andern Person mißgönnst, die Hauptsache ihres jetzigen oder künftigen Leidens. Du beneidest ihre Schönheit; vielleicht hat sie eben deswegen ihr Herz versäumt. Du beneidest ihr größeres Vermögen; vielleicht bereitet dies ihren und ihrer Kinder Untergang. Du beneidest ihr Ansehen, ihre Ehre; vielleicht zieht ihr eben das die viele Verfolgung, Haß und Liebloſigkeit zu. Ist nicht selbst dein Neid ein Uebel für die geachtete Person, die dir beneidenswürdig zu sein scheint.

Und bist du denn gewiß, daß das, was du Andern mißgönnst,

dir in deinen Verhältnissen, bei deiner Denkart, bei deinen übrigen Anlagen wohlthätig sein würde? — Bist du dessen nach reiflicher Ueberlegung nicht gewiß: warum befleckst du deine Seele mit der Schande neidischer Begierden? Bist du hingegen überzeugt, ein solcher Vorzug, den der Andere hat, könne dir wohlthun: warum strebst du nicht mit allen Kräften in rühmlicher Nacheiferung, ihn, oder doch Aehnliches, zu gewinnen? — Ein todtes, ohnmächtiges Beneiden führt dich um keinen Schritt weiter; macht dich Andern zum Gegenstand des Spottes und der Verachtung; trübt dir selbst die Lust, welche du auch schon in deinem gegenwärtigen Zustande genießen könntest.

Gönne Jedem die Vorzüge, welche Gott ihm gab, oder sein Fleiß erwarb. Keine irdische Gabe ist an sich gut oder böse; sondern sie wird Alles erst, wozu der Mensch sie macht; dem Einen gebiert sie Heil, dem Andern Verderben.

Ist, was du dir wünschest, durch Anstrengung deiner eigenen Kräfte erreichbar: warum legst du die Hände in den Schoos? Der Neid ist unfruchtbar an allem Guten; er gibt dir nur Dornen, während du nach den Rosen begierig bist. Forderst du Gaben, welche dir nur durch die Macht der Vorsehung zu Theil werden können, wohlan, benutze erst die alle zu deinem und anderer Menschen Glück, welche dir schon zu Theil geworden. Lerne erst mit dem Pfunde wuchern, was dir der Herr gab: dann hält er dich vielleicht würdig, dich als einen getreuen Knecht über Vieles zu setzen.

Gott, Du mein allweiser Vater; der Du besser mein Inneres kennst, als ich es selbst vermag, Du hast mich ja nicht vergessen, nicht versäumt. Du hast mich auch zur Glückseligkeit einberufen in dies Leben, und mir zu dem, was ich auf meinem Standpunkte hienieden sein und werden soll, alle nöthigen Kräfte und Anlagen mitgetheilt. Ach, wenn ich nur immer Weisheit genug hätte, daß ich meine Bestimmung recht erkennen, meinen Standpunkt richtig fassen und beurtheilen könnte; daß ich das Maß meiner Kräfte, die Art meiner Eigenschaften gehörig erwägen würde! Wie vieles könnte ich damit mir und Andern Gutes stiften, wenn ich nur immer das Gute wollte!

Hilf mir, mein Gott, mein Herz bewahren, daß es nicht an

seinem eigenen Frieden zum Verräther werde durch Eitelkeit, Habsucht, Haß, Mißgunst und Neid. Und Du, mein Jesus, o Du Frommer, Duldender, Genügsamer! erscheine mir zum Bilde, wenn ich mit dem, was der Vater mir gegeben, unzufrieden bin, und mir mit eitelm Gram um eitle Dinge die wenigen Stunden verbittere, die ich vielleicht noch zu leben habe. Wer weiß, wie bald das Alles Staub und Asche und Raub der Vergessenheit ist, was ich bisher noch an meinem Nächsten für beneidenswürdige Schätze hielt! Nur Eins ist unverweslich — die Tugend! Nur Eins ewig beseligend — Deine Gnade und Liebe, Vater im Himmel! Nach jener sei mein Ringen, — diese verleihe mir, o Allliebender, in Ewigkeit. Amen.

19.

Die Feindschaft der Gottlosen erhebt den Edeln.

1. Petri 4, 4.

Ich fürchte Gott, was kann mir schaden?
Ach, läutre, Vater, läutre mich;
Bewahre mich auf Deinen Pfaden,
Daß ich Dich ehre, Gott, nur Dich;
Daß ich, Dir ganz geweiht und treu,
Versichert Deiner Güte sei.

Vereint mit Deinen wahren Kindern,
Will ich der Bösen Umgang fliehn;
Will mich zurück von frechen Sündern
In stille Einsamkeiten ziehn.
Verachtung kränkt mich nicht und Spott;
Gott ist mit mir, ich bin mit Gott.

Wie in dem Wesen der Tugend eingeschlossen ist ein immer heiterer Gleichmuth und liebende Menschenfreundlichkeit, so liegt im Wesen der Herzensverdorbenheit eine beständige Unruhe und das Hassen der bessern Menschen. Je inniger der Mensch hassen, je anhaltender er seinen Nächsten verfolgen, je mißgünstiger er dessen Vorzüge betrachten, je kaltblütiger und überdachter er seine

Rache üben kann: um so schlechter ist sein Herz, und um so mehr Anlagen hat er, ein ganzer Böserwicht zu werden.

Könnte es auch anders sein? Wenn der Betrüger einen redlichen Mann erblickt, muß er nicht von einer unangenehmen Empfindung gequält werden, muß ihm nicht sein eigenes Gewissen sagen: er ist besser als du? Aber ein solcher Gedanke ist niederschlagend. Wenn der Ruhmsüchtige einen Mann von großen Geistesvorzügen, der Stolze einen Mann von innern Verdiensten, der Wollüstling einen Feind von Ausschweifungen erblickt: muß er nicht nothwendig Selbstverachtung fühlen? Aber diese Selbstverachtung ist eins der folterndsten Gefühle. Liebe zu dem Beglücktern und Bessern kann daraus nicht hervorgehen.

Freilich der Gottlose kann es nie dahin bringen, daß er das Verdienst und die Tugend selbst hassen sollte, denn seine Vernunft, sein Gewissen gebietet ihm das Gegentheil: er wünscht sich ebenfalls mit denselben zu schmücken; selbst der Verbrecher im Kerker macht noch gern seine guten Eigenschaften geltend, um nicht der Gegenstand des vollkommensten Abscheues zu sein; allein statt die Tugend zu hassen, die er nicht besitzt, wälzt er seinen Groll auf denjenigen, der durch sie Vorzüge über ihn hat. Um sich nicht selbst verachten zu müssen, um sich zu trösten, sucht er das Verdienst des bessern Menschen zu verkleinern; nennt er dessen Tugenden nur Heuchelei; spürt er dessen Fehler auf, um desto lauter gegen dieselben zu schreien; macht er Jeden, so viel er kann, argwöhnisch gegen den Verhaßten; überredet er sich gern selbst, daß er in den meisten Stücken besser sei, als jener.

In der That, nur aus Ehrfurcht, welche die Bösen noch vor der Tugend haben, die sie nicht besitzen, entspringt der meiste Groll, Neid und Haß gegen würdige Menschen. Es ist hierin also das Betragen der Sterblichen, je nachdem sie gut oder schlecht denken, einander vollkommen entgegengesetzt. Tugendhafte Christen lieben den Menschen und ehren ihn, ob sie gleich seine Laster und Fehler hassen. Unedle Gemüther hingegen hassen den Menschen, ungeachtet sie die Tugend, welche ihn schmückt, ehren; aber eben deswegen hassen sie ihn.

Hoffe also nie in deinem Leben auf die Liebe und

den Beifall aller deiner Mitbürger. Es ist unmöglich, daß du Jedem gefallest. Es ist dir sogar rühmlich, daß du nicht die Freundschaft Aller besitzest. Es ist dir rühmlich, wenn dich die Bösen verlästern, wenn sie dem Werthe deiner Denkart und Handlungsweise keine Gerechtigkeit widerfahren lassen. Das befremdet sie, sagt der Apostel Petrus, daß ihr nicht mit ihnen laufet in dasselbige wüste, unordentliche Wesen und Lästern. (1. Petri 4, 4.) Sie würden euch preisen, wenn ihr es mit ihnen hieltet; wenn ihr nicht besser sein wolltet, als sie, wenn ihr mit ihnen in ihrem Treiben gemeine Sache machen wolltet, und auf der breiten, alltäglichen Straße des gewöhnlichen Thuns und Wesens ginget. Der Haß der Bösen ist immerdar ein vollgültiges, öffentliches Zeugniß unsers Werthes, und dann um so unzweifelhafter, wenn wir sie weder persönlich beleidigt, noch uns sonst Vorwürfe zu machen haben, durch irgend eine Unvorsichtigkeit ihren Groll zu verdienen. Der Neid ist allezeit, wider seine eigene Absicht, der beste Lobredner des Verdienstes. Denn wahrlich, man beneidet nur den Bessern, den Glücklichern, nicht aber den Schlechtern, über welchem man sich erhaben glaubt, oder den Unglücklichen, der ohnehin Mitleid bei Guten und Bösen erregt.

Weit entfernt also, daß Haß und Neid der Bösen den wahren Christen beugen, müssen sie vielmehr seinen Muth erheben. Sie geben ihm ein herrliches Zeugniß vor der Welt. Es ist zwar möglich, daß sie dir durch ihre Umtriebe und Lästerungen schaden; es ist möglich, daß der gemeine Haufe unverständiger, schwacher Leute ihr boshaftes Geschwätz eine Zeit lang nachlallt; es ist möglich, daß du durch das leidenschaftliche Treiben deiner Feinde endlich selbst von Rechtschaffenen eine Zeit lang verkannt, oder in deinen geselligen und freundschaftlichen Verhältnissen, in deinen Ansichten, im Gedeihen deiner häuslichen Angelegenheiten gestört wirst: aber deine Tugend, derentwillen du Verfolgung leidest, deine Unschuld wird doch nicht zerstört. Und bist du tugendhaft: so bist du es doch nicht für irdischen Nutzen, nicht, um Ruhm und Vermehrung deines Wohlstandes zu ärnten. Denn hättest du nur dieserwegen das Gute gethan und geliebt, wahrlich, so hast du nicht Verfolgung gelitten um Jesu willen, nicht deines

redlichen Herzens willen, sondern wegen deines ehrsüchtigen Sinnes und deiner versteckten Habgier.

Hoffe nicht, die Liebe und den Beifall aller Menschen zu haben. Wer Allen gefällt, ist ein sehr zweideutiges Wesen. Wer Allen gefallen will, muß Gefahr laufen, endlich neben der Verachtung der Bessern auch den Spott der Schlechtern zu tragen. Sei zufrieden, daß diejenigen, welche dich und deine wahren Gedanken genauer kennen, dich hochachten, und dein Herz mit derjenigen Begeisterung lieben, welche wahre, uneigennützige Tugend jedesmal einzuflößen pflegt. Sei zufrieden, wenn auch würdige, edle Menschen, obgleich über die Reinheit deiner Absichten noch in Zweifel, dennoch deiner That ungeheuchelten Beifall zollen. Sei zufrieden, wenn dich endlich Jeder verkennt, und du keinen einzigen rechten Vertrauten hast, der dich in der Nähe beobachtet, oder dem du dich unbeschränkt offenbaren kannst, daß du Gottes Beifall hast, auf dessen Wegen du wandelst; daß dir dein Herz Zeugniß vor dem Richter der Gedanken gibt. Denn nur das Nützliche, was du leistest, kennt und beurtheilt der Mensch; aber den tugendhaften Sinn, aus welchem und in welchem du das Nützliche thust, kennt und beurtheilt allein Gott.

Neid und Bosheit der Schadenfrohen müssen also dein Gemüth weit mehr erheben, als niederschlagen. Erst an der Geschäftigkeit der Gottlosen wider dich erkennst du, daß du nicht mit ihnen bist, sondern mit Gott. Und wer mit Gott ist, darf der vor Menschen zittern? Es liegt Seligkeit darin, um seiner tugendhaften Bemühungen willen zu leiden. Zwar Anerkennung unsers Werthes und Dankbarkeit für das Gute, das wir gethan haben, ist schmeichelhaft und insofern erfreulich, als wir dadurch überzeugt werden, es sei noch reger Sinn für Edelmuth und Frömmigkeit und Seelengüte in der Welt; aber Haß um unserer Tugend, Verfolgung um unserer Unschuld willen, Undank für Wohlthaten, ist für ein wahrhaft himmlisches, reines Gemüth die Quelle von noch unendlich zartern Freuden. Erst dann fühlen wir, um wie erhabener wir stehen, als die Welt, wie einsam wir mit unserer Tugend sind, nur von Gott gekannt; denn auch Gott, der Allerheiligste, ist ja einsam, weil Niemand heilig ist, denn er

allein. Erst dann ist es in unserer Seele, wie ein schönes Leuchten aus jener Welt, wo der Tugend die schönsten Kränze geflochten werden. Wohlthat, die schon hienieden vergolten, Tugend, die schon irdisch mit Ruhm gekrönt wird, ist gewissermaßen eine schon bezahlte Tugend, eine zurückerstattete Wohlthat. Sie erhebt nicht mehr das Gemüth so sehr. Es ist abgetragene Schuld.

Wiewohl nun der Haß der Gottlosen, oder Gleichgültigkeit gemeiner Seelen gegen das Gute, so wir thun, jedem edeln Christen neben dem wehmüthigen Gefühl, welches Liebloſigkeit immer erweckt, auch Freude bringt: müssen wir uns doch auch nicht selbst täuschen, und glauben, alle diejenigen seien schlechtdenkende Menschen, die uns nicht wohlwollen, oder unsere Sache nicht mit demjenigen Eifer unterstützen, welchen wir wünschen. Und doch ist dies ein gewöhnlicher Fehler, daß man aus Mißmuth sogleich Jeden in Verdacht des Bösen hat, der unsere redlichen Absichten nicht auf der Stelle anerkennt und zur Ausführung eines guten Werkes die Hand bietet. Hier ist meistens nur gekränkte Eigenliebe, die den Kaltsinnigen zu vorschnell verdammt. Man betrügt sich dann gern selbst, weil etwas Angenehmes in dem Gefühl liegt, verkannt zu sein. Man bemäntelt seine Empfindlichkeit, so schön man kann.

Wirklich pflegt es oft zu geschehen, daß auch rechtschaffene Leute uns lange verkennen, mißtrauisch gegen unsere Schritte sind, und nicht sogleich freudig Hand anlegen, um das zu befördern, was wir für gut halten. Denn die Meinungen und Erfahrungen der Menschen können von einander sehr verschieden sein, obgleich ihre Herzen gleich gut sein mögen. Darum sieht man vortreffliche Personen oft auf ganz von einander abweichenden Wegen zu einerlei lobenswürdigen Zielen eilen. Auch ist Mancher durch mancherlei Veranlassungen vorsichtiger geworden; er ward vielleicht schon oft durch ehrliche Mienen getäuscht. Ein Anderer ist schon von Natur kälter und bedachtsamer; ein Anderer bemerkt vielleicht neben unserm guten Willen eine ihm nicht zweckmäßig scheinende Wahl des Mittels, wodurch wir das Gute zu bewirken hoffen; wieder ein Anderer, vielleicht durch widrige Schicksale ängstlicher geworden, bildet sich ein, Hindernisse zu

sehen, die vielleicht nicht so leicht überstiegen werden könnten, oder sein geübter Scharfblick erkennt in der That dergleichen besser, als wir. Noch ein Anderer kann uns schätzen, aber dennoch weder das, was wir geleistet haben, noch was wir leisten wollen, so vorzüglich finden, als wir, von unserer Eigenliebe verführt, glauben, daß es sei. Allein sein Zartgefühl hindert ihn, dies mit Offenheit uns zu sagen; er will uns nicht kränken, und wir beurtheilen seine Kaltsinnigkeit falsch, wenn wir sie sogleich für Wirkung eines neidischen, unreinen Gemüths oder einer kleinlichen Denkart halten.

Auf diese Weise ist es nur allzuleicht, daß wir in unsern Beurtheilungen der Menschen, die uns nicht wohl zu wollen scheinen, oder die uns sogar wirklich verkennen, wenigstens Gleichgültigkeit oder Mißtrauen gegen uns blicken lassen, härter gegen sie sind, als sie gegen uns. Um uns vor diesem Selbstbetrug, welcher zur bittersten Ungerechtigkeit führen kann, zu hüten, ist es unsere Pflicht, nicht sogleich Jeden, der uns widerstrebt, in die Zahl der Gottlosen zu reihen, sondern zu denken: er hat andere Ansichten, andere Erfahrungen. Nichts als unser Bewußtsein, die Reinheit der Tugend unsers Willens, kann uns beruhigen. Und mit dieser Beruhigung, einsam, nur Gott für uns, der uns allein richtig kennt, sollen wir den Weg verfolgen, so lange wir noch Kraft in uns fühlen. Und gewöhnlich ist die Empfindlichkeit unserer verwundeten Eigenliebe am größten, wenn wir vom Werth unsers Thuns oder von der Richtigkeit unserer Ansichten am überzeugtesten sind. Eben dann aber sind wir auch am bereitwilligsten, gegen jede Meinung, die der unserigen widerspricht, am ungerechtesten zu sein, und dasjenige sogleich einem bösen Herzen zuzuschreiben, was nur Wirkung anderer Gesichtspunkte und Erfahrungen ist. Es läßt sich daraus erklären, wie oft sehr gute und wackere Menschen, die von verschiedenen Religionsparteien sind, oder nicht einstimmig in bürgerlichen Angelegenheiten denken, sich gegenseitig für böse halten, und sogar verfolgen, wenigstens gegenseitig trachten können, des Andern Einfluß und Ansehen zu mindern, weil sie Gefahr davon fürchten.

Nein, es ist gefahrvoll, es ist sündlich für das christliche Ge-

müth, diejenigen, die uns verkennen und unsere Tugend vielleicht bezweifeln, zu den Gottlosen zu zählen, ehe wir bestimmtere Beweise ihrer Bösartigkeit haben. Selbst wenn sie uns entgegen arbeiten, wenn sie durch ihr Ansehen das unsere zu schwächen suchen, wenn sie unsern guten Zwecken sogar mit großem Eifer Hindernisse in den Weg wälzen, haben wir noch kein Recht, sie unsere Verfolger zu nennen, so lange sie nicht eigentlich auf das Verderben unserer Person, sondern nur gegen das Gelingen unserer Vorsätze hintrachten. Denn eben weil sie in ihrer Lage, nach ihren Einsichten und Lebenserfahrungen, unser Thun für nachtheilig halten, beweisen sie damit die Redlichkeit und Kraft ihres Gemüths, daß sie sich dem widersetzen, was sie nicht billigen. So geschieht es gar nicht selten, daß Personen von gleich edeln und menschenfreundlichen Grundsätzen, nur weil sie von abweichenden Gesichtspunkten ausgingen, wider einander handeln, und gegenseitig ihre Absichten zu vereiteln suchen.

Nur die sind unsere wahren Verfolger, welche uns und die Unserigen bei aller Unschuld unsers Thuns, oder sogar eben deswegen, weil wir nicht, wie der Apostel sagt, mit ihnen laufen in dasselbige wüste und unordentliche Wesen, persönlich zu schaden und in Unglück und übeln Ruf zu bringen bemüht sind. Ihnen ist es nicht um die Sache zu thun, die sie vielleicht ehren, sondern nur um die Person. Sie erlauben sich die unredlichsten, niedrigsten Mittel, um ihrer Schadenfreude, ihrem Groll, ihrem Neide ein Genüge zu thun. Der Rechtschaffene, will er auch unserer Sache nicht wohl, wird jedesmal doch unerlaubte Mittel verschmähen, sie zu hindern, noch weniger aber solche zu Vernichtung unserer Ehre, unsers Wohlstandes, unsers bürgerlichen Glücks anwenden.

Schmerzlich freilich ist es, wenn unsere Absichten auch von denen verworfen und verkannt werden, die wir selbst als einsichtvolle Menschen geschätzt haben, oder wenn wir in der That wahrnehmen, daß achtungswürdige Personen sich gegen uns einige Schwachheiten zu Schulden kommen lassen. Doch um so größere Hoffnung haben wir, sie früher oder später in unsere aufrichtigen Freunde zu verwandeln, wenn sie endlich die Redlichkeit unserer

Gesinnungen und die Gerechtigkeit unserer Sache erkennen. Denn edle Menschen können zwar irren — wer ist von Irrthum frei? — aber nicht länger fehlen, wenn sie ihres Irrthums überzeugt sind. Je standhafter wir in unsern Grundsätzen bleiben, je ehrwürdiger wird ihnen in der Folge unser Muth sein; je eifriger werden sie sein, das Unrecht wieder doppelt zu vergüten, welches sie uns, wenn auch nur in Gedanken, gethan haben. Wer bei seiner Tugend und bei seinem Verdienst am längsten und schwersten duldete, den umringt nachher die größte und willigste Verehrung. So muß selbst, daß die Guten uns verkennen oder wenig begünstigen, dies ein Sporn werden, desto beharrlicher in der Tugend zu sein, desto angelegentlicher das Ziel derselben zu erreichen. Denn erst am Ziel ist Ruhe, ist Sieg.

Wenn dich die Bösen hassen, die Guten verkennen — es erhebe deinen Christenmuth in dem, was du willst und thust; aber es mache dich auch vorsichtiger in deinem Betragen. Vielleicht warst du selbst dir am meisten durch die Art schädlich, wie du von deiner Angelegenheit sprachst, oder sie zu empfehlen suchtest. Vielleicht äußertest du allzuhohe Erwartungen, oder kündigtest deine entfernten Zwecke zu voreilig an, wodurch Mancher benachtheiligt zu werden fürchtete, oder triumphirtest allzufrüh. Deine hohen Erwartungen bekamen nun das Ansehen überspannter Träumereien; dein voreiliges Frohlocken schien nicht aus der Freude am Gedeihen der guten Sache, sondern aus stolzem Selbstgefühl zu entspringen, welches immerdar für die Eigenliebe Anderer etwas Beleidigendes enthält. Nun haßten dich die Bösen, und verkannten dich die Guten: aber trugst du nicht selbst dazu bei, vielleicht ohne ein Arges darin zu finden? Viel Vortreffliches mißlingt, und mancher Edle wird verkannt, nicht weil man das Vortreffliche selbst hassenswürdig findet, sondern weil es nicht mit erforderlicher Klugheit, billiger Vorsicht und Schonung menschlicher Vorurtheile und Schwächen unternommen ist.

Ziehe dich bescheiden in dich selbst zurück, freue dich im Stillen des Gelingens deiner guten Thaten — rede wenig oder nie von ihnen, sondern laß deinen Thaten die Zunge, für dich zu sprechen. Vermeide Aufsehen zu erregen, und

iſt es unvermeidlich, ſo erſcheine du mit ungeheuchelter Demuth. Denn auch das Vorzügliche, was du vollbringſt, iſt es denn mehr geweſen, als deine Pflicht? War es Frucht deiner eigenen Macht, oder hat nicht Gott dir dazu Umſtände und Kraft verliehen? Wie könnteſt du dich rühmen, da dem allein der Ruhm gebührt, deſſen Werkzeug du biſt! Handle, aber rede wenig von dem, was du gehandelt haſt, oder noch handeln willſt. Worten können die Menſchen Worte entgegenſetzen; aber den Thaten nicht eben ſo leicht Thaten. Daher findet derjenige den meiſten Widerſpruch, der die meiſten Worte über ſeine Sache verſchwendet; wer im Stillen, ohne Streben nach Lob, das, was recht und nützlich iſt, vollbringt, verwandelt den Sinn der Menſchen, und macht ſie zu ſeinen eigenen Fürſprechern. Denn er überläßt Jeglichem die kleine Freude, irgend etwas Verdienſtliches am früheſten entdeckt oder am lebhafteſten in Schutz genommen zu haben. Nie ſollen wir vergeſſen, daß wir auch für das Beſte, was wir thun wollen, die Eigenliebe der Schwachen gewinnen müſſen; denn die gutartige Eigenliebe iſt der Boden, in welchem edle Geſinnungen aufkeimen müſſen.

Der Haß der Gottloſen erhebt den Muth des ächten Chriſten. Wo Widerſtand iſt, entwickelt ſich immer die ſtärkere Kraft. Da ſehen wir jederzeit die Tugend in ihrer erhabenſten Majeſtät, wo ihr am gewaltigſten entgegengekämpft wird. Da erſchien das Chriſtenthum am glänzendſten in ſeiner weltüberwindenden Herrlichkeit, als die Bekenner deſſelben, mit den drohendſten Gefahren umringt, zu Foltern, Kerkern und Scheiterhaufen geführt wurden. Du biſt um deiner redlichen Geſinnungen willen ein Gegenſtand des Haſſes, deiner Verdienſte willen ein Gegenſtand neidiſcher Verleumdung, deiner Uneigennützigkeit willen ein Gegenſtand hämiſcher Bemerkungen und des Spottes — auf denn, und vollende! Könnteſt du einen Augenblick in deiner Tugend wanken, du wäreſt des Hohngelächters würdig, welches plötzlich um dich her rauſchen würde, wenn man ſagen könnte: du habeſt nicht deine Tugend, ſondern nur Beifall und Lob der Leute gewollt. Vollende! ſei beharrlich in deinem gottgefälligen Edelſinn, ja, erhebe dich immer mehr in ihm. Meide um ſo vorſichtiger jeden

Fehltritt; entferne dich um so strenger von jeder Ungerechtigkeit; mache dich um so freier von jeder anstößigen Eigenheit. Denn um so weniger Tadelnswürdiges die Bösen an dir erblicken, um so eifriger suchen sie sich mit deinen Schwachheiten bekannt zu machen. Weil es sie befremdet, daß du ihren niedrigen Sinn nicht annehmen willst, möchten sie gern bei dir die Spuren einer noch niedrigern Denkart aufsuchen. Können sie dich nicht durch offenbare Fehler, die du an dir trägst, und die sie mit größter Emsigkeit verkünden, verhaßt machen: so werden sie irgend eine deiner üblen Gewohnheiten ausforschen, um dich mit Lächerlichkeit zu behaften und herabzuwürdigen.

Den Muth des Christen erhebt der Haß des Gottlosen. Du, der du über Kränkungen, über Verleumdungen, über schändliche Anschläge böser Menschen gegen deinen Ruhm, zu klagen Ursache hast; der du selbst über Liebloſigkeit und Gleichgültigkeit der Guten trauerst — vollende deinen Werth, und zwinge endlich selbst deine Feinde zum Geständnisse: du habest über sie gesiegt. Und siegen wirst du, wenn du nicht von Gott und deinen Pflichten weichst; siegen wirst du, wenn du nicht gegen die Person deiner Gegner, sondern gegen die Hindernisse allein kämpfst, die dir entgegengewälzt werden; siegen wirst du, wenn du mit Großmuth allen Andern, und dir selbst keinen Fehler verzeihen willst; siegen wirst du, wenn du der Person deiner Feinde eben so viel Achtung beweisest, als deiner eigenen Sache, und Haß mit Freundschaft, Hinterlist mit Offenheit, Tücke mit edler Gradheit, Lästerung mit Anerkennung wirklicher Verdienste deiner allfälligen Verleumder, Leidenschaftlichkeit mit Gemüthsruhe, höhnenden Stolz mit Würde, Prahlerei mit Bescheidenheit erwiederst.

So siegtest Du, Erlöser, den die Welt verkannte. Wer war bei so vieler Liebe, als Du in Deinem Busen trugst, gehaßter, wer bei so vieler Wohlthätigkeit verfolgter, als Du? Als Neid und Bosheit gegen Dich ankämpften, mochtest Du nicht Gleiches mit Gleichem vergelten; sondern Liebe zahltest Du, Göttlicher, für Feindschaft. Als Pharisäer und Schriftgelehrte Dich verdammten, als das Volk in seinem Urtheile über Dich wankend ward, als Deine Anhänger von Dir wichen, als einer Deiner

Zöglinge, voll schwarzen Undanks, Dich anklagte wegen erdichteter Verbrechen, als ein Anderer Dich verläugnete, und die Uebrigen von ferne standen, und flohen: da wandeltest Du in siegreicher Hoheit durch die Schaaren Deiner Feinde, voll festen Muthes, heiliger denn jemals. Dein Gang zum Kreuzestode war ein Triumphzug, das Ausbluten Deines Lebens war Verklärung. Denn mit Dir war Gott, und Gott war mit Dir!

Sei auch mit mir, o Gott, in den Bedrängnissen meines Lebens, wenn mich die Bösen hassen, und die Guten verkennen. Und bist Du mit mir, wer will denn wider mich sein? Stärke mich in Deiner Wahrheit, und verleihe mir Kraft, im Guten zu beharren; Furchtlosigkeit gegen die Umtriebe meiner Widersacher; Unverzagtheit, wenn ihnen ihre bösen Anschläge gelingen; Freudigkeit des guten Gewissens, und das erhabene Gefühl der Unschuld, und den Trost des Beifalls, wenn mich Alles verläßt, und ich einsam stehe, verhöhnt, verachtet, verkannt.

Dann, mein Gott, o du Quell und Beschirmer alles Guten, ist die Wuth und Bosheit derer, die wider mich sind, ohnmächtig. Sie können mich von Allem verdrängen, doch von Dir nicht. Und was habe ich eingebüßt, wenn Du mir bleibst mit Deiner Gnade?

Herr, mein Gott, ich will ewig und unerschütterlich an Dir und Deinen Geboten hangen, ich will Dich nicht verläugnen, ob sich auch eine ganze Welt gegen mich empören möchte. Ich werde mit Deiner Hilfe siegen. Das Gute wird vollbracht werden; auch mein Leiden, welches ich um der gerechten Sache willen trage, wird Dich verherrlichen. Preis sei Dir auch unter meinen Thränen, und Anbetung in Ewigkeit! Amen.

20.

Wie der Christ sein Recht vertheidigt.

Matth. 18, 15—17.

Wo ich reden soll, will ich
Niemals furchtsam schweigen,
Und wo Pflichten fordern, mich
Unerschrocken zeigen;
Gott nur scheu'n und sein Gericht,
Aber Menschenbosheit nicht!

Drohet noch so fürchterlich,
Ich steh' meiner Sache!
Nur mein heil'ges Recht will ich,
Aber keine Rache.
Gott gab mir mein Recht und Gut,
Dafür kämpft mein fester Muth.

Ich verzeih' euch, will es Gott,
Daß ich unterliege:
Fern von mir sei Stolz und Spott,
Wenn mit Gott ich siege.
Was ich wünsche, soll allein
Meines Feindes Bess'rung sein.

Selig sind die Friedfertigen, sprach Jesus, denn sie werden Gottes Kinder heißen. (Matth. 5, 9.) — Aber ist es denn möglich, zu allen Zeiten und mit jedem Menschen in Frieden zu leben?

Ist es möglich, sagte Paulus den Römern, so haltet, so viel an euch ist, mit allen Menschen Frieden! — Allein, wenn nun auch bei der vollkommensten Neigung zum Frieden, die in mir wohnt, Andere diesen Frieden nicht mit mir begehren; wenn hier Einer mit Habsucht einhertritt, und durch Betrug oder Gewaltthätigkeit mein Eigenthum auf die ungerechteste Weise schmälern will: soll ich es geschehen lassen? — soll ich ihn dafür noch mit Liebesbezeugungen überhäufen? — Wenn ein Anderer mit Schadenfreude oder Bosheit hingeht, mir die schimpflichsten Dinge nachredet, mit der frechsten Schamlosigkeit Wahres und Falsches durch einander mischt, um meine bürgerliche Ehre zu verderben: soll ich ihn dafür ehren? Ist mein guter Name nicht ein Heiligthum, welches nicht bloß mir, sondern auch meiner Familie gehört, und welches ich meinetwillen und meiner Angehörigen

wegen wider verwegene Angriffe zu beschützen habe? — Wenn ein Dritter mit stolzem Uebermuth und Trotz mich und mein unbestrittenes Recht verkennen, zertreten, mich unter seinen Hochmuth beugen will: soll ich mich ganz duldsam und mit sklavischer Feigheit unter seine Ungerechtigkeit niederbeugen lassen? Was habe ich als Nachfolger Jesu zu thun? — Verlangt es Gott, verlangt es mein Glaube, fordert es Jesus, daß sich jeder Rechtschaffene ohne allen Widerstand, ohne allen Nutzen zum Opfer des Ungerechten mache? Wenn ich friedfertig die Rechte des Andern hochachten soll: habe ich denn kein Recht, und habe ich keine Pflichten, dieses Recht zu beschützen? Wahrlich, also ist es nicht Jesu Sinn gewesen, wenn er lehrte: Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen, thut wohl denen, die euch beleidigen. Nein, er verbot damit die gerechte Selbstvertheidigung nicht. Denn wäre diese verboten, wahrlich, so würde in kurzer Zeit die Welt ein Raub frecher Frevler sein, die alles göttlichen und menschlichen Rechtes spotten, sobald es darauf ankommt, ihren wilden, ungerechten Begierden ein Genüge zu thun.

Ja, ich kann auch segnen, die mir fluchen, aber dennoch ihren Lästerungen und Verleumdungen entgegen arbeiten, und meine Ehre retten. Ich kann die Person meiner Widersacher und Feinde lieben, sie freundlich behandeln; aber ihre unbilligen Forderungen, ihre gegen mich unternommenen Feindseligkeiten mit Nachdruck abwehren. Ich kann auch wohlthun denen, die mich beleidigen, aber zugleich mich entweder gegen ihre Beleidigungen auch in Sicherheit setzen, oder sie zwingen, daß sie aufhören, mich zu beleidigen und mir zu schaden.

Wie weit darf ich aber in Vertheidigung meiner Person und meiner Rechte gehen? — Was ich in der bürgerlichen Gesellschaft und als Mitglied derselben zu thun habe, das weiß ich. Es fehlt mir nicht an Kenntnissen meines Rechts und meiner Vertheidigungsmittel — hingegen *das* ist es, was ich wissen muß; *das* ist es, was mir am schwersten wird einzusehen und zu beobachten: in wie fern ich als Christ, als wahrhafter Nachfolger Jesu, von diesen Vertheidigungsmitteln Gebrauch machen soll. — Wie leicht könnte ich zu viel thun. Dies

wäre aber so nachtheilig für meine Seele, als es nachtheilig für mein Recht wäre, wenn ich zu wenig thäte. Darüber will ich mit Ernst nachdenken. Denn es ist wie ein Widerspruch in mir, wenn ich die mir von Jesu aufgelegten Pflichten gegen meine Feinde mit meinen eigenen Rechten vergleiche, die ich zu vertheidigen habe. Wie löse ich diesen Widerspruch? Wie kann ich mit allem Nachdruck mich gegen Beleidigungen verwahren? Wie kann ich auch mit zwingender Gewalt diejenigen, die mir übel wollen, in die Grenzen ihrer Schuldigkeit zurücktreiben, ohne die christliche Liebe gegen meine Mitmenschen zu verletzen?

Jesus gab seinen Jüngern und Freunden darüber einen genugthuenden Fingerzeig, der auch mir zur Richtschnur gilt. Er ermahnte sie zwar, friedfertig zu sein, aber nicht minder ermahnte er sie, sich gegen Friedensstörer in angemessene Vertheidigung zu setzen. Er ermahnte sie, nicht die ungerechte Person, sondern nur derselben ungerechte Sache zu hassen. Er ermahnte sie, immer zuerst die gelindesten Mittel zu versuchen, und nach deren Vergeblichkeit zu den strengern und härtern überzugehen. — „Sündiget aber dein Bruder an dir," sprach er, „so gehe hin und strafe ihn zwischen dir und ihm allein. Höret er dich, so hast du deinen Bruder gewonnen. Höret er dich nicht, so nimm noch einen oder zwei zu dir, auf daß alle Sache bestehe auf zweier oder dreier Zeugen Mund. Höret er die nicht: so sage es der Gemeine. Höret er die Gemeine nicht, so halte ihn als einen Heiden oder Zöllner." (Matth. 18, 15 — 17.)

Christus empfiehlt also seinen Bekennern nicht, ihr Recht unvertheidigt zu lassen, um sich dem Muthwillen Jedermanns preis zu geben, der Lust hat, sie zu beleidigen. Doch ermahnt er, zuerst das glimpfliche Mittel zu erwählen, den gebrochenen Frieden wieder herzustellen. — Er wollte, daß seine Bekenner alle sich unter einander wie Brüder und Schwestern behandeln, gleichsam wie eine Familie Gottes betrachten sollten. Erst, wenn die milden Maßregeln fruchtlos sein würden, räth er an, die Beleidiger wie Heiden oder Zöllner zu behandeln, das heißt, sie vor den obrigkeitlichen Richterstuhl zu ziehen, und ihrer Bosheit höhere Gewalt entgegenzustellen. Die

damaligen Zöllner im jüdischen Lande waren sämmtlich Heiden, nämlich Römer und römische Beamte, welche für den römischen Kaiser den Zoll in den eroberten, unterthänigen Ländern bezogen. Die Juden betrachteten sie immer als ihre unrechtlichen Bezwinger und Unterdrücker. Mit ihnen war, nach jüdischem Gesetz, vertrauter Umgang verunreinigend, daher ward Streit mit Heiden sogleich dem Richterstuhl vorgestellt.

Der erste Schritt, welchen ich also gegen denjenigen zu unternehmen habe, der mich beleidigt, mich in meinen Rechten kränkt, ist, daß ich mich mit ihm über die Ursachen seiner feindseligen Handlungsart verständige, und zwar auf eine Art, die durchaus nicht kränkend und demüthigend für ihn ist. „Sündiget dein Bruder an dir, so gehe hin und strafe ihn (das heißt: halte ihm sein Unrecht vor) zwischen dir und ihm allein."

Um hier mit Wirksamkeit zu verfahren, und deinen Beleidiger die Größe seines Unrechts fühlen zu lassen, um ihn gegen dich ganz zu unterwerfen, mußt du selbst ohne Heftigkeit sein, gelassen und ruhig. Nur mit nüchternem Sinn kannst du nüchtern reden, und deine Würde behaupten und die Schwäche deines Gegners beobachten. — Handle also nie unmittelbar im ersten Zorn. Fasse in der ersten Hitze keinen Entschluß. Denn was du auch im Zorn thust (er ist ein wahrhaft betäubender Rausch), es wird dich gereuen. Du selbst siehst dann die Sache mit falschen Augen an, und greifst sie falsch an. Erinnere dich, wie oft du schon im ersten Ungestüm höchst übereilt gehandelt, die beste Sache verdorben, und dir selber und deinem Recht geschadet hast. Wo Zorn ist, da ist keine Liebe oder Freundschaft und Achtung gegen die Person, sondern Haß. Nie aber sollst du die Person, sondern die ungerechte Sache hassen. Liebe deinen Feind, aber gegen seine Sache handle, in so fern sie dir zum Nachtheil gereicht.

Aufwallungen des Verdrusses nach erlittenen Beleidigungen sind unvermeidlich. Diese Aufwallungen können dir kaum zur Sünde gerechnet werden, weil sie natürliche Folgen deiner Natur und Beschaffenheit sind. Allein sie sind in dem Augenblick sündlich, da sie dich beherrschen, deinen Verstand betäuben, dich zu

raschen, verderblichen, rachsüchtigen Entschlüssen, Worten und Thaten verleiten.

Laß den ersten Sturm des Mißmuths in dir verbrausen; zerstreue dich; warte ruhigere Stunden ab. Erst dann, wenn du bei vollkommener Kaltblütigkeit bist, überlege, was zu thun sei, damit du in deinem angefochtenen Recht geehrt bleibest. — Um dies mit der möglichsten Unbefangenheit zu thun, nimm den allerdings billigen Grundsatz zu deinem Verfahren an: durchaus nicht mehr zu thun, und nicht weiter zu gehen, als zur Sache nothwendig ist! — Und um dies aufs richtigste zu entscheiden, denke: „Soll ich mir dieser Begebenheit willen durch ein heftiges Einschreiten vielleicht jahrelangen Streit und Verdruß anstiften? Wie kurz ist doch das Leben! Soll ich es mir eines gehässigen Menschen willen auf lange Zeit vergällen? Nimmermehr. Handeln will ich, muß ich; aber mehr will und werde ich nicht thun, als ich selbst dann nicht zu bereuen habe, wenn mir auf dem Krankenbette die Augen brechen, und ich dieser Sache gedenke. Es wird mir dann tief wohlthun, wenn ich mich erinnere, mit Weisheit, mit Würde, mit Mäßigung gehandelt zu haben, — Christ gewesen zu sein.

In dieser Stimmung der Friedfertigkeit nähere dich dem, über welchen du dich zu beklagen hast. Stelle dir dabei weniger die Größe der dir zugefügten Beleidigung vor, als vielmehr die übrigen guten und löblichen Eigenschaften, die dein Widersacher besitzt. Zeige ihm, daß du sie kennest, daß du ihn deswegen hochachtest, schätzest; daß du eben deswegen bedauerst, mit ihm in irgend einem Unfrieden zu leben, daß du aus Achtung für ihn nichts eifriger wünschest, als dich mit ihm gütlich zu vergleichen. Zeige ihm deine Unschuld, dein Recht, gestehe es ohne Rücksicht freimüthig ein, wo du vielleicht gegen ihn etwas versehen haben könntest, und mit dieser Freimüthigkeit, die ihn bewegen, mit dieser edeln Ruhe, mit dieser Achtung für ihn, die ihn für dich persönlich einnehmen muß, entfalte ihm sein Unrecht, und die Größe desselben, so schonend jedoch wie möglich. — Die Art deines Betragens wird ihn entwaffnen, besänftigen. Er vermuthet vielleicht, du würdest ihn anfahren, ihn mit Vorwürfen überhäufen. Er hatte sich ohne Zweifel darauf gefaßt gemacht, sich vielleicht schon

gerüstet, dir Gleiches mit Gleichem zu erwiedern. Er empfindet seinen Irrthum; er wird verlegen werden. Seine Verlegenheit ist für dich schon ein halber Sieg. — Benutze diesen Sieg mit noch größerer Schonung. Nun entschuldige ihn selber gegen ihn; nun rechne dir ein allenfallsiges Versehen gegen ihn zu größerer Schuld, und gib ihm eine Genugthuung, die er kaum erwartete.

Wahrlich, die meisten Streitigkeiten, die längsten, kostspieligsten Prozesse, die verderblichsten Feindschaften, welche zuletzt in gegenseitige hartnäckige Verfolgungen entarteten, hätten anfangs mit wenigen Worten, mit einer geringen Gabe Klugheit, auf immer verhütet werden können, wenn im Herzen des Einen oder Andern mehr Christusliebe gelebt hätte. Aber diese Weisheit mangelte: darum ward der Funke, den ein Fingerzeig ausgedrückt haben würde, zur Feuersbrunst, die das Haus verzehrte.

Gewöhnlich ist die Veranlassung zu einer Beleidigung, Kälte und Entzweiung, immer ein Mißverständniß. — Denn so ich beleidigt werde von Jemanden, wider welchen ich mich keines Versehens bewußt bin, ist das Mißverständniß nothwendig auf des Andern Seite; — oder, habe ich etwas wider Jemanden, der mich selbst nie beleidigte, muß ich fürchten, daß wohl der Irrthum auf meiner Seite sein könne. Wie dem auch sei: ein persönliches Zusammentreffen, ein gegenseitiges Erklären, ein ungeheucheltes Verlangen nach Frieden und Einverständniß, ein bescheidenes, kluges, sanftes und herzliches Benehmen ist fähig, in einer einzigen Stunde Jahre voll Aerger und Verderben zu verhüten. Und höret dich dein Gegner (und er wird dich hören, wenn du nicht rechthaberisch allein die Schuld auf ihn laden willst), so hast du deinen Bruder gewonnen.

Höret er dich nicht, oder vielmehr, sind dein und sein Recht in der That von so sich widersprechender Art, daß unter euch Beiden an keine Ausgleichung zu denken ist: so nimm noch einen oder zwei zu dir, auf daß alle Sache bestehe auf zweier oder dreier Zeugen Mund. So spricht Christus.

In der That kann oft der Fall eintreten, daß eine besondere Gemüthsart oder Erbitterung des Einen und Andern keine persönliche Erklärung unter vier Augen gestattet und räthlich macht.

Besser dann, man wende sich an eine Person, gegen welche der Andere wirkliche Hochachtung fühlt, lege ihr die Sache vor, und erbitte ihre Vermittlung. Sobald man nur die allfälligen Verdienste seines Gegners nicht angreift, nur seinen guten Eigenschaften ungeheuchelte Gerechtigkeit widerfahren läßt, wird auch der Gegner, indem er dies erfährt, sich geneigt finden lassen, das Gleiche uns zu thun. Die Versöhnung ist zur Hälfte schon gestiftet, und die Vermittlung wird leicht. — Willst du hernach auch nicht deines versöhnten Gegners vertranter Freund werden: so ist doch die Ruhe deiner Tage besser gegen seine Angriffe und vielleicht gegen seine wirkliche Bösartigkeit gesichert, als wenn du Gewalt gebraucht, seine Beleidigungen mit Gegenkränkungen vergolten und eben damit die ganze Kraft und Lust, dir zu schaden, erst recht wider dich aufgestiftet hätteſt. Bilde dir nicht in deinem Zorn oder stolzen Selbstgefühl ein, dein Gegner sei viel zu klein, du habeſt dich gar nicht vor ihm zu fürchten. — Freund, es ist Niemand so ohnmächtig, daß er dir nicht früher oder später einen Schaden zufügen könne, wenn er boshaft genug dazu ist.

Nimm, nach Jesu Rath, noch Einen oder Zwei zu dir, daß der Friede durch sie mit dem hergestellt werde, der dir nicht wohl will. Denn, wie gesagt, oft kann der Fall, welcher den Zwist verursacht, so verwickelt, oder das gegenseitige Recht so widersprechend und unentschieden sein, daß er, da keiner Nachgiebigkeit beweisen will, nur durch Unparteiische und durch gütliche Uebereinkunft geschlichtet werden kann. Zeige deinem Gegner, daß du seine Person ehreſt, wider ihn selbst nichts habeſt, aber deinen Rechten nichts vergeben könneſt. Zeige ihm unverhohlen, du wolleſt durchaus mit ihm nicht in Hader leben, und daher dich dem Spruche unparteiischer, rechtschaffener Personen unterwerfen. Die Menschen sind nicht halb so gekränkt, wenn man nur die Vollgültigkeit ihres Rechts in Zweifel zieht, als wenn sie wahrnehmen, daß man ihnen ein schlechtes Herz oder einen schwachen Verstand zutraut. Sind sie einmal über die ihnen gebührende Achtung beruhigt, werden sie jederzeit die Hand williger zum Frieden reichen, und sich dem Worte schiedsrichterlicher Freunde unterziehen.

So thue, und du läufst nicht Gefahr, einen Schritt weiter zu gehen, als deiner und der Deinigen Ruhe zuträglich ist. Ziehe in zweifelhaften Fällen, und manchmal auch wohl in dir unzweifelhaft scheinenden Fällen einen geringen Verlust langem Streit und Prozeß vor. Friede ist immerdar Gewinn für deine Gesundheit, für deine Zeit, für dein Vermögen, für die Ruhe und Heiterkeit deines Gemüthes, für die Unschuld und Tugendhaftigkeit deiner Denkart. Der glücklichste Prozeß ist noch immer ein Verlust, welchen hintennach aller Gewinn nicht aufzuheben im Stande ist. Er entwickelt verderbliche Leidenschaften; er stört die Lebenszufriedenheit; er vererbt Groll und Giftfrüchte desselben auf die folgenden Tage und sogar auf nachkommende Geschlechter.

Und hast du das Aeußerste gethan, dich mit dem auszugleichen, der dir entgegen ist, und kann kein Opfer von deiner Seite ihn zu friedfertigem Sinn bewegen: dann, du bist es dir, du bist es den Deinigen schuldig, verwahre und vertheidige dein Recht mit allen gesetzlich erlaubten Zwangsmitteln gegen den unversöhnlichen Widersacher, oder, wie sich Jesus nach dem Sprachgebrauch seiner Zeiten und des jüdischen Volkes ausdrückt: halte ihn wie einen Heiden. — Ziehe dich zurück von ihm, meide seinen Umgang; hüte dich auf alle Weise, mit ihm in eine Berührung zu kommen.

Es gibt Personen, mit welchen beinahe nicht zu leben ist, sei es, daß sie wirklich sehr niederträchtig denken, oder daß sie, bei allen ihren übrigen guten Eigenschaften, doch gegen uns einen verderblichen Ton annehmen, der mit unserer Art zu sein unverträglich ist. Man muß ihnen ausweichen, so wenig als möglich mit ihnen zu schaffen haben. Es ist besser, von ihnen vergessen, als verkannt zu sein. Zeit und Umstände müssen sie über unsern Werth, über unsere Unschuld eines Bessern belehren. — Weiche ihnen aus, aber hasse sie nicht. Weiche ihnen aus, aber nicht bloß mit der Person, sondern selbst mit den Gedanken. Rede nie von ihnen, oder nie anders, als schonend und glimpflich. Deine unvorsichtigen Aeußerungen, bittern Bemerkungen über sie, sind Herausforderungen ihres Zornes. Du bist dann der Schuldige, der Strafwürdige. Deine Unklugheit, deine Leidenschaften ver-

dienen Züchtigung. Du warst kein Christ, und verdienst, wenn du nachher Unrecht leidest von ihrer Rache, kaum Mitleiden. Es ist erlaubt, die Fehler deiner Gegner zu hassen, aber nicht, ihnen nachzuahmen. Du sollst verzeihen.

Einst trat Petrus zu Jesus und sprach: Wie oft muß ich denn meinem Bruder, der an mir sündigt, vergeben? Ist's genug siebenmal? — Jesus sprach zu ihm: Ich sage dir, nicht siebenmal, sondern siebenzigmal siebenmal. (Matth. 18, 21. 22.) Immer unterscheide die Sache von der Person; dieser, auch wenn sie dich beleidigte, sollst du eher wohl als übel thun; du sollst sie mit Großmuth behandeln, während du dich gegen ihre Beleidigungen beschützest, und deine Rechte sicherst.

Persönliche Rache ist dir nach göttlichen und menschlichen Ordnungen untersagt. Duldest du an deiner Ehre, an deinem Vermögen, in deinem Gewerbe, in deinen Freiheiten durch irgend eines Menschen Bosheit, und war zur Abwendung derselben jeder freundliche Versuch eitel: dann rufe den Schutz der bürgerlichen Gesetze an, unter denen du stehest; fordere die Obrigkeit, fordere die Vorgesetzten deines unversöhnlichen Gegners auf, dir Sicherheit, Ruhe und Recht zu schaffen. Dafür hat Gott die Obrigkeit angeordnet, dafür ist derselben Gewalt gegeben.

Vertheidige deine Rechte, mache dir deinen Feind unschädlich, aber mit leidenschaftloser Besonnenheit und schonender Menschenliebe. — Mit leidenschaftloser Besonnenheit! Es ist nur zu häufig der Fall, daß ein Mensch, wenn er gerechte Sache zu haben vermeint, sie mit leidenschaftlichem Eifer verdirbt. Er glaubt, ihm könne nie genug Genugthuung geschehen. Er setzt um Dinge, die an sich noch nicht von der allergrößten Erheblichkeit sind, im Eifer sein Alles aufs Spiel, thut Schritte, die hintennach ihm mehr Schaden bringen, als ihm sein Gegner jemals hätte stiften können. Heftigkeit und Zorn sind allezeit ein Wahnsinn, der sich selber zerfleischt.

Verfechte deine Rechte, unerschrocken, entschlossen, beharrlich — aber mit schonender Menschenliebe! — Du darfst begehren, in deiner Ehre, in deinem Vermögen, in deinen Befugnissen unbeeinträchtigt zu bleiben; du darfst Ersatz um erlittenen

Schaden begehren; du darfst begehren, künftig gegen Beeinträchtigungen gesichert zu stehen, — aber mehr nicht. Beuge deinen Gegner nicht tiefer, wenn du Sieger bist, als zu deiner Ruhe nothwendig sein mag. Laß den bezwungenen Feind erkennen, daß du nur gerecht, nicht aber rachsüchtig bist. Immer laß eine Möglichkeit zur Versöhnung offen; ja fordere nie die vollste Genugthuung: sondern rühre deinen Gegner durch Edelmuth.

Das heißt wenig, einen Feind demüthigen, wenn man die Gewalt und das Recht in Händen hat; aber einen Feind zwingen, daß er unsern Vorzug und unsere Güte von Herzen anerkenne; ihn zwingen, seinen Haß in Dankbarkeit und Bewunderung zu verwandeln; ihn zwingen, daß er selbst künftig unser Freund, Anhänger und Vertheidiger werde: das ist mehr als gemeiner Sieg, das ist christlicher Triumph, das ist die Macht der Seelenhoheit, die nur bei wahren Weisen und Eingeweihten in des göttlichen Jesu Sinn gefunden wird.

Bin ich nicht ein Kind Gottes? Bin ich nicht der Geweihte Jesu? Und bin ich nicht Dein Kind, o Gott der Barmherzigkeit, der ewigen Gnade und Liebe? Wo sind nun die göttlichen Thaten meines Lebens, die Zeugen meiner erhabenen Abstammung sein könnten? Rache kennt auch das beleidigte Thier. Sollten mich die Gefühle der Rache nur in die Reihe der Thiere niederreißen? Edelmuth gegen Feinde kennt nur der Nachahmer des göttlichsten unter den Weisen, der Geweihte Jesu. Wie? war ich denn jemals dieses rührenden Edelmuths fähig? Bin ich's jetzt?

Allwissender Gott! ich habe den Muth, tugendhaft zu sein. Ich will handeln wie Dein hochgelobter Sohn in seines irdischen Lebens Tagen. Ich wandelte bisher auf falschen Wegen. Ich pflanzte Unruhe in mein Leben. Allwissender Gott, ich will ein anderer Mensch werden, als ich bisher war. Ich danke Dir mit Inbrunst und Ehrfurcht für diesen Augenblick der Erleuchtung.

21.

Die Rache.

Röm. 12, 17—21.

Erhab'ne Seelen ehren
Auch ihres Feindes Werth;
Von seinem Haupte wehren
Sie selbst der Rache Schwert.

Zwar ihre Unschuld schirmen
Sie kühn mit festem Muth;
Doch in Verfolgungsstürmen
Wallt schneller nicht ihr Blut.

Gott, über alle Welten,
Gott führt die Waag' allein;
Er möge einst vergelten!
Ihr Rächen heißt — verzeih'n.

Gottes Hand gründete die Verschiedenheit des Sinnes unter den Menschen, auf daß sie durch den allmächtigen Widerstreit ihrer Kräfte sich einander zu höherm Glück, zu höherer Erkenntniß, zu höhern Zielen, zu innigerer Liebe, zu gegenseitigem Dienst erheben möchten. Ohne jenen sanften Widerstreit unserer Kräfte würde die Menschheit nie aus ihrer thierischen Ruhe erwachen, und, wie die Geschöpfe der Wildniß, keiner sich um das Weh und Wohl des Andern bekümmern mögen. — Darum ordnete Gottes Hand die Gaben der Menschen so mannigfaltig an; darum gab sie Reichthum dem Einen, Armuth dem Andern; darum dem Einen ein heißes, dem Andern ein kaltes Vaterland; darum dem Einen nur lebhafte Einbildungskraft, dem Andern Tiefblick und Scharfsinn; darum dem Einen lebhaftere Neigung, dem Andern stilleres Blut. So mußte überall Verschiedenheit unter den Menschenkindern entstehen, Verschiedenheit der Erziehung und Denkarten, Verschiedenheit der Religion und der Meinungen, Verschiedenheit der Gesetze und Sprachen, Verschiedenheit der Laufbahnen, Wünsche, Beschäftigungen und Ansichten jedes einzelnen Sterblichen.

Ohne jenen Widerspruch der Meinungen und Standpunkte — wer hätte sich um die Erkenntniß der Wahrheit bemühen mögen,

wenn alle Menschen eines Sinnes wären? Ohne Ungleichheit des irdischen Vermögens, ohne Reichthum und Armuth — wer hätte gutwillig dem Andern dienen und beistehen mögen, da Keiner des Andern nöthig hatte? — Die Welt wäre ein Aufenthalt träger Ruhe und seelenloser Unthätigkeit gewesen; nie wäre ein Ringen, ein Wetteifern, ein Fortschreiten von Vollkommenheit zu Vollkommenheit gesehen worden; der Zweck der Schöpfung wäre verloren gegangen, und der Mensch, gleich den stillen Pflanzen und Steinen, unveredelt auf- und untergegangen.

Die Ungleichheit der Menschen in Eigenschaften und Trieben, in Kräften und Vermögen, in Ansichten und Wünschen, ist des Schöpfers göttliches Werk. — Aber eben so ist das ewige Gesetz der Liebe und Sanftmuth sein Werk. Wir können auf Erden von einander abweichende Bahnen wandeln, aber Neid und Verleumdung, Feindschaft und Verachtung sollen nicht wie Unkraut aus dem Felde hervorschießen, wo nur unser Glück blühen darf.

Inzwischen ist es, bei dem großen Widerstreben, in welchem unsere Absichten und Zwecke oft gegen die Absichten und Zwecke anderer Menschen stehen, kaum zu vermeiden, daß wir einander nicht mißverstehen. Bei einiger Neigung zum Zorn, oder nach einigen traurigen Erfahrungen werden wir leicht geneigt, dasjenige bei Andern, was Irrthum war, für heimtückische Absicht zu halten. — So erwacht die Begierde, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, Böses mit Bösem zurückzutreiben und verursachten Schaden mit dem Schaden an Andern zu vergelten, — — das heißt: so erwacht das Gefühl der Rache.

Was ist Rache? — es ist die niedrige, thierische Begierde, dem einen Schaden zuzufügen, der uns nach unserer Meinung beleidigt hat; — es ist ein heftiges Verlangen, den, welchen wir hassen, tief zu kränken, um uns dann über seinen Schmerz freuen, und in dieser Freude die bittere Empfindung vergessen zu können, die er uns verursacht hat. Es ist nicht die Absicht des Rachedurstigen, seinen Feind zu *bessern* — denn zu solcher Absicht gehört wahrhafte Menschenliebe und kein Haß — sondern sich ihm fürchterlich zu machen. Wer Jemanden aus Liebe ein Unglück zufügt, um ihn von irgend einem Fehler zu bessern, der

rächt nicht, sondern er straft. So können zärtliche Aeltern das Kind strafen wegen Thorheiten; so straft die Obrigkeit den fehlbaren Unterthan, ohne ihn persönlich zu hassen.

Jetzt, mein Christ, lege die Hand aufs Herz und erforsche dich: Uebtest du niemals Rache? Ist nicht heute noch in dir die Neigung rege, an Diesem oder Jenem Rache üben zu können, wenn auch nur eine kleine Rache, wie du es nennst? — Und, o mein Christ, wenn du dir es nicht läugnen kannst, bist du in diesen thierischen Gefühlen Christi Schüler, Gottes des Erhabenen Bild?

Da nun aber bei der Einrichtung dieser Welt, bei diesem Kampfe der gegenseitigen Wünsche und Zwecke und Ansichten, auch der beste, der tugendhafteste Mensch seine Feinde hat, und nothwendig haben muß, — da es auch selbst derjenige, welcher Jeden mit Freundschaft und Güte behandelt, nicht meiden kann, von andern Menschen verkannt, verleumdet, verfolgt zu werden: — sollen wir ruhig und ohne Gegenwehr die Schmähungen unserer Widersacher ertragen? Sollen wir uns gutmüthig boshaften Menschen preisgeben? Sollen wir ruhig und ohne Murren unsere Ehre zerreißen, unsern Wohlstand verderben, unsere Freunde von uns trennen lassen? Sollen wir, weil wir uns Feinde machen könnten, manches nützliche Unternehmen fahren lassen? Fordert das Christenthum einen so hohen Grad der Sanftmuth von uns?

Nein, wahrlich, das Christenthum fordert dies nicht von uns. Auch Jesus Christus zog sich durch seine Lehre tausend Feinde zu, aber er achtete ihrer nicht, sondern vollendete voll göttlichen Muthes sein Werk. Auch Jesus Christus ward bei seinem Volk, bei seinen Jüngern verleumdet, und er schwieg nicht. Er stellte die Heuchelei und den Stolz seiner Feinde und die Bosheit derselben öffentlich an das Tageslicht; er donnerte mit furchtbarer Stimme gegen die Ränkesucht der Pharisäer und Schriftgelehrten; er vertheidigte sich gegen die Ungerechtigkeit ihrer Beschuldigungen, und schwieg nicht; — aber zufrieden damit, wenn er ihre Bosheit entkräftet hatte, nahm er keine Rache an ihnen; er triumphirte nicht über die Demüthigung seiner Feinde mit Schadenfreunde; immer war er zur Versöhnung bereit.

Die Religion und das Lebensbeispiel Jesu gebieten uns nicht, daß wir uns, unsere Ehre, unser Eigenthum, unsere Familie, unsere Ruhe der Bosheit schlechtgesinnter Menschen preisgeben sollen; gebieten uns nicht, daß, wenn wir oder unsere Freunde von Bösewichten heimgesucht werden, wir geduldig ihren Anschlägen zusehen, ihre Angriffe mit Sanftmuth ertragen sollen. Nein, Gott gab uns dies Eigenthum; Tugend und Redlichkeit gaben uns diesen guten Namen; wir sollen beides beschützen; wir sollen nicht nur für uns, auch für unsere Freunde gegen die Bosheit kämpfen, und im Nothfall das Leben für sie lassen. (1 Joh. 3, 16.) — Aber rächen sollen wir uns nicht!

Die Religion verbietet nicht Nothwehr, nicht Selbstvertheidigung; aber die Rache ist ungerecht; sie werde in der ersten aufwallenden Hitze geübt, dann ist sie Wahnsinn, worin der Mensch zum wüthenden Thiere herabsinkt; oder sie werde bei kaltem Blute mit Ueberlegung geübt, dann ist sie satanisch.

Du hast Feinde — wohl denn, auch der heiligste der Menschen, Jesus, unser Heiland hatte sie. Willst du ihnen als Mann, als Christ, als Weiser begegnen, willst du deine Ehre, deine Ruhe, dein Eigenthum, deine Freunde gegen sie vertheidigen, ohne die Reinheit und den Adel deiner Seele zu beflecken, ohne mit den niedrigen Gefühlen der Rache dein Herz zu besudeln — blicke auf Jesu Beispiel, horche auf seiner Jünger heiliges Wort. — Und was lehren uns die göttlichen Weisen?

Erlaube dir nie eine Handlung im Aufwallen des Zorns gegen den, von welchem du beleidigt zu sein glaubst. (Jak. 1, 19. 20.) Der Zorn vernichtet deine Vernunft; willst du, den Thieren gleich, vernunftlos handeln? — — Im Zorn schadet der Mensch oft mehr sich selbst, als seinem vermeinten Feinde; er gibt dem Boshaften zuletzt nur neuen Triumph, und sich selbst Reue. Der Zorn ist thierischer Natur, und entehrt. Und wer darin handelt, begeht eine Unklugheit. Wie mag der Weise handeln, wie derjenige, welcher vom Weine berauscht ist? Der Zorn aber ist der tödtlichste Rausch. Der Zornige unterliegt; der Kaltblütige hat seinen Feind schon halb entwaffnet. Der Zornige stellt alle seine Schwächen dem Feinde

bloß; der Kaltblütige sieht sie mit Besonnenheit, und weiß Nutzen davon zu ziehen.

Handle nie im Zorn, denn du wirst selten klug, niemals pflichtmäßig christlich-groß handeln; sondern erwarte die ruhigern Augenblicke deines Gemüthes. Zerstreue dich, vergiß die empfangene Kränkung, laß die wohlthätige Zeit über deine Wunde hingehen, bis sie geheilt ist, und sollten auch mehrere Tage darüber verloren gehen. Was du an der Zeit verloren hast, wirst du an Kraft, Besonnenheit und Weisheit gewonnen haben.

Und bist du ruhig, wallt dein Herz nicht mehr bei dem Gedanken an deinen Feind auf: dann erforsche mit Besonnenheit, nicht durch welche Mittel du dich am bittersten rächen könnest, sondern welchen Schaden dir dein Widersacher verursacht habe. — Du wirst finden, daß du eigentlich nicht so sehr über den verursachten Schaden an deiner Ehre oder an deinem Eigenthum, als über die niedrige, unedle Gemüthsart und Bosheit dessen erbittert warst, der dich so unwürdig behandelte. — Wohl dann, diese Bosheit, diese Schlechtigkeit der Gesinnungen deines Feindes, die du mit Recht tief verachtest, willst du sie dir auch zu eigen machen? Willst du gemein und niedrig handeln, wie er? — O so bist du nicht besser, als er, sondern ebenfalls aller Verachtung würdig. — Sei größer, edler als er; nimm keine Rache; nicht an ihm, nicht an dem, was ihm lieb ist, sondern begnüge dich, deine und der Deinigen Ehre oder Eigenthum mit klugen Maßregeln zu schützen, und dann gelassen den Tag zu erwarten, wo du deinen Feind mit Edelmuth beschämen könnest. — Und wahrlich, dieser Tag wird dir nicht fehlen.

Räche dich nicht selbst, sondern, ist dir Unrecht widerfahren, suche Schutz bei der Obrigkeit, die darüber gesetzt ist. (Röm. 12, 19.) Als Paulus, der Apostel, von seinen Feinden übermannt wurde, und sie ihm den Tod bereiteten, rief er sein römisches Bürgerrecht an, und verlangte als Bürger Roms den Schutz seiner rechtmäßigen Obrigkeit. (Apost. Gesch. 25, 7 — 12.)

Dies ist das Mittel, welches jedem Christen bei wichtigen Beleidigungen gestattet ist; denn es ist der Obrigkeit Pflicht, jeden

Bürger gegen die Bosheit Anderer zu schirmen. — Inzwischen ist dieses Mittel nur bei groben Vergehungen unserer Feinde anwendbar. Wie möchtest du, als Christ und Weiser, die kleinen Beleidigungen von deinen Feinden noch schwerer richten, als eine Obrigkeit die großen?

Wenn die gegen dich gerichteten Angriffe deiner Widersacher nicht von der Art sind, deswegen mit ihnen vor Gericht zu gehen, so vereitle dieselben dadurch, daß du der Welt deine Unschuld zeigest, und damit den bösen Zweck deiner Feinde vereitelst. Sie werden dich wegen deiner Mängel, deiner Unvollkommenheiten, deiner Fehltritte anzutasten suchen — wohlan, entwaffne sie, und werde in deinen Handlungen das Gegentheil von dem, was sie dir vorwerfen. Nennen sie dich stolz, beweise durch That deine Demuth; nennen sie dich einen Betrüger, handle nur mit strenger Ehrlichkeit im Kleinsten wie im Größten; nennen sie dich einen Unfähigen in deiner Kunst, in deinem Berufsgeschäft, verdoppele deinen Fleiß, und werde fähiger und vollkommener. So tragen selbst deine Feinde zu deiner Veredelung bei; fühlst du, daß sie in ihren Vorwürfen Recht haben, o so fühlst du auch dein Unrecht; lege dies ab, und deine Feinde stehen entwaffnet, und die edlere Welt umringt dich mit ihrem Beifall.

Es ist unsere Pflicht, uns und die Unserigen gegen den bösen Willen unedler Menschen zu vertheidigen, und die Schändlichkeit derer zu entlarven, die sich bei der Welt ein Ansehen geben wollen, um uns desto leichter verderben zu können. Aber in dieser Nothwehr und Selbstvertheidigung sollen wir nicht selbst unedel sein oder werden. Wir sollen nicht weiter gehen, als die Nothwendigkeit es verlangt; wir sollen nicht anhalten im Verfolgen, nicht schaden aus Schadenfreude und Muthwillen. Wir müssen so handeln, daß noch immer eine aufrichtige Versöhnung früher oder später stattfinden könne und möglich sei.

Es läßt sich nicht läugnen, daß wir, wenn wir unsere Handlungen ernsthaft prüfen, gewöhnlich selbst auf irgend eine Weise Andern einen Anlaß zu Feindseligkeiten gegen uns gegeben haben.

Willst du der Feindseligkeit und den Schmerzen der Rachelust entgehen, so *habe, so viel an dir ist, Friede mit*

allen Menschen. (Röm. 12, 17. 18.) Durch ein höfliches, aufrichtig-freundliches und gütiges Wesen in unserm Betragen fesseln wir nicht nur unauflösbar die Herzen unserer Freunde und Bekannten, sondern wir zwingen selbst unsere erklärten Widersacher zu einer sanftern Stimmung, und entreißen gleichsam den Flammen ihres Zorns das Oel. — Doch, du bist Christ, du wandelst auf deines Gottes Welt in göttlichen Bahnen göttlichen Zielen entgegen. — Du bist ein Christ, du sollst ein erhabener Mensch sein, und deine reine Seele soll für erhabenere Bestimmungen reif werden! Du sollst dich nicht begnügen, bloß jene Klugheitsmaßregeln zu beobachten; du sollst nicht zufrieden sein, daß du der Rache und Schadenfreude in deinem Herzen keinen Raum gibst — nein, du mußt das Böse mit dem Guten überwinden, und durch Edelmuth und Wohlthat deine Feinde in Bewunderer und Freunde verwandeln. (Röm. 12, 20. 21.)

Als Christus nichts mehr thun konnte für seine Feinde, da betete er noch mit sterbenden Lippen für ihr Wohl.

Weit entfernt, daß du dich mit Gefühlen der Rache wegen empfundener Kränkungen entwürdigest, weit entfernt, daß du nachsinnest, wie du empfangene Beleidigungen empfindlich erwiedern könnest, ergreife die erste Gelegenheit mit Muth, deinem Feinde ein Herz voll Edelmuth zu zeigen. Nimm du ihn in Schutz, wenn Andere ihm Unrecht thun; sprich du von seinen guten Eigenschaften, wenn Andere ihn verleumden, oder seine Fehler richten; sei du sein Fürsprecher, wenn ihm Hilfe fehlt; ehre du ihn, wenn Andere ihn boshaft demüthigen, ohne übrigens dich selbst ihm aufzudringen, ohne daß er glauben könne, du thätest dergleichen nur aus Furcht. Nicht dich hat er überwunden; du mußt ihn überwinden; er wird dich einst aufsuchen und deine Verzeihung anrufen.

Jesus, in dem sich Gott mir offenbarte und zeigte, wie ich menschlich-göttlich handeln könne — Jesus, so hast Du gethan! Dir versagte die feindselige Welt des Lebens Freuden, Du gabst ihr die Freuden des ewigen Lebens; Dir versagte sie, wo Du Dein Haupt hinlegen konntest, Du gabst ihr die Wollust stiller

Ruhe und des Friedens; Dir schlugen sie Todeswunden, Du heiltest großmuthsvoll die ihrigen; Dir rief sie ihren Fluch zum Kreuze hinauf, Du segnetest sie vom Kreuze herab!

Erhebe mich zu Deiner Seelengröße! Und habe ich Feinde, ich will größer handeln, als sie denken. Erscheint ein Tag, eine Gelegenheit, da ich Böses mit Bösem vergelten könnte, da will ich kalt und ruhig das Gute thun, wie die Pflicht es mir gebeut. — Ich will sie beschämen, aber nur mit meiner Unschuld; ich will sie verfolgen, aber nur mit Handlungen des Edelmuths. Das sei meine Rache, daß ich in der Brust meiner Widersacher selbst die Sehnsucht nach Versöhnung errege.

Herr, hilf, laß wohl gelingen! Amen.

22.

Der Sieg über Widersacher.

Spr. Sal. 16, 7.

Wenn Du durch Widerwärtigkeit
Mich läutern willst, ich bin bereit,
Die Last zu tragen, die Du hier,
Mein Vater, mir
Auflegen willst: sie kommt von Dir!

Wo ist der Held, den je ein Streit,
Wie schwer und hart er wäre, reut?
Wenn er nur kämpfte, wie ein Mann,
Das Feld gewann,
Und dann des Siegs sich freuen kann.

Wir sollen der Tugend, wir sollen der Ewigkeit leben. Dahin mahnt, lockt, drängt und treibt uns Alles, jeder Tag, jeder scheinbare Zufall, jedes Verhältniß. Wir sträuben uns umsonst dagegen. Gott selbst hat den Abscheu vor dem, was schlecht und ungerecht ist, in unsere Brust gelegt. Daher die Verachtung und der Haß bei allen Völkern des Erdballs gegen jeden Uebelthäter, gegen den Lieblosen, den Verleumder, den Verführer der Unschuld, den Stolzen, den Entwender fremden Eigenthums, den Meineidigen, den Trunkenbold u. s. w.

Dieser natürliche Abscheu der Menschen gegen das, was sie an Andern Fehlerhaftes erblicken, oder was sie auch nur für Unrecht halten, ist der Ursprung der meisten Verfolgungen und Feindschaften unter den Sterblichen. Es kann hienieden also Niemand die Rose des Lasters pflücken, ohne sich sogleich von Dornen auf allen Seiten umringt zu sehen. Auch dieses gehört zur weisen Welteinrichtung, welche uns vom Bösen zurückschreckt. Sünder sogar hassen an Andern die Sünde, welche sie selber begehen.

Wunderbare, heilige Fügung der Allweisheit, welche selbst meine Feinde zu Schutzengeln meiner Tugend macht, und meinen Widersachern gebietet, gleich Freunden vor allem Unrecht mich zu warnen!

Ja, ich erkenne es mit Demuth und Erstaunen: es ist nichts in dieser Welt ohne allen Zweck; Alles ist weise geordnet, und selbst dem Uebel muß Heil entquellen.

Auch die Feinde, welche ich habe, sind meine Wohlthäter.

Und warum habe ich Feinde; warum gibt es Menschen, die mir nicht wohlwollen? — Etwa, weil ich zu edel denke? weil ich sie zu liebreich behandle? weil ich ohne Fehler bin? — Nein, sie wollen mir nicht wohl, weil sie von mir beleidigt sind, oder beleidigt zu sein glauben. Sie hassen nicht mein Gutes, sondern meine Mängel; tadeln meine Art zu denken und zu handeln, wodurch ich ihnen wehe thue.

Meine Widersacher sind es, die mir eigentlich sagen, wer ich bin; die mir's sagen oder fühlen lassen, wo ich fehlerhaft bin. Sie thun mehr, als die besten meiner Freunde und Vertrauten, welche mich gewöhnlich mit allzugroßer Nachsicht zu beurtheilen pflegen.

Freilich mag es oft geschehen, daß diejenigen, welche mir abgeneigt sind, ihren Tadel übertreiben, meine übeln Gewohnheiten zu groben Fehlern, meine Fehler zu schweren Sünden machen. Aber was thun sie? Sie halten mir nur einen Vergrößerungsspiegel vor, in welchem ich auch den kleinsten Flecken erkenne, der meine Denk- und Lebensart beschimpft, und meine Seele verunreinigt. Als wahrer Christ soll ich auch die geringsten Mängel

austilgen, um vollkommen zu werden, wie mein himmlischer Vater vollkommen ist. Und wahrlich, so gering können doch dieselben nicht sein, da sie von den Augen eines Andern wahrgenommen werden. Ich habe Ursache, auf meine Eigenliebe mißtrauisch zu sein, die mir Dinge verzeiht, welche Fremden anstößig sind. — So erkenne ich selbst in den Uebertreibungen meines Feindes Wohlthat und Nutzen. — Ich wünsche meinen Gegner zu beschämen; ich wünsche über ihn zu triumphiren: — wie kann ich's besser, als wenn ich ihm jeden Grund, mich zu tadeln, raube; als wenn ich so lebe, so handle, daß er selbst eingestehen muß, ich sei achtungswürdig? — Und wie kann der mich hassen, der mich hochachtet? — Ich will ihn überwinden, ich will ihn zwingen, mich zu ehren, mich zu achten, mich zu lieben. Er soll früher oder später versöhnt mir die Hand drücken, und mein Herz soll es ihm danken, daß er mich auf meine Fehler aufmerksam gemacht, daß er zu meiner Besserung beigetragen hat.

Auch Feinde sind meine Wohlthäter! Sie sind es, oft wider ihren Willen. Sie legen mir zwar mancherlei Hindernisse in den Weg, wodurch sie mich zu betrüben gedenken. Sie vereiteln zwar aus niedriger Rachsucht oder Mißgunst manche meiner Plane. Sie stören mich im glücklichen Fortgang meiner Geschäfte. Sie freuen sich, wenn mir manche meiner Unternehmungen mißlingen. — Aber was thun sie? Sie erwecken nur meine Kräfte zu einer doppelten Thätigkeit und Anstrengung. Sie vermehren meine Vorsicht und Klugheit. Sie bringen alle Eigenschaften meines Geistes in höhere Bewegung. Bei steter Ruhe würde ich in allzugroße Sicherheit gerathen, und mir durch Unbesonnenheit und Unvorsichtigkeit vielleicht mehr schaden, als mir alle Hindernisse schaden können, welche mir meine Feinde entgegenwälzen. Nur im Kampfe vermehrt sich die menschliche Kraft; nur Anstrengung stärkt den Geist. Wir wissen es ja aus tausend Erfahrungen, daß diejenigen, welche es in der Welt zu etwas Großem gebracht haben, es nur vermochten, wenn sie durch die größten Mühseligkeiten erst geübt waren, und tausend Hindernisse besiegt hatten. — Wohlan denn, nur Muth! Meine Widersacher bereiten mir nur einen größern Triumph vor. Sie zwingen mich

zu einer vollendetern Entwickelung meiner Kräfte. Fern sei von mir jede unedle Rache! Möge Gott richten! Aber ich will meine Feinde dadurch am tiefsten beschämen, daß ich meine guten Zwecke um so vollkommener erreiche, die ich, ohne Hindernisse zu finden, vielleicht nur mit halben Kräften gesucht, vielleicht nur halb erreicht hätte.

Auch Feinde sind meine Wohlthäter! Ja, sie sind es; denn ihr argwöhnisches, scharfblickendes Auge erinnert mich beständig, treu in meinen Berufsarbeiten, aufmerksam in meinen häuslichen Pflichten zu sein. Der Mensch, auch der Mensch mit den besten Vorsätzen, bedarf immer eines warnenden Aufsehers, der ihn mahne, daß er sich nicht vergesse, daß er sich keinen Fehler aus Nachlässigkeit oder aus Erschlaffung des guten Eifers erlaube. Auch bei dem besten Menschen sind nicht alle Tage einander gleich. Er kann zuweilen gleichgültiger in seinen Geschäften werden. Er bedarf eines Sporns, der ihn von neuem reize, seiner selbst würdig zu bleiben. — Und dieser Sporn ist der Tadel unserer Widersacher; es ist ihr lauschender Blick, mit welchem sie irgend einmal uns auf einer Nachlässigkeit, bei einer Schwäche, oder gar über einem Unrecht zu ertappen hoffen. — Der Gedanke, daß wir unsern Feinden durch irgend ein Versehen Anlaß geben könnten, wider uns mit vollem Rechte aufzutreten, erhält uns in unsern Berufspflichten beständig wachsam; er muntert uns zu größerer Aufmerksamkeit auf, als selbst der Beifall der Freunde, welcher uns oft einschläfern kann. — Wohl, so will ich meinen Feinden dankbar sein. Sie sind es, welche mich meinen Pflichten als Mensch, als Bürger, als Vater, als Gatte, Kind, als Beamter und Arbeiter treu erhalten. Ihnen bin ich schuldig, daß mein Gewissen von keiner Schuld beunruhigt wird. Indem ich's vermeide, die Schadenfreude meiner Gegner zu befriedigen, indem ich's vermeide, ihnen einen Triumph über mich zu gönnen, triumphire ich zuletzt selbst über sie.

Auch Feinde sind meine Wohlthäter! Ja, nicht selten noch größere Wohlthäter, als meine nachsichtvollsten Freunde. Meine Widersacher sind die Ersten, welche mich vor Unglück warnen. Und sie warnen mich, indem sie mich lehren, auf Alles Acht

zu haben, was mir zum Schaden dienen könnte. Sie warnen mich, weil sie die Fehler an mir tadeln, welche mich früher oder später in unangenehme Lagen bringen können. Vielleicht würde es dem rachsüchtigen, schadenfrohen Gemüthe meiner Widersacher ein großes Vergnügen sein, wenn sie mich durch meine eigene Schuld in Verlegenheit gerathen sähen, wenn sie dann sagen könnten: „Haben wir es nicht immer vorhergesagt, daß es so kommen würde?“ Aber nein, diese traurige Freude werde ich ihnen nicht gewähren. Ich will von mir jeden Fehler, jede Nachlässigkeit, jedes Unrecht entfernen, welches mir Gefahr zuführen kann. Ich will gerecht und redlich wandeln, im Geheimen, wie im Oeffentlichen: so werde ich meine Widersacher besiegen, ihre bösen Wünsche vereiteln, ihre Arglist zu Schanden machen. Sie werden mir endlich Hochachtung statt Haß, Lob statt Tadel zollen müssen. So soll der Christ seine Feinde besiegen!

So lange deine Wege nicht dem Herrn wohlgefallen, o mein Christ, so lange stehst du von Tadlern und Menschen umringt, die dir nicht wohlwollen. Aber wenn Jemands Wege dem Herrn wohlgefallen, so macht er auch seine Feinde mit ihm zufrieden. (Sprichw. Sal. 16, 7.)

Erkennst du, o Christ, die tiefe Wahrheit dieses göttlichen Wortes? Warum denn so trostlos wegen der Verfolgung deiner Feinde? Bist du es nicht vielmehr, der sich selbst verfolgt durch seine eigenen Fehler? Steht es nicht in deiner Gewalt, den Haß der Feinde durch deine Tugend endlich in Liebe, und den Zorn derselben in Bewunderung zu verwandeln?

Warum erbittert dich der allzustrenge Tadel oder der mißgünstige Spott deiner Gegner? Ach, sie spotten ja nicht über deine guten Thaten — sie schweigen nur von ihnen; sie suchen sie nur zu verkleinern. Sie tadeln nicht deine Tugend, sondern deine Fehler. Um eines einzigen Fehlers, um eines einzigen Fleckens willen, der ihnen anstößig ist, verwerfen sie deinen ganzen Werth. Sie thun unrecht. Aber thust du nicht unrecht, wie sie, weil du ihnen nicht den Anlaß zum Tadel entziehst?

Warum willst du gegen sie vertheidigen, was nicht zu vertheidigen ist? Warum willst du deine Schwachheiten beschönigen,

deren Häßlichkeit keine Schminke bedeckt? Warum willst du vielleicht ihnen recht zum Trotze deine Lebens- und Handlungsart beibehalten, wodurch du das Herz der Menschen und das Wohlgefallen Gottes von dir abwendest? — Dies sind die Wege, die dem Herrn mißfallen; darum umringt er dich mit Widersachern. Verfolge diesen Weg nicht weiter, oder du laufst in den Abgrund, an welchem dich das Hohngelächter deiner Feinde erwartet.

Warum quält dich die Lieblosigkeit menschlicher Urtheile über deine Handlungen? — Hast du auch deine Mitmenschen von der Güte deiner Absichten, von der klugen und gerechten Wahl deiner Mittel überzeugt? Hast du sie nicht vielleicht selbst durch die unvorsichtige, übelberechnete Art deines Betragens zu falschen und gehässigen Urtheilen über dich verleitet? Hast du schon darauf gesonnen, Alles an dir abzuthun und zu vermeiden, was dich Andern mißfällig machen kann? — Und wenn du dies nicht thatest, wenn du aus stolzem Eigendünkel, oder aus Trägheit, oder aus Trotz unterließest, die Herzen und das Vertrauen zu gewinnen; wenn du dadurch dich selbst verhindertest, das Gute alles zu thun, was du hättest wirken können: so sind dies die Wege, welche auch dem Herrn nicht wohlgefallen. O so klage nicht die Menschen an, welchen du eine falsche Vorstellung von dir beibrachtest: sondern klage dich an! — Aendere dich! und das Urtheil der Menschen wird sich mit dir ändern. Wandle nur die Wege, die dem Herrn wohlgefallen, so macht er auch deine Feinde mit dir zufrieden!

Doch nicht immer und in Allem kannst du dich nach dem Urtheile der Menschen richten. Es gibt auch Verhältnisse, wo man Gott mehr gehorchen soll, als den Menschen. Es gibt Umstände, wo wir, im Bewußtsein der Gerechtigkeit unserer Absichten und Mittel, mit Festigkeit unsern eigenen, und nicht fremden Ueberzeugungen folgen sollen; es gibt Gelegenheiten, wo wir, um einen wohlthätigen Zweck zu erreichen, von der gewöhnlichen Straße abweichen, unsere beste Absicht sogar verbergen und verschleiern müssen, weil es die Klugheit befiehlt.

Und hast du den Muth, ein edles Werk zum Wohl deiner Mitbrüder zu vollbringen: so habe auch den Muth, Spott und

Tadel derer zu ertragen, die dich verkennen. Leicht wirst du es fühlen, wenn der Tadel treffend sei, oder ungegründet. — Habe den Muth, unter jeglicher Widerwärtigkeit deinen bessern Ueberzeugungen standhaft zu folgen; genug, wenn dich das süße Bewußtsein tröstet: du handelst, wie deine Pflicht gebeut; genug, wenn dein Gewissen dir gutes Zeugniß gibt; genug, wenn du nicht Ursache hast, deiner Absichten willen vor den Menschen irgend einmal zu erröthen; genug, wenn du auf Gottes Wegen wandelst!

Dann laß die unwissende Menge wider dich schreien; die Spötter laß spotten. Gott der Allwissende sieht dich, kennt dich, segnet dich. Gott der Allgerechte wird richten. Vollende dein Werk, und gehe den Weg des Herrn — da verläßt dich seine heilige, mächtige Hand nicht. Gott ist es, der die Herzen deiner Feinde regiert: er wird sie mit dir zufrieden machen; sie werden dir mit Rührung und aller Bewunderung deines Muthes versöhnt in die Arme sinken. Sie werden, und sollten sie dich durch das ganze Leben hindurch nie verstehen, deines Edelmuthes willen noch über deinem Grabe dich segnen müssen.

Die Edelsten der Menschheit, hatten sie nicht bei den heiligsten und wohlthätigsten Zwecken immer mit den schmählichsten Verfolgungen zu kämpfen? Sah man sie nicht verkannt, verachtet, in Armuth, in Gefängnissen, unter dem Druck aller Leiden? Sah man sie nicht oft noch in dem Augenblicke verkannt, wenn ihr Auge schon unter dem Kusse des Todes brach, der sie freundlich aus der undankbaren Welt in ein besseres Sein hinüberführte? — Aber dennoch ging ihre Sache nicht unter, der sie ein ganzes Leben voller Elend dargebracht hatten. Gott machte endlich alle ihre Feinde mit ihnen zufrieden. Der Segen und die Dankesthränen einer bessern Nachwelt folgten ihnen über dem Grabe zum Himmel, und im Andenken der Nachkommen glänzt ruhmvoll der Name derer, welche während ihres Erdenlebens nur Hohn und Schmach ärnten konnten.

Wenn Jemands Wege dem Herrn wohlgefallen, so macht er seine Feinde mit ihm zufrieden. Spruch voll göttlichen Trostes für jeden Freudenlosen, der unter den unverdienten Kränkungen

seiner Feinde fast erliegen will! Himmelsbalsam auf die Wunden, welche Neid, Mißgunst und Bosheit geschlagen haben! Ja, dem Gerechten und Guten muß endlich auch hier Alles zum Besten dienen.

Jesus, zu Dir blicke ich nun empor; Du, dessen heilige Wege immerdar Gott gefielen, auch Du sankst unter der Grausamkeit Deiner Verfolger — aber nur auf eine geringe Zeit. Herrlich führte Dich Dein Vater zum Triumph, und beschämt sanken alle Deine Verfolger Dir zu Füßen. Du, den in Knechtsgestalt einst die Geringsten im Volk verachteten, verstießen; Du, den Missethäter noch in der bittersten Sterbestunde verhöhnten: Du sahest Deine Widersacher alle vernichtet, und betend im Staube blickt heute eine Welt ehrfurchtsvoll und Dank stammelnd zu Deiner Majestät empor. Und die Dich einst verdammten, sie seufzten bald nach Deiner Barmherzigkeit.

An Dir und in Dir hat sich Gottes Macht und Größe herrlich geoffenbaret, an Dir bewiesen wunderbar, wie er das Herz Deiner Feinde regiert hat. Ach, wie Du, so laß auch mich die Wege gehen, die Gott wohlgefallen: wen habe ich dann zu fürchten? Dann wird der Herr auch meine Feinde mit mir zufrieden machen, und durch die Gerechtigkeit meines Thuns sie beschämen!

Erhebe dich, meine Seele, mit neuer Kraft — prüfe und mustere die Urtheile aller derer, die dir ungünstig sind; erforsche, wodurch du ihr Mißfallen erwecktest; horche auf ihren Tadel, oder suche ihn zu errathen, und dann lege ab, was ihnen anstößig war. Zeige ihnen durch dein Leben, daß du nicht das bist, wofür sie dich halten. Erhebe dich mit neuer Kraft, o meine Seele, und ehre selbst deine Feinde. Denn sie sind es, die dir oft am genauesten den Weg anzeigen, welcher dem Herrn wohlgefällt! Sie sind es, die, ohne es zu wissen, die Schutzgeister deiner wankenden Tugend werden. — Weichet aus meiner Brust, ihr unreinen Gefühle gekränkter Eigenliebe, und verwandelt euch in Gefühle der Demuth und Selbsterkenntniß! Fliehet von meinem Herzen, ihr Gelüste nach Wiedervergeltung und Rache — der Nachahmer Jesu rächt sich an seinen Feinden nur durch höhere Tugenden! — Ich will, ja, ich will die Wege wandeln, die dem Herrn wohl-

gefallen: so wird er auch meine Feinde mit mir zufrieden machen!

23.

Der Christ und seine Widersacher.

Röm. 12, 17—21.

Gott, ich will gerecht und billig
Gegen meine Feinde sein;
Keinen drücken, lieber willig
Jedem, der mich kränkt, verzeih'n.

Hab' ich Macht, ich will sie nützen,
Den Bedrängten zu beschützen;
Eilen, wo Verlass'ne flehen,
Ihnen liebreich beizustehen.

Selbst der allergerechteste, der menschenfreundlichste Mensch kann auf Erden nicht ohne Gegner sein. Je mannigfaltiger und verflochtener seine Verhältnisse sind, je größer ist die Zahl seiner Widersacher, seiner Tadler und derer, die ihm übel wollen. Es ist also nur ein eitler Traum, sich einzubilden, man könne auf Erden seine Tage ganz ohne Kampf, ganz ohne Streit, in süßer Ruhe zubringen; man könne sich gleichsam schon hienieden einen Vorhimmel schaffen, der durch keine Zwietracht gestört würde.

Wer war gerechter in seinen Handlungen, sanfter in seinen Gesinnungen, als Jesus, das ehrwürdige Vorbild menschlicher Heiligkeit? Er, die Liebe selbst, dessen Wille es immerdar gewesen, sich zum Heil der Sterblichen freudig aufzuopfern; er, der in der Einsamkeit seines Schmerzes Thränen weinte, und keinen süßern Beruf kannte, als die Thränen Anderer zu trocknen — selbst er war nicht ohne Feinde. Wie er die heuchlerischen Pharisäer verfolgte, verfolgten sie ihn bis zum Tode. So sah man früher oder später alle großen und guten Menschen im Kampf mit ihren Zeitgenossen, von denen sie verkannt, oft mit tiefer Schmach verurtheilt wurden. Waren aber auch die Bessern unter den Sterblichen nicht frei von Zwist und Hader, den sie zu meiden suchten: um wie viel weniger konnten dann die Schlechtergesinn-

ten, die Leidenschaftvollen, die ihren Begierden keinen Zaum anlegen wollten, ohne Zank und Hader bleiben!

Wenn ich aber ernsthaft untersuche, woher so viel Uneinigkeit unter den Menschen entspringe, und warum sie sich die flüchtigen Tage ihres Lebens oft sichtbar mit Muthwillen gegenseitig verbittern: so erkenne ich bald, daß an diesem Uebel selbst nicht einmal immer die Bosheit und Verderbtheit der Menschen Schuld sei. Es sind unzählige große und kleine Ursachen vorhanden, welche Widerspruch in Gesinnungen, Worten und Thaten sogar unter den bessern Menschen erzeugen; — Ursachen, welche von der göttlichen Welteinrichtung selbst abhängen.

Mehr oder weniger hat jeder unserer Nächsten schon von Natur ein besonderes Temperament, welches ihn in seiner Art zu denken und zu empfinden leitet; jeder hat von Kindheit auf andere Kenntnisse gesammelt, andere Erziehung erhalten, wodurch er von uns in seinen Urtheilen und Ansichten der Dinge verschieden wird; jeder hat in seinem Leben Schicksale und Erfahrungen gehabt, welche den unserigen nicht gleich sind; jeder hat seine besondern Verhältnisse, in denen er nun dasteht, und wo seine Wünsche und Absichten von den unserigen sehr abweichend sein müssen; jeder hat so viel Liebe seines Selbstes, daß er sich und seine Denkart und seine Neigungen nicht einem Zweiten unterwerfen kann, und gleichsam aus sich selbst herausgehen und nur der Schatten eines Andern werden möchte.

So entsteht dann nothwendig bei der tausendfach verschiedenen Richtung menschlicher Wünsche und Bedürfnisse mancherlei Gegenstreit; so entspringt aus der unsäglichen Verschiedenheit der Ansichten, Erfahrungen, Kenntnisse und Meinungen nothwendig ein vielfacher Widerspruch der Urtheile. Wenn dann zu diesem Streit der Bedürfnisse, zu diesem Widerspruch der Gesinnungen noch stürmische Leidenschaften sich gesellen: so erhebt sich der verderblichste Hader.

Allerdings liegen also die ersten Quellen des gegenseitigen Widerstrebens der Menschen außer ihrer eigenen Gewalt. Sie gründen sich in der göttlichen Einrichtung der Welt selbst. Ich erkenne, daß das, was erst durch Leidenschaften und Bosheit zum

Verderben wird, ursprünglich eine hohe Wohlthat sei. Denn ohne jene Mannigfaltigkeit der Temperamente, der Ansichten, Erfahrungen und Neigungen würde die Ausbildung des menschlichen Geistes nur langsam oder gar nicht fortschreiten. Wenn Alle einerlei Blut, einerlei Verstand, einerlei Neigungen, einerlei Erfahrung hätten, würden tausend Menschen einem einzigen gleichen; sie würden mitten im Gewühl einsam stehen; sie fänden überall nur immer sich selbst wieder. Keiner wüßte viel mehr als der Andere; Keiner würde sich bemühen, einen Irrthum abzulegen, weil ihn Alle hätten; Keiner würde zur Untersuchung und Prüfung seiner Einsichten gereizt werden, weil ihm Niemand widerspräche; Keiner würde sich bestreben, edler und frömmer zu werden, weil ihn Niemand tadelte, und Alle nothwendig einerlei Fehler haben würden.

Aber nun tritt Verschiedenheit der Gemüthsstimmung, der Erfahrung, der Neigung ein. Sogleich entstehen Trennung, Wettstreit, gegenseitige Prüfung, gegenseitiger Tadel des Unvollkommenen, Streben nach dem Bessern, Trachten nach frömmerm Sinn und reinerer Erkenntniß. Jeder in seinen Umständen macht neue Bemerkungen, entdeckt etwas Neues, theilt es mit, leidet anfangs Zweifel und Widerspruch, berichtigt dadurch das Mangelhafte seiner eigenen Urtheile, während Andere sich mit den von ihm entdeckten Wahrheiten bereichern. So übt dieser Kampf der Kräfte alle Kräfte, die sonst in träger Ruhe unbenutzt blieben; so steigern sich Eins ums Andere die menschlichen Einsichten; so vernichtet Einer dem Andern die anklebenden Fehler. Wir leiden bei diesem Wettstreit und Widerspruch manche Unannehmlichkeit. Aber unsere Klugheit wird geschärft, unsere Erfahrung vermehrt, unsere Weisheit mächtiger, und dies ist Ersatz für die vorübergehenden Uebel und Ungemächlichkeiten. Unser Geist wird gleichsam durch eine gewaltige Nothwendigkeit, die Gottes Hand in die Natur der Dinge gelegt, getrieben, vollkommener zu werden, und zu höhern Bestimmungen tüchtig zu sein. So reift die Traube am Rebstock nur unter Stürmen, die den Luftkreis reinigen, unter dem kalten Thau der Nächte, unter der brennenden Hitze der Mittagssonne, unter Regengüssen und Gewittern.

Auf diese Art erkenne ich auch die schreckliche, unausweichliche Nothwendigkeit der Kriege, die von jeher, seit Menschen geschaffen wurden, unter den Völkern geführt wurden. Denn wie oft die Rechte und Absichten einzelner Menschen in Streit gegen einander gerathen, können auch die Rechte und Angelegenheiten großer Völker einander widersprechen. Den Streit des Einzelnen mit dem Einzelnen kann das Gesetz und der Richter schlichten; aber von einander unabhängige Völker haben keinen gemeinschaftlichen Richter, kein gemeinsames Gesetz. So müssen sie, wenn durch den Ungestüm oder die Hartnäckigkeit des einen oder andern kein Vergleich möglich ist, ihre Rechte und Ansprüche durch Gewalt behaupten, wenn nicht eins der Sklave des andern sein will. — Ich erkenne daher mit der Unvermeidlichkeit der Kriege auch meine Verpflichtung als Staatsbürger, als Christ, daß ich, wenn meine Mitbürger, meine Obrigkeit, mein Vaterland in Gefahr sind, mich willig zu ihrer Unterstützung hingeben soll, und daß ich nicht voller Eigennutz und Selbstsucht das Ganze zu Grunde gehen lassen soll, wenn ich dafür nur meinen kleinen Theil rette; daß ich mich nicht eigennützig den Lasten des Vaterlandes entziehen soll, da ich doch gern von den Wohlthaten seines Friedens, von den Wohlthaten seiner Gesetze Gebrauch mache und Nutzen ziehe.

Freilich scheint es ein Widerspruch zu sein, wenn ich als Christ verpflichtet bin, die höchste Menschenfreundlichkeit zu haben, und von der andern Seite mir Theilnahme am Zwist der Menschen, selbst an Gewaltthätigkeit und Blutvergießen zur Pflicht gemacht wird. Welchem Gebote soll ich gehorchen? Wie kann ich das Gesetz der Liebe mit dem eisernen Gebote der Feindschaft in meiner Brust paaren? Wie kann ich segnen und zugleich fluchen, wohlthun und zugleich beleidigen?

In der That hat es viele Christen gegeben, welche diesen Widerspruch, obgleich er nur scheinbar ist, nicht zu lösen wußten, und die daher zu einem ihrer Grundgesetze machten, niemals persönlichen Antheil an einem Kriege zu nehmen. Sie beriefen sich auf die Worte unsers Heilandes, welcher sagte, es sei seliger, Unrecht dulden, als begehen; oder der in der Bergpredigt rief:

Ihr sollt nicht dem Uebel widerstreben; sondern, so dir Jemand einen Streich gibt auf deinen rechten Backen, dem biete den andern auch dar; und so Jemand mit dir rechten will, und deinen Rock nehmen, dem biete den Mantel auch dar; und so dich Jemand nöthigt eine Meile, so gehe mit ihm zwei. (Matth. 5, 39 — 41.)

Allein sie bedachten nicht, daß diese Rede Jesu bildlich zu nehmen ist, und daß er damit nur die liebreichste Sanftmuth, die hingebendste Versöhnlichkeit bezeichnen wollte, welche, wenn es darauf ankommt, Frieden zu stiften, kein Opfer scheut. Er sagte dieses Wort im Gegensatze gegen das im mosaischen Recht streng ausgesprochene Vergeltungsrecht: Auge um Auge, Zahn um Zahn, welches die Rachsucht begünstigte. Er pflegte aber gern seine Gegensätze stark und schlagend auszudrücken, um Eindruck zu machen, indem er es dem denkenden Geist, dem fühlenden Herzen überließ, das rechte Maß und die rechte Mitte zu treffen, und dann wohl auch selbst bei einzelnen Fällen nähere Erläuterung gab, oder durch sein Beispiel lehrte, wie man solche allgemeine Aussprüche zu nehmen habe. Kein Opfer soll für den Christen zu groß sein, um den Frieden zu erhalten und zu stiften; aber das Recht, die heilige Ordnung selbst, soll er nicht aufopfern. Wo die Nachgiebigkeit nicht dazu dient, die Rohheit und Gewaltthätigkeit zu besänftigen und zu versöhnen, da sollen wir einen gemäßigten Widerstand beweisen, jedoch immer ohne alle Rachsucht und Leidenschaftlichkeit. Petrus handelte leidenschaftlich, als er bei Jesu Gefangennehmung mit dem Schwerte drein schlug: dadurch wurde die Rohheit nur noch mehr entflammt, und kein Friede gestiftet. Jesus verwies es ihm, und machte wieder gut, was er verdorben hatte, indem er die geschlagene Wunde heilte. Als ihm aber im Verhör vor dem Hohenpriester ein Diener einen Backenstreich gab, setzte er ihn deßwegen zur Rede, und sagte: Habe ich übel geredet, so beweise, daß es böse sei, habe ich aber recht geredet, was schlägst du mich? (Joh. 18, 23.) Durch diesen sanften Widerspruch machte er sein Recht geltend, aber auf eine Weise, welche den rohen Menschen zum Gefühl seines Unrechts bringen konnte. Auf diese Weise bestand der

Apostel Paulus auf seinem Rechte in Philippi, wo man ihn und Silas ohne Urtheil und Recht gefangen gesetzt hatte, und auch eben so wieder entlassen wollte, indem er verlangte, daß die Richter selbst kommen und die Freilassung ankündigen sollten. (Ap. Gesch. 16, 37.) Dadurch wollte der Apostel keine selbstsüchtige Rache üben, sondern die heilige Ordnung des Rechts aufrecht halten; und es gelang ihm, die Richter zur Erkenntniß des begangenen Unrechts zu bringen: Beleidigte und Beleidiger schieden versöhnt von einander.

Halten wir uns also an die Sätze: Es ist seliger, Unrecht dulden, als zu thun; und ist's möglich, so habet mit allen Menschen Frieden! (Röm. 12, 18.) Blicken wir mit empfänglichem Sinn auf Jesu und seiner Jünger Beispiel, suchen wir uns den Geist der Sanftmuth, der in ihnen war, mit dem heiligen Eifer für die Gerechtigkeit eigen zu machen: so werden wir uns nicht an Worte hängen, die, einzeln gefaßt, uns verwirren könnten, und in der Nacht des Zweifels wird uns ein helles Licht umglänzen, bei welchem wir nicht irre gehen können.

Ist's möglich, so habet mit allen Menschen Frieden, so viel an euch ist.

Dies ist die erste leitende Vorsicht. Vermeide also allen Anlaß zu Feindseligkeiten, hüte dich vor allen Dingen, daß du nicht selbst durch Naturfehler, wie du sie vielleicht nennst, durch auffahrendes Wesen, durch Hang zum Spotten, durch angenommenen oder wirklichen Stolz deinem Mitmenschen beleidigend wirst, oft gegen deinen Vorsatz. Einem Freundlichen, der, was er will und thut, mit Güte und Schonung thut, zürnet nicht leicht Einer, selbst der Böseste nicht. Ruhige Würde und Sanftmuth entwaffnen selbst den Zornigen.

Wenn du Feinde hast unter den Menschen, prüfe dich genau, ob du nicht durch dein Verfahren, durch Uebereilung, durch Vorurtheil den Andern wider dich erbittert hast. Und wenn du dir es nicht läugnen kannst, daß du nicht ganz schuldlos seiest, daß du bei weitem nicht Alles gethan habest, was du doch wohl hättest thun können, um Zwietracht zu vermeiden: dann klage

nicht darüber, daß du Feinde und Widersacher habest. Nein, Thörichter, du hast sie zu haben verdient

Da der große Theil der gewöhnlichen Uneinigkeiten aus bloßen Mißverständnissen herstammt, so lasse dir vor allen Dingen angelegen sein, diese zu verhüten. Weit entfernt, sie durch kindischen Trotz, durch kleinlichen Eigensinn zu unterhalten und zu vermehren, oder gar wohl aus gehässigem Stolz taub für Belehrung vom Bessern zu sein, suche Alles hervor, wodurch das Mißverständniß gehoben wird. Darum vertraue dich niemals dem Geschwätze geschäftiger Zwischenträger und Ohrenbläser, die dir üble Nachrichten zubringen. Sie thun es vielleicht aus Schadenfreude, aus Bosheit, oder aus Unverstand und leichtsinniger Gewohnheit. Sondern begib du dich selbst, im Gefühle deiner Unschuld, zu demjenigen, der dich verkennt und zu hassen anfängt; stelle ihm deine Unschuld dar, und wirb um seine Freundschaft, nicht mit Worten allein, sondern auch durch Dienste, die du ihm leisten kannst. Selten wird dir Einer widerstehen mögen. Und widersteht er dir dennoch, dann hast du als Christ deine Pflicht erfüllt, und dein Gegner steht im Nachtheil gegen dich. Sprich nicht: mein Stolz erlaubt mir nicht, mich zu solchem Schritt zu erniedrigen; nein, es sei dein Stolz, einen Feind mehr und oft schon durch einige Worte der Klugheit und Freundschaft überwunden zu haben; es sei dein Stolz, deinen und der Deinigen Lebensfrieden durch ein geringes Bemühen gegen fremde Leidenschaft gesichert zu haben. Verachte Keinen, sobald er dein Feind ist; auch der schwächste Mensch ist bei unvermutheten Anlässen groß genug, dir zu schaden.

Dulde es nicht, ruhe nicht, so lange du weißt, daß Einer ist, der etwas wider dich hat! Sprich nicht in deinem Herzen: Mir ist es gleichviel, ob mir Dieser oder Jener zürne! Die Sache hat nichts zu bedeuten. Ich fürchte mich vor Diesem oder Jenem lange nicht. Es ist nun so, es muß doch jeder Mensch seine Feinde haben! — Diese Gleichgültigkeit gegen der Mitmenschen Hochachtung und gegen die Freundschaft der Geringsten ist leider schon oft das Verderben der Größten gewesen.

Viele Feindschaften, durch welche das Glück ganzer Geschlech-

ter zu Grunde ging, entstanden nur aus geringfügigen Ursachen und erwuchsen nur durch jene Vernachlässigung allmälig zu der ungeheuern Ausdehnung, die endlich Alles verschlang, den Feind und den Freund, den Schuldigen und den Schuldlosen. Ein einziger Wassertropfen hätte im Anfang genügt, den Funken zu verlöschen, der vernachlässigt glimmte und fortglimmte, dann zur Flamme ward, dann zur Feuersbrunst, welche erst von Gemach zu Gemach aufschlägt, dann von Haus zu Haus fährt, dann von Straße zu Straße raset. Ein einziges mildes, verständiges Wort, eine einzige gegenseitige Erklärung wäre oft hinreichend gewesen, den ersten Keim des anfangenden Mißverständnisses zu ersticken. Es geschah nicht. So erkalteten die Herzen nach und nach immer mehr; so fing man an, sich gegenseitig immer mehr übel zu deuten; auch selbst das Unschuldigste; so glaubte sich jeder Theil von dem andern stärker gekränkt; die Erbitterung steigt; Gelegenheiten bieten sich willig der Rache dar; der gegenseitig gestiftete Schaden häuft sich, die Versöhnung wird erschwerter, die Ausgleichung oft unmöglich; der Groll wird unveränderlicher, und der Haß geht erblich zu den Kindern über.

Dies ist die Geschichte vieler großen Feindschaften, in denen häusliche Wohlfahrt und Ruhe unzähliger Menschen zu Grunde ging. Vergebens waren nachher alle Klagen; jeder von den Leidenden hatte sich selbst anzuklagen, weil er nicht mit christlicher Klugheit in jener Stunde den Wassertropfen hingeben wollte, mit welchem er einen Funken auslöschen konnte, in dessen Schooße eine ganze Feuersbrunst lag.

Darum verachte keinen Zwist, er sei noch so gering; verachte keinen Gegner, er dünke dich auch noch so klein. Willst du Weiser, willst du Christ sein, so gehe hin, und fordere die Hand der Freundschaft von deinem Bruder wieder, die er dir entziehen will. Erdulde lieber ein kleines Unrecht, laß dir selbst eine kleine Aufopferung gefallen; du wehrest vielleicht einen unabsehbaren Schaden ab. Sprich nicht: aber warum soll ich den ersten Schritt thun; bin ich's doch nicht, der den Andern zuerst beleidigte! O weißt du denn, ob er nicht aus Mißverständniß sich zuerst von dir gekränkt glaubte? Raube ihm seinen Irrthum, und du hast den Triumph,

dir ein Herz wieder gewonnen zu haben. Sprich nicht: aber der mich haßt, ist ein schlechter, ungerechter, boshafter Mensch! Sei du der bessere, sei du der wahre Christ, und thue ihm Gutes, nimm ihm seine Vorurtheile, die er gegen dich hat, und sammle feurige Kohlen auf seinem Haupte, das heißt, mache ihn durch deine Handlungen schamroth über den Irrthum, daß er dich für noch schlechter hielt, als sich. Und zudem, wenn auch dein Widersacher Eigenschaften und Fehler hat, die dir mit Recht mißfallen, so muß er doch gewiß auch seine guten Seiten haben; denn er hat ja auch Freunde, von denen er geliebt, Menschen, von denen er geachtet wird. Dünke dich nicht selbst weiser und besser als Andere.

Wenn du aber endlich Alles gethan, einen Widersacher zu versöhnen, einen Zornigen zu besänftigen, einen Ungerechten zur Erkenntniß des Rechts und deiner Unschuld zurückzuführen; wenn dir dein Gewissen vor Gott Zeugniß gibt, du habest nichts versäumt, und dein Feind dich dennoch verfolgt, dann — — keine Rache! sondern beschütze dich selbst und dein Recht. Du stehst nicht einsam. Gott ist mit dir. Für deine Unschuld, für deine Sache steht das vaterländische Gesetz, der Richter und die Macht der Obrigkeit. Diese rufe an; sie lasse walten; dürste du nicht nach Rache und Erdrückung des Gegners, sondern beklage in ihm den Irrenden, der sich durch keine Güte belehren, und zur Anerkennung keines Rechtes bewegen lassen wollte. So bist du in den Stand der Nothwehr zurückgetreten, die sich nicht nur mit allen deinen Pflichten als Christ verträgt, sondern dir selber eine der heiligsten Pflichten ist.

Denn ist dir geboten, den Armen wohlzuthun, so beschirme dein Eigenthum wider die Gewalt habsüchtiger Ungerechtigkeit; ist dir geboten, deine Kinder, welche dir Gott gab, auf eine würdige Weise zu erziehen: so rette dir dazu die nöthigen Mittel gegen die Angriffe der Bosheit und Hinterlist. Willst du unter den Menschen Gutes wirken, so bewahre dich in ihrer Hochachtung und Liebe, und schütze deines Namens Ehre gegen die Versuche böswilliger Verleumdung; willst du eine Stütze deiner Familie und deines Vaterlandes sein, so vertheidige dein Leben gegen den, der es antastet.

Wie kannst du deine Christenpflicht als Mensch, als Bürger, als Gatte, als Vater, als Mutter, als Kind erfüllen, wenn du die unentbehrlichsten Hilfsmittel zu deinem Zweck vernachlässigst, oder dir durch Bosheit und Muthwillen entwenden lässest? Ist nicht das Leben die erste Bedingung, durch welche du allein Gott gefällige Werke üben kannst? Sind nicht Gesundheit, Eigenthum und guter Name die nothwendigsten Bedingungen, ohne welche du kein Gutes auf Erden zu thun vermagst? Können Zucht, Ordnung, Frieden und Lebensglück bestehen, wo gegen die Anfälle des Bösen kein Schutz, gegen den Mörder keine Vertheidigung, gegen den Räuber keine Sicherheit gilt?

Darum ist die Obrigkeit von Gott verordnet, und keine Obrigkeit ohne von Gott. (Röm. 13, 1.) Sie ist nicht den guten, sondern nur den bösen Werken furchtbar; Gottes Dienerin dir zu Gute. (Röm. 13, 3. 4.)

Nothwehr gegen Widersacher, welche auf keine andere Art in die Schranken ihres Rechts und ihrer Pflichten zurückzubringen sind, ist daher nicht nur erlaubt, sondern des Christen Pflicht, weil er ohnedem keine seiner Pflichten üben könnte. So trat Paulus, als er gestäupt werden sollte, muthig in sein Recht, und vertheidigte es. Er machte die Vorzüge seines römischen Bürgerrechts gültig, da man in der Wuth zu den niedrigsten Volksstrafen ihn verdammen wollte. „Ist's auch recht bei euch, einen römischen Menschen ohne Urtheil und Recht zu geißeln?“ (Ap. Gesch. 22, 25.)

Die Nothwehr des Christen gegen Bedrängungen der Ungerechtigkeit beobachtet aber jederzeit die Grenzen weiser Mäßigung. Nothwehr ist keine Erbitterung, kein Haß; Nothwehr ist keine Rache; das heißt, keine Sehnsucht, ein erlittenes Uebel mit ähnlichen oder noch größern Uebeln an dem Widersacher zu vergelten. Es ist genug, mein Recht geschützt zu haben; weiter zu gehen, habe ich selbst keine Befugniß, ohne mich vor dem allgerechten Gott sträflich, vor den Menschen verantwortlich, vor meinem eigenen bessern Bewußtsein verachtungswürdig zu machen. Dem Weisen ist Selbstvertheidigung Pflicht: Rache gehört dem vernunftlosen Thier.

Und hast du dich deines Feindes erwehrt: dann höre auf, ihm zu zürnen; denke nicht mehr daran, ihn zu verfolgen. Hast du ihn mit Macht oder Recht besiegt: dann verherrliche dein Herz durch den Glanz der Religion, läutere dich von jeder unreinen Leidenschaft, und besiege den Widersacher noch einmal durch Großmuth, indem du ihm, wo er Beistandes bedarf, Beistand und Wohlthäter wirst. Es ist möglich, daß er deine Freundschaft, deine Achtung verloren; es ist möglich, daß er der Freundschaft und Achtung der Guten unwürdig ist; aber des Mitleids der Edeln ist jeder Unglückliche würdig, und der Hilfe Jeder, der in Noth ist. Nicht daß du Gefühle zärtlicher Neigung gegen ihn in deiner Brust erzwingen solltest, aber Werke deiner Liebe sollst du ihm erzeigen, wo sich der Anlaß dazu beut. Entziehst du sie ihm, so besudelt noch Rache dein Herz und entehrender Groll entstellt dich. Mag er dich auch verfluchen, du aber segne ihn; mag er dich auch hassen, du aber, als besserer Mensch, thue ihm wohl, und vergilt nicht Böses mit Bösem!

So steht der Christ zu seinem Widersacher. Nicht immer kann er Mißhelligkeiten vermeiden, wohl aber durch weises und vorsichtiges Betragen ihre Zahl vermindern, oder ihr Ueberhandnehmen unterdrücken. Nicht immer kann er ohne Feinde bleiben; aber sein Recht mit Anstand und Muth, wie er soll, vertheidigen gegen den Ungerechten, ohne darum diesen zu hassen, und nach Rache zu gelüsten.

Noch in der Tiefe Deines größten Jammers, in welchen Dich menschliche Bosheit stürzte, o mein Jesus, bliebst Du ferne von jeder Rache, bliebst Du Menschenfreund. Als Deine Unschuld verkannt ward, tratst Du vor den Richter, der sie beschirmen sollte, und vertheidigtest sie vor dem Stuhle des Hohenpriesters und des Landpflegers. Aber, da selbst die Blödsichtigen, welche Dich beschützen sollten, die obrigkeitliche Gewalt mißbrauchten, Dich verdammten, zu Tod und Schmach verdammten, betete Deine liebende Seele noch für sie zum Himmel, riefst Du noch in Todesschweiß und blutenden Wunden: Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!

Heiliges Urbild der Gerechtigkeit und Güte, größter der Men-

schenfreunde, den noch heute das Weltall bewundert, wie er unter seinen Widersachern erhaben und großmüthig dastand — der, als jede Vertheidigung der Unschuld fruchtlos blieb, ohne Zagen, mit himmlischer Ergebung und Seelenhoheit dem Untergange zuschritt — Jesus Christus, wie Du, laß auch mich unter den Menschen wandeln.

Und wenn die Leidenschaft des Zorns in meinem Herzen bei erlittenem Unrecht aufwallt, dann will ich eingedenk sein, wie Du noch größeres Unrecht litteſt, als ich. Wenn die Vertheidigung meiner Unschuld und meines Rechtes vergebens wird, dann will ich mit dem Gefühl der unbesiegten, wenn gleich nicht anerkannten Unschuld mich duldend ergeben, und durch Großmuth und Liebesthaten selbst gegen meine Feinde beweisen, daß ich nicht verdiente, gehaßt zu werden; daß Du, Jesus, mein Lehrer biſt!

24.

Versöhnung.

Matth. 5, 23. 24.

Der Du für die Uebelthäter
Um Geduld bat'ſt, und die Laſt
Unſrer Schuld getragen haſt,
Unſer Mittler und Erretter:
Lehre, wie ich gütevoll
Meine Feinde segnen ſoll.

Deine Thränen, wie ſie floſſen,
Als Dein Aug' um mich geweint,
Laß mich ſeh'n, o Menſchenfreund!
Laß mich ſeh'n Dein Blut vergoſſen,
Daß auch ich, vom Grolle frei,
Meinem Feind Wohlthäter ſei.

Kein Geſchäft wird den Menſchen, wie ſie nun einmal ſind, ſchwerer, als ſich mit Jemand aufrichtig zu verſöhnen, von dem ſie beleidigt worden ſind. Da ſtemmt ſich mit trotziger Kraft in ihnen der roh-thieriſche Trieb der Rache und Vergeltungsſucht entgegen; da wird der eigenwillige Stolz, unter dem Namen des edeln Selbſtgefühls, laut, und will ſich von ſeinen Rechten nichts

vergeben und spricht: Andere haben so nahe zu mir, als ich zu ihnen. Ich bin nicht der Urheber des Zwistes, nicht der anfangende Theil gewesen, warum soll ich nun um Frieden bitten und Freundschaft suchen, als wäre ich der einzige Schuldige? Da sucht das widerstrebende Herz, auch wenn es die Pflicht der Versöhnlichkeit wegzuläugnen nicht Rohheit genug hat, allerlei Beschönigungen seines Weigerns, den ersten Schritt zu thun, und tausend scheinbare Ausflüchte, um sie vor Gott, den Menschen und sich selbst zu rechtfertigen.

„So wörtlich hat es Jesus nicht verstanden," sagt man, „daß ich sogleich nach einer alten, oder vielleicht frisch empfangenen Kränkung hingehen und wieder Versöhnung anbieten soll." Aber wörtlich hat er es verstanden: du sollst gerade denjenigen, der dich beleidigte, zum auserwählten Gegenstand deines Wohlthuns, deiner Dienstgefälligkeiten machen; du sollst eben am wenigsten der Feind dessen sein, der dein Feind ist. Denn wörtlich übte auch Jesus seine Ermahnung: Segnet, die euch fluchen, thut wohl denen, die euch beleidigen, und sammelt feurige Kohlen auf ihren Häuptern, das heißt: zeiget ihnen in Wort und That, daß ihr edler und erhabener seid, als sie, indem ihr mit Güte, die sie nicht verdienen, Kränkungen erwiedert, die ihr nicht verdienet, und so sie zur Erkenntniß ihrer Schlechtigkeit bringet, daß sie euch nicht ansehen können, ohne brennende Schamröthe auf ihren Wangen.

„Ich will meinem Widersacher verzeihen im Herzen, aber mehr kann man von mir nicht fordern!" sagt man. Ist dies nicht eine der alltäglichen, groben Selbsttäuschungen gemeiner Seelen? Du willst im Herzen verzeihen, Gott soll es wissen: aber warum nicht dein Gegner? Ist dies aufrichtige Vergebung, wenn der nichts davon weiß, der sie empfängt? Du verzeihst im Stillen, aber dein äußerliches Schweigen pflanzt den alten Groll und dessen Nachtheile fort. Es wird nicht von dir gefordert, daß du hingehst und mit Worten sprichst: ich verzeihe dir und verlange Versöhnung! Aber von dir wird gefordert, daß du durch Thaten deine aufrichtige Verzeihung aussprechest und dem Gegner damit verkündest, du hassest ihn nicht.

„Vergeben will ich es, aber vergessen kann ich es nicht!“ sagt man. Das heißt gewöhnlich so viel, als: rächen will ich mich nicht, aber wieder freundschaftliche Dienste und Gefälligkeiten erweisen, davor werde ich mich hüten. Ist aber das keine Rache unter anderm Mantel, wenn du dem, der dich kränkte, nirgends mehr Gefälligkeiten und Liebesdienste erzeigen willst? Jesus fordert uns auf, auch des Feindes Freund zu sein. Ist es Liebe, wenn man zufrieden ist, Andern nicht zu schaden? es ruhig geschehen zu lassen, wenn Andere Andern schaden?

„Es wird schon Gelegenheit kommen, daß sich wieder ausgleichen läßt, was wir gegen einander haben!“ sagt man. Woher weißt du, daß wirklich die Gelegenheit kommen wird? Du möchtest die Verzeihung oder Versöhnung aufschieben, weil es dir eigentlich mit derselben kein Ernst ist. Wärest du ein wahrhaft edelsinniger Mensch, du würdest die Gelegenheit mit Vergnügen aufsuchen, der Gegenpartei zu zeigen, daß du nichts wider sie habest; daß du dich nicht länger beleidigt fühlst. Ja, wenn dein eigenes Gewissen eingesteht, du seiest vielleicht selber in der ersten Aufwallung zu weit gegangen: was anders als elende falsche Scham hindert dich, hinzugehen und Verzeihung zu fordern? Sich rächen, oder Andere strafen, ist thierisch angenehm; aber groß genug denken, sich selber zu strafen, das ist himmlische Empfindung. Warum willst du stolzer sein, dem Thiere mehr, als dem Engel zu gleichen? Weil du kein Nachfolger Jesu, sondern ein von verächtlichen Gesinnungen befangener Mensch bist.

„Ich habe mir in meinem Betragen nichts vorzuwerfen, ich bin der beleidigte Theil. Hingehen und Versöhnung fordern, oder dergleichen nur durch liebreiche Handlungen herbeirufen, hieße, ich wolle mich selbst ins Unrecht stellen und mich schuldig erklären. Ich will vergeben, aber mir nicht mein Recht vergeben. Dies zu schützen, gehört zu meinen ersten Pflichten.“ So spricht man. Man spricht so, wenn man seinen Zorn mit Vernunftgründen rechtfertigen möchte, ohne dabei zu bedenken, daß das, was an sich tadelhaft ist, durch nichts zu rechtfertigen ist. Und tadelhaft ist Alles, was aus irgend einer leidenschaftlichen Empfindlichkeit entspringt. Dein Recht sollst du allerdings schützen, aber mit

gleicher Strenge auch die Rechte deſſen ehren, wider den du eingenommen biſt. Er hat dir durch ſein Betragen Verachtung bezeugt; gleichviel. Dein Recht, dein Anſehen, deinen Werth beſchirme; aber du haſt keine Befugniß, auf irgend eine Weiſe Anſehen und Werth des Gegners zu ſchmälern. Was von ſeiner Seite Unrecht war, kann durch Erwiederung bei dir nicht zum Recht werden. Du biſt der Verachtung werth, wenn du nicht durch Edelmuth im Stande biſt, denen Achtung einzuflößen, die dir abgeneigt ſind. Beweiſe von der einen Seite die Gültigkeit deiner angegriffenen Rechte, von der andern Seite aber auch deine Erhabenheit über niedrige Beleidigungen, und daß, wenn endlich ſogar dein vermeintes Recht irgend zweifelhaft ſein könnte, es doch niemals der gute Adel deiner Denkart iſt.

„Mit der Bosheit," ſagt man, „iſt kein Friede zu ſtiften." Allerdings; doch mit den Perſonen iſt er zu ſtiften. Haſſe die Sünde, aber den Sünder nicht. Du tadelſt ja auch an dir lieben Freunden den Fehler, ohne darum die Freunde ſelbſt zu verſtoßen. Die Mutter ſtraft ihr Kind und liebt es dennoch. Du ſchauderſt vor dem Verbrechen des Miſſethäters, der auf den Richtplatz geführt wird, und empfindeſt Mitleiden gegen ſeine Perſon. Du erkenneſt hier die Möglichkeit, den wichtigen Unterſchied zwiſchen Sache und Perſon zu machen: warum entgeht er dir in dem Augenblick, wenn du perſönlich gereizt worden biſt? Mache deines Gegners allfällige Bosheit dir unſchädlich, aber ſchade dem Gegner nicht ſelbſt, denn du würdeſt ſeine Bosheit gegen dich nur vergrößern. Vertheidigung und Nothwehr für dein Recht iſt himmelweit vom Durſt nach Vergeltung und Rache entfernt.

Völker vertheidigen gegen Völker ihr Recht mit dem Schwert, weil ein irdiſcher Richter über beide fehlt. Im Staate richten und ſtrafen Geſetz und Obrigkeiten wegen verletzter Rechte des Bürgers. Kleinere Kränkungen ſind jedem Einzelnen überlaſſen, abzuthun. Aber auch im offenen Kriege der Völker iſt es denſelben um ihr Recht nur, nicht um das gänzliche Verderben eines Volks zu thun; auch im Staate haben Geſetz und Obrigkeiten keinen Haß gegen die Perſon, ſondern gegen das Verbrechen. Warum

willst du wilden Völkern oder ungerechten Richtern gleichen, und die Person hassen, statt der Bosheit? Nichts kann dir mehr Ehrfurcht und Achtung bei deinen Gegnern erwerben, als diese unbestechliche Gerechtigkeit, daß du, auch beleidigt von ihnen, alle ihre übrigen guten Eigenschaften anerkennest, ihnen wohlthuest, dienest, das Wort redest, wo du kannst, ohne darum ihren Fehler gut zu heißen.

Wenn wir von Jemand unfreundlich oder schlecht behandelt worden sind, pflegen wir uns ihn noch weit schlechter und abscheulicher vorzustellen, als er ist. All sein Gutes verkleinert sich in unsern Augen und sein geringster Mangel erscheint uns riesenhaft, die gleichgültigste seiner Reden und Handlungen eine Verrätherin des bösen Gemüthes, und selbst das Gute, was er thut, nur eine Zweideutigkeit. — Wo wir solche Vorstellungen haben, da ist bei uns keine Gleichmüthigkeit, sondern Haß, Bosheit, Unwahrheit, leidenschaftliche Selbstverblendung. Es ist in uns kein großer Sinn, nicht Jesu Geist.

Wir pflegen mit eben so großem Unrecht zu hassen, als zu lieben. Gleichwie wir uns den, mit dem wir entzweit sind, viel schlechter denken, als er ist, stellen wir uns den viel besser vor, den wir lieben. An jenem vergrößern, an diesem verkleinern wir die allfälligen Fehler. Ohne diese alltäglichen Selbsttäuschungen der Menschen würden sie weder so geschwind zu grobem Haß, noch zu Schließung vertrauter Freundschaften sein; weder so bitter hassen, noch so übereilt und innig lieben, als sie thun. Suche denn, willst du weise sein, an deinen Lieblingen das Mangelhafte, an denen, die dir zuwider sind, ihre schätzbaren Seiten auf, dann wirst du in deiner Freundschaft nie betrogen, in deinem Widerwillen mäßiger werden. Es ist auf Erden Niemand so vortrefflich, daß er unsere höchste Liebe verdienen könnte, eine Liebe, über welche wir heilige Pflichten versäumen dürften; aber es ist auch Niemand so böse, daß er nicht Eigenschaften besäße, derentwillen er wahrer Hochschätzung werth wäre.

Auch diejenige Person, mit welcher du gegenwärtig in Spannung lebst, stellt sich deine Denkart, dein Wesen, dein Betragen schlechter vor, als es ist. Denn bloß daher rührt ihre Verachtung

deiner, die dich doch im Grunde schmerzt. Wie könnte sie dich hassen, wenn sie von Hochschätzung für dich durchdrungen wäre? — Sie hat unwürdige und unwahre Begriffe von dir. Sie ist im Irrthum. Aber was hast du gethan, um ihr zu beweisen, daß der Fehler in ihrer Vorstellung von dir lag? Du sprichst: ich möchte mir nicht die Mühe geben, sie eines Bessern zu belehren. Du willst also das Schlechte, was sie von dir denkt, bestätigen? So verdienst du denn auch ihre Verachtung in vollem Maße. Du sagst: es sei dir sehr gleichgültig, ob die Person gut oder böse von dir urtheile! Ich zweifle an der Wahrheit deines Wortes. Ich weiß, es schmerzt dich, daß sie dir Hohn und Verachtung erwies, sonst würdest du jetzt nicht aufgebracht gegen sie sein. Ich weiß, es würde dir nicht lange gleichgültig sein, wenn du erführest, daß du dich über sie getäuscht hättest; daß sie, weit entfernt, wider dich zu sein, überall für dich das Wort führte; überall, ohne dabei öffentlich zu erscheinen, deine Sache beförderte; überall, ohne wegen des zwischen euch Vorgefallenen Aufhebens zu machen, deinen Verdiensten und rühmlichen Eigenschaften unaufgefordert Gerechtigkeit widerfahren ließe; du würdest nicht länger gleichgültig bleiben, wenn du sogar hören müßtest, daß eben diese Person, weil sie gerade Gelegenheit vor sich sah, am meisten zur Erfüllung eines deiner Wünsche beitrug, ohne nur Dank dafür zu begehren. — Lege die Hand aufs Herz: würde sie dir länger gleichgültig bleiben? Nein, mache dich doch selber nicht schlechter, als du wirklich bist. Du würdest dich nicht enthalten können, ihr beim ersten Anlaß Liebes mit Liebem zu erwiedern; ihr mit Rührung, mit offener Selbstbeschämung zu sagen, du hättest sie verkannt, du wärest wirklich im ersten Augenblick zu weit gegangen; du würdest der Erste sein, den verdrießlichen Vorfall unter euch zu beseitigen, um ihn an Großmuth zu übertreffen, oder wenigstens ihm nicht nachzustehen. So würdest du, so sollten alle wohldenkenden Menschen, die nicht zum verwahrloseten Pöbel gehören, handeln; so sollten Christen sein.

Und nun, warum dreheſt du den Fall nicht um, und bist Derjenige, welcher seinen Gegner mit solcher Großmüthigkeit über-

rascht und deinen bessern Werth anzuerkennen zwingt; ihn zwingt, dich zu verehren, deine Freundschaft zu suchen, seinen Fehler und Irrthum einzugestehen? Wie, du schwankst noch verlegen? O Schwächling, so bist du in der That so schlecht, als du dir deinen Gegner selbst vorstellst!

Den ersten Grund zu gewöhnlichen Trennungen der Menschen legen meistens Mißverständnisse, nachtheilige, vielleicht eben bei übler Laune gemachte Deutungen des Betragens, Einflüsterungen eines vielleicht sehr grundlos angebrachten Argwohns. Die gegenseitige Kälte dreht sich anfangs oft um elende Kleinigkeiten; zuweilen mehren alberne Zwischenträgereien, zuweilen andere Zufälle das Uebel. Endlich will im thörichten Stolz Keiner nachgeben, Jeder erst den Andern gedemüthigt sehen, und Menschen, die vielleicht ganz dazu geeignet wären, sich wechselseitig hochzuschätzen und einander wesentliche Dienste leisten zu können, entfernen sich von einander in Feindschaft.

Ist nun wirklich eine Kleinigkeit — und alles Vergängliche und Irdische ist Kleinigkeit — der Mühe werth, darum sich gegenseitig auf alle Weise das Leben bitter zu machen? Was kann ich zuletzt mit allem Haß und Zürnen gewinnen, wenn ich darüber auch nur eine einzige frohe Stunde einbüßen sollte? — Ist der nicht einer der ersten Thoren, der sich mit Groll und feindseligen Betrachtungen Gift in den Freudenbecher schüttet? Ist der, welcher uns kränkend behandelt hat, wirklich schlechter in seiner Denkart, als wir sind? Warum lassen wir uns das anfechten, was er wider uns thut? Warum geben wir nicht seinen Schwachheiten nach, oder, wo es uns höhere Pflichten untersagen, warum behandeln wir ihn nicht in allem Uebrigen mit Großmuth und Schonung, ganz auf die edlere, entgegengesetzte Art, als er uns? — Oder ist er wirklich, neben mancher Schwäche, doch sonst von löblichen Eigenschaften: warum entziehen wir ihm unsere Achtung für diese, und legen auf jene so unmäßiges Gewicht? Kehren wir damit nicht die Waffen gegen uns selber, und verschlechtern wir nicht unsern eigenen Werth?

Wie groß auch eine uns widerfahrne Beleidigung sei, nie kann sie so groß sein, uns ein Recht zu geben, die Person zu

haſſen. Die Beleidigung warnt uns nur, mit derſelben Perſon nicht wieder in ſolche Verbindungen und Berührungen zu treten, in der ſie uns auf ähnliche Weiſe abermals kränken oder ſchaden könnte. Vorſichtigkeit, nicht Rache, ſoll der Fehler eines Nächſten gewähren. Rache erzeugt nur Gegenrache. Aber wenn wir den Fehlbaren durch unſer edelmüthiges Betragen zur Erkenntniß ſeiner Verirrung und Ungerechtigkeit, zur tiefen Bereuung ſeiner Unbeſonnenheit nöthigen: das iſt der Triumph des Chriſten, des Weiſen, das der hohe Sieg der Tugend.

Erlebe dieſen Triumph, wenn du ihn noch nicht genoſſen haſt, wenn du noch nie die Thränen der Rührung und Herzlichkeit im Auge eines Menſchen ſaheſt, der dich gern gehaßt hätte, und ſtatt deſſen gezwungen iſt, dich zu verehren! Erlebe dieſen Triumph; o du wirſt nie wieder den Triumph der Rache und Schadenfreude begehren. — Und das heißt ſegnen, die uns fluchen, wohlthun denen, die uns beleidigen! Mehr forderte Jeſus, der göttliche Lehrer, nicht, als deinen eigenen Triumph. Hältſt du ſein Gebot noch für allzuſchwer?

Siehe, die Tage unſers Beiſammenſeins auf Erden ſind ſo kurz. Vergifte ſie nicht ſelber mit Zorn und Uebereilung. Gehe, es gibt Menſchen, die dich noch verkennen, Menſchen, die du bisher nicht leiden mochteſt — bereite dir einen heiligen Triumph: Verſöhnung! — Das Leben iſt eng und klein, deſto größer ſoll der Menſch darin ſtehen. — Wer weiß denn, ob diejenige Perſon, mit der du zerfallen biſt, die du vielleicht auch gekränkt haſt, nicht bald dem Grabe gehört? Willſt du vielleicht den letzten ihrer Augenblicke zu einem ſchweren machen? Möchteſt du der ſein, der ihr ſtilles Entſchlafen beunruhigt? Soll ſie mit einem Seufzer über dich die Welt verlaſſen, mit dem Seufzer vor Gott treten in die Ewigkeit?

Oder wer ſagt dir, wann du aufhörſt bei uns zu ſein? Könnteſt du unverſöhnt ſterben, und dabei freudig ſterben? Und wenn du auf dem Todesbette auch mit ſterbender Lippe Verſöhnung lächelſt: hört es denn der, dem es gilt? — Das Köſtlichſte, was du den Deinigen als Erbſchaft geben kannſt, iſt die Hochachtung

und Freundschaft, deren du genossest. Wer unversöhnt in die Gruft sinkt, hinterläßt in seiner Erbschaft einen Fluch.

Es ist ein erhabenes Wort und ein himmlisch-schönes Gefühl in dem Worte, sagen zu können: ich kenne auf Erden Keinen, dessen Feind ich bin! — Es ist keine Schande, unschuldig befeindet zu werden; aber immerdar schimpflich und schuldbar, Andere zu befeinden und zu kränken.

Darf ich mit frohem Muthe aussprechen: Ich kenne auf Erden Keinen, dessen Feind ich bin, dem ich übel will? Allwissender, hell ist vor Dir mein Herz! Richte Du! Deinen Erschaffenen, meinen Miterlöseten, Deinen Kindern, Du ewige Vaterliebe! sollte ich Haß weihen? Personen hassen sollte ich, elenden Tandes willen, die Du liebest? Ich sollte unversöhnlich hassen, und nicht verzeihen, der ich zu Deinen Tempeln, zu Deinen Altären gehe, zum Liebes-, zum Versöhnungsmahl Jesu Christi, des erbarmenden Weltversöhners?

Nein, nein, lieben will ich, die mich hassen wollen; segnen, die mir fluchen; wohlthun Allen, die mich beleidigen; denen das Beste reden, die mich verleumden; denen im Verborgenen Dienste leisten, die mir geflissentlich Gefälligkeiten versagen; helfen denen, die mich in der Noth ohne Hilfe ließen! — Fehlerhaft und voller Schwachheit sind wir Alle; auch ich will verzeihen! will den Menschen lieben, auch wenn ich seine Fehler zu tadeln Ursache habe; Versöhnung auf Erden und im Himmel! O vergib mir meine Schuld, Richter über den Sternen, Allbarmherziger, wie ich vergebe meinen Schuldigern. Amen.

25.

Für Andere leiden iſt himmliſche Wolluſt.

Kol. 1, 24.

Bemühſt du dich, der Deinen Segen,
Des Vaterlandes Glück zu ſein,
Steht Dir die ganze Welt entgegen,
Laß dein Bemüh'n dich nicht gereu'n.
Laß weder Liſt noch Spott von Sündern
Dich je am weiſen Wohlthun hindern;
Es iſt ein Himmel, — Seele! dort
Wird jede Treu', geübt auf Erden,
Zehntauſendfach vergolten werden;
Drum ſei beherzt und fahre fort.

Fort, wenn man dich auch Heuchler nennet,
Wenn deine Tugend Laſter heißt.
Verzage nicht, weil Gott dich kennet,
Gott, der den Rath der Herzen weißt.
Er wird von Deiner Unſchuld zeugen,
Und deine Läſt'rer werden ſchweigen,
Wenn er aufrichtig dich erklärt.
Sei ſtill, dem Herrn gehört die Rache;
Er kennt und führt der Unſchuld Sache,
Und ehret ewig, wer ihn ehrt.

Haſt du ſchon jemals die ſüße Genugthuung empfunden, wenn du mit Aufopferung eigener Vortheile Andern halfſt; wenn du mit Verzichtleiſtung auf eigene Freuden, auf eigene Bequemlichkeiten einen Andern erquickteſt? Haſt du jemals die reine unbeſchreibliche Zufriedenheit in deiner Bruſt gefühlt, wenn du Gutes gethan hatteſt und man dich dafür mit Undank verfolgte; wenn dein Auge bittere Thränen vergoß, und der Gott in deinem Innern ſprach: Du haſt edel gehandelt, wiewohl man das Verdienſt deiner Thaten nicht anerkennt?

Iſt dir dies Gefühl nicht fremd, dann iſt dir der Sinn nicht dunkel, der in den Worten liegt: es iſt himmliſche Wolluſt darin, Anderer Leiden auf ſich zu nehmen! Dann verſtehſt du den edelmüthigen Jünger Jeſu, der ſeinen Freunden ſchrieb: Nun freue ich mich in meinem Leiden, daß ich für euch leide. (Kol. 1, 24.)

Freilich, gewöhnliche Menſchen, die nur für ſich und ihren Nutzen und ihre Luſt da ſind, — Menſchen, die voller Selbſt-

sucht dem Thiere gleich sind, das nur für sich denkt, — Menschen, die von der Welt nichts haben, als die Pflege ihrer Bequemlichkeiten, und vom Christenthum nichts als den Namen — solche verstehen die Sprache des Apostels Paulus und die Sprache jedes ächten Nachfolgers Jesu Christi nicht.

„Was kümmert mich doch das Schicksal Anderer!" sagen sie: „soll ich mich für Andere aufopfern? Es würde mir nur Keiner am Ende dafür einigen Dank wissen. Ich habe genug für mich selbst zu thun. Sorge doch Jeder für sich, und Gott für uns Alle!"

Leider hört man diese Redensarten im gemeinen Leben sehr oft. Und Jeder, der solche Redensarten ausstößt, gibt damit zu verstehen, was er werth sei. Dies ist der Geist des niedrigsten Eigennutzes, der ekelhaftesten Selbstsucht, die gefühllos bei fremdem Elend vorübergeht, und kein Auge hat für Anderer Glück und Anderer Noth. Man meint schon übermäßig genug gethan zu haben, wenn man einem Bettler ein Almosen, einem Hungrigen ein Stückchen Brod, einem Nackten ein abgetragenes Kleidungsstück zuwirft — Dinge, die man selbst so leicht entbehren kann, daß man ihren Abgang gar nicht spürt.

Anders spricht schon derjenige, welcher auf sogenannte Weltklugheit Ansprüche machen, und die Forderungen seines niedrigen Eigennutzes mit den Forderungen ächter Religiosität aussöhnen möchte.

„Es ist wohl recht," sagt er, „ja es ist Pflicht, daß man auch Andern kräftig beistehe. Man muß gemeinnützige Dinge unterstützen; man muß für das Vaterland, für die Menschheit etwas thun; auch will ich alles Gute von Herzen gern befördern, aber nur unter der Bedingung, daß dabei auch mein eigener Vortheil blühe. Ich wäre thöricht, mich selbst dabei zu vergessen, oder Andern Dienste zu leisten, die mir selbst nachtheilig werden könnten. So etwas fordert meine Religion nicht, ich habe auch Pflichten gegen mich selbst zu beobachten."

So spricht der vermeinte Weltkluge. Er möchte das Räthsel lösen, daß man zweien Herren mit gleichem Eifer dienen könne, Gott und dem Mammon. Aber er gehört zu denen, von welchen

Christus sagt: Sie haben ihren Lohn dahin! Er denkt klug genug, Andern zu helfen, damit früher oder später auch ihm geholfen werde. Er gibt seine Tugend wie der berechnende Kaufmann seine Waare, und thut das Gute, nicht weil es gut ist und eben darum Pflicht, sondern weil es Nutzen oder ihm wenigstens keinen Schaden bringen kann. Sobald er aber diesen argwöhnt, wird er sich mit Eifer öffentlich oder unter der Hand gegen das nützliche Unternehmen empören; er wird es aus allen Kräften zu hindern oder doch zu schwächen suchen; es wird ihn verdrießen, wenn Gott seinen Segen dazu gibt, während es seinem Vaterlande, seiner Gemeinde, seiner Familie oder ihm selbst nicht vortheilhaft scheint.

Wohl haben wir auch Pflichten gegen uns selbst zu beobachten; allein diese Pflichten gebieten uns keine Selbstsucht. Wir sind verbunden, unsere eigenen Rechte zu schützen, aber sie auch zu verläugnen, sobald größere und heiligere, auf das allgemeine Wohl von großem Einfluß seiende Rechte anderer Menschen mit den unsrigen im Widerspruch stehen. Wir haben Pflichten, für uns und unsere Angehörigen zu sorgen; aber diese Pflicht schweigt, sobald unser Vortheil der größere Schaden Anderer wird; sobald das Gute, was wir uns bewirken, Andern mehr Nachtheil bringt, als der Nutzen werth ist, den wir uns stiften. Wohl haben wir ein Recht auf alle anständigen und erlaubten Ergötzungen und Genüsse des Lebens; aber wir dürfen dies Recht nicht üben, ja, wir sollen als Theil für das Ganze leiden, wir sollen Vermögen, Ehre und Bequemlichkeit freudig fahren lassen, wenn durch dieses Opfer das Glück vieler Menschen, das Glück einer Stadt, eines Landes erkauft werden kann. Bist du dieser Seelengröße unfähig, dann nenne dich nicht Jesu Nachahmer, nicht Kind Gottes!

„Aber was habe ich davon?“ ruft die verwundete Eigenliebe: „Warum soll es für mich Pflicht sein, für Andere Mangel, Noth, Verachtung und Schande zu tragen, da doch kein Mensch für mich das Gleiche thun würde?“

Du fragst, warum? weil es Pflicht ist; weil dir dein unbefangenes Gewissen sagt: so handeln sei göttlich-groß! Weil dir die heilige Schrift sagt: so hat Jesus Christus gehandelt. Weil

dir dein eigenes Herz sagt: wenn alle Menschen in solchem Sinne lebten und thäten, würde das Reich Gottes unter uns sein, und den Himmel auf die Erde niederziehen! Weil deine eigene Vernunft nicht anders kann, als wünschen, daß wirklich alle Sterblichen in dieser Denkart sein möchten. Und wenn sie es leider noch nicht sind: was berechtigt dich, nun eben so unvollkommen und eigensüchtig zu sein, als sie? Gehörst du den Menschen an oder Gott? Gehörst du der Erde an oder der Ewigkeit? Gehörst du deinen mit dem Körper zusammenhängenden sinnlichen Begierden an, oder den höchsten Pflichten und Gesetzen und Ordnungen deines unsterblichen Geistes?

O sprich doch nicht: „Ich würde mich mit einer so edelmüthigen Selbsthinopferung lächerlich machen; man würde mich für einen träumerischen Schwärmer halten!“

Nein, mein Christ, das Gesetz des Himmels in deiner Brust, das Wohl der Menschen vor deinen Augen, frage nicht: was werden die gewöhnlichen Menschen von mir halten? sondern frage: was bin ich mir selbst, und was bin ich meinem Gott werth? Und ist denn jemals die Menschheit schon so tief gesunken gewesen, daß sie denjenigen für lächerlich erklärt hätte, der für das große Gemeinwohl sich selbst, Ruhe, Ehre, Vermögen, Blut und Leben dahingab? Sind denn die Vertheidiger ihres Vaterlandes, die Vertheidiger der Freiheiten und Rechte ihrer Mitbürger jemals für lächerlich gehalten worden, wenn sie hinaustraten in die Schrecken des Schlachtfeldes, und, ohne Rücksicht auf eigene Familie, auf eigenes Leben, ihr Blut vergossen für Andere? Hat die Nachkommenschaft nicht ihre Thaten mit rührender Ehrfurcht den Enkeln erzählt? nicht ihrer heldenmüthigen Denkart Gedächtnißsäulen erbaut, damit so hohe Tugend niemals unter dem Himmel verschwinde? Wo ist ein Land, wo ein Volk, welches nicht zuletzt immer den erhabenen Muth gepriesen, und die duldende Tugend gekrönt hätte?

So rechne denn nie mit deinen Bequemlichkeiten, mit deinen Vortheilen, mit deinen kleinen irdischen Wünschen, wenn du durch ihre Hinopferung ein allgemeineres, bleibenderes Gute deinen Angehörigen, deinen Mitbürgern in der Gemeinde, noch mehr

aber deinem Vaterlande, oder der Menschheit überhaupt erkaufen kannst. So frage denn nicht nach dem, was auch die Leute von dir urtheilen würden: sondern frage nach deiner eigenen Ueberlegung. Richte dich nicht nach den Meinungen Anderer, die feige und sklavisch an ihrem Gelde, an ihrer Ehrenstelle, an ihren Bequemlichkeiten hängen; sondern, das größere Heil zu bewirken, liefere freudig deinen kleinen Vortheil hin; dich selbst für deine Angehörigen, deine Kinder für das Vaterland, die Sache des Vaterlandes für das Heil gesammter Menschheit.

Dann wirst du Himmelsluft fühlen, welche das Gemüth großer, gottähnlicher Menschen verklärte nach ihren großen Thaten und Leiden; dann wirst du den jetzt nur dunkeln Sinn in den Buchstaben der heiligen Schrift lebendig fühlen: Nun freue ich mich in meinem Leiden, daß ich für euch leide.

Frage den Liebenden, ob er Schmerzen fühle, wenn er für seine Geliebte, für seinen Freund arbeiten kann. Frage ihn, ob er elend ist in dem schönen Augenblicke, wenn er, um sie zu retten, sich selbst in die Gefahr wirft. Frage ihn, ob er sich mit allem Golde der Welt die Süßigkeit des Bewußtseins von einer Edelthat abkaufen lassen würde. Ach, wer möchte denn auch wohl seinen eigenen Werth verkaufen! Was hat man denn, wenn man in sich selbst nichts ist? Arbeitet und schafft, denkt und sorgt man nicht allerlei bloß darum, damit man doch einigen, wenn auch äußern flüchtigen Werth erhalte? Aber eine großmüthige That, wenn man sein Irdisches für das Göttliche wegwirft, adelt das Gemüth am meisten, und verklärt uns.

Frage die zärtliche Mutter, wenn sie am Krankenlager des Kindes bange Nächte durchwacht, um ihm das Leben zu retten: ob sie jemals bereut, daß sie sich um die Anmuth und Erquickung des Schlummers gebracht; ob es ihr weh that, den letzten Bissen Brodes dem hungrigen Kinde dargereicht zu haben, während sie selbst nach Nahrung schmachtete. Oder frage den treuen Vater, ob es ihn viel Ueberwindung kostete, allen Bequemlichkeiten, Freuden und Zerstreuungen zu entsagen, um den Seinigen ein anständiges, ehrenhaftes Auskommen zu erwerben; ob ihn die Wunden sehr brannten, die ihm die saure Arbeit für seine Lieben

verursachte; ob er die Schweißtropfen viel achtete, die er ihres Wohles willen am heißen Tage der Noth vergoß.

Gehe hin und frage den dankbaren Sohn, der lieber arbeiten und darben, als seine betagten Aeltern Noth leiden sehen will: ob ihm die magere Kost nicht lieber sei, als jeder Leckerbissen, jedes schwelgerische Gastmahl, bei welchem er des Kummers seiner Aeltern eingedenk sein müßte. — Frage die gute Tochter, welche auf den fröhlichen Genuß ihrer Jugendzeit Verzicht thut, um die Stütze einer kränklichen Mutter, eines hilflosen Vaters zu werden: ob sie die Himmelswonne, die selige Zufriedenheit ihres Gemüths vertauschen möchte gegen glänzenden Schmuck, gegen Schmeicheleien zahlreicher Verehrer, gegen jedes Wohlleben, das sie sich unabhängig von ihren Aeltern bereiten könnte.

Nein, sie Alle werden dich mit den Herrlichkeiten, die du bietest, zurückweisen, und sich beglückt fühlen mit der Wollust, für Andere zu entbehren, für Andere zu leiden. Das ist der Triumph der Tugend; das der Himmel, welcher das Göttliche im Menschen umschwebt!

Und wie mit Entzücken der Liebende für die Geliebte, die Mutter für das kranke Kind, der Vater für seine Angehörigen, der edelmüthige Sohn, die dankbare Tochter für ihre Aeltern leiden, so sollen wir überhaupt und gern das Uebelste über uns ergehen lassen, wenn wir damit größere Uebel von Anderer Haupt abwehren können.

Die Wollust, für Andere zu leiden, hat aber eigentlich darin ihren besondern Reiz, daß eben diese irdischen Entbehrungen und Aufopferungen den Geist selbst erhöhen; ihm seine Hoheit über alles Sinnliche, seine ewige Würde recht anschaulich machen.

Wer ist auf Erden der Erhabenste? Ist es nicht der, welcher unabhängig dasteht, daß er nichts fürchtet; so reich, daß ihm alles Andere gering ist? den weder Ruhm noch glänzende Verehrung locken, noch Purpur und Gold köstlicher dünken, als das, was ihm schon gehört?

So ist der, welcher die Tugend höher achtet, als Alles, was die Welt Schönes bieten kann, eins der erhabensten Wesen. Wer freudig für das Glück Anderer leidet, der muß wohl unabhängig

daſtehen; denn er fürchtet den Schmerz nicht, und fürchtet, wenn es Noth thut für das Gemeinwohl, den Tod nicht. Er ſteht höher als der Schmerz und der Tod, unter deren Hand der niedrige Menſch zittert. Wer freudig für die größere Beglückung Anderer Hab und Gut aufopfern kann, iſt ſo reich, daß ihm die Güter der Welt geringfügig ſcheinen gegen die Herrlichkeit ſeiner Pflicht — er bedarf eures Goldes und eures Purpurs nicht, vor dem ſchwache Menſchen in knechtiſcher Ehrfurcht knien: ſein Gedanke an Menſchenwohl und Geiſtesgröße erhebt ihn weit über den Staub, den Andere einen Reichthum nennen mögen, und wieder aus der Hand verlieren, wenn ſie im Krampf der Sterbeſtunde erſtarrt.

Nach Hoheit ringt jeder vom Weibe Geborne. Der Tugendhafteſte aber iſt auch der Höchſte von Allen, und darum der Glückſeligſte. Je mehr er für das Heil Anderer an ſeinem eigenen irdiſchen Wohlergehen einbüßt, deſto geringer ſcheint ihm das, was die Erde und das Urtheil der Menſchen gewähren kann. Zwar ſchmerzen mag es ihn, wenn er ſich von denen verläſtern hört, für die er ſich aufopfert: allein es iſt ja nicht für ihr Unheil, ſondern für ihr Wohl, daß er arbeitet. Zwar freuen mag es ihn, wenn er vernimmt, daß man der Güte ſeines Willens hin und wieder Gerechtigkeit widerfahren läßt; es ermuntert ihn; es wird ihm Schadloshaltung für die Ungerechtigkeit der Uebrigen; er fühlt mit Vergnügen, daß er doch nicht ganz allein ſtehe unter den Menſchen; daß noch Edle unter dem Himmel vorhanden ſind, die ihn begreifen; allein auch ohne dieſen Beifall würde er ſeine Pflicht vollbracht haben, denn die ſelige Gewiſſensſtille, die in ſeinem Gemüthe herrſcht, und die Erinnerung an Gottheit und Ewigkeit genügen ihm.

Der Schmerz, welchen er als Menſch und Bürger leidet, wenn er für Anderer Wohl duldet, ſteigert die Kraft ſeiner innern Seligkeit. Je größer ſein äußeres Opfer, je größer die innere Seligkeit für ſich. Dieſer Schmerz ſelbſt verwandelt ſich in einen Theil der Wolluſt, die ihn beſeligt; vermehrt ſeine Würde, den Glanz ſeiner That. Das Auge mag weinen; das Herz iſt beglückt. Der Körper mag leiden, aber die Seele jauchzet im

Siegesgefühl. Dies ist kein Leiden, wie es gewöhnlich nach Vergehungen zu folgen pflegt. Es berührt nur den Leib und dessen Bedürfnisse, aber der Geist wird davon nicht ergriffen.

So ist es, wie Petrus sagt, besser, so es Gottes Wille ist, daß ihr von Wohlthat wegen leidet, denn von Uebelthat wegen. (1 Petri 3, 17.)

Und es geschehe!

Auch für mich können Augenblicke im Leben hervorgehen, da mir die große Wahl vorgelegt wird: ob für Anderer Wohl Etwas aufopfern und leiden, oder Andere in große Nachtheile stürzen lassen, und eigene kleinere Vortheile behalten? — —

Werde ich dann wanken? Wird auf der zitternden Waagschale eine elende Bequemlichkeit, ein Gewinn oder Verlust an meinem Vermögen, Rücksicht auf das Urtheil kurzsichtiger Menschen, mein Pflichtgefühl, dies Heilige in mir, anwiegen? — Wie, wird mich meine Lust an Geld und Gut, meine Begierde, dem gewöhnlichen Menschengeschlecht zu gefallen, meine Eitelkeit, meine Furcht, verachtet und verkannt zu werden, mein Hang zu einem gemächlichen Leben, zu den Freuden des Genusses, zu allerlei kleinen Ergötzlichkeiten und Zerstreuungen — wehe! wird das mich hindern, jemals den Triumph edler Geister, die himmlische Wollust zu genießen, für Anderer Glück zu leiden und zu dulden? — Muß ich immerdar mir selbst verächtlich im Schlamm gemeiner Genüsse und sinnlicher Lüste liegen bleiben, mich nie zum Gefühl meiner Würde als höherer Geist emporschwingen, der zum Ebenbilde Gottes geschaffen wurde?

Nimmermehr! Auch ich habe Muth, auch ich habe Kraft, für das, was ich als Recht und Pflicht erkenne, ohne Ansehen meines eigenen Vortheils zu handeln, und mich aufzuopfern, wenn mein Schaden vielen Andern zur Verhütung eines größern gereicht.

Ja, ich will euern erhabenen Beispielen folgen, ihr seltenen göttlichgesinnten Menschen, die ihr, um Familien zu beglücken, um ganzen Geschlechtern, um Völkern und Ländern, um einer Nachwelt wohlzuthun, die noch im dunkeln Schooße der Zukunft schlief, eure Lebensfreuden auf dem Altar der Pflicht muthig zum

Opfer truget. Ich will euern Beispielen folgen, denen Wahrheit, Recht, Freiheit, Unschuld heiliger sind, als Eigenthum, Gemächlichkeit und Leben. Ich will in meinen Verhältnissen, die mir Gottes Hand anwies, euern Beispielen folgen, die ihr Schmach truget um der Wahrheit willen, Elend um des Vaterlandes willen, Verfolgung um der Gerechtigkeit willen, den Tod um eurer Brüder willen.

Was habe ich denn bisher gethan, um den Namen eines Jüngers Jesu zu verdienen? Was habe ich denn gethan, um die Seligkeit im Gemüthe tief zu empfinden, mit welcher die Tugend göttlich lohnt? — Ach, der Name der Tugend ließ mich kalt, weil ich sie zu wenig kannte; das rührende Beispiel duldender Wohlthäter der Menschheit wirkte nur flüchtig auf mein Herz — es blieb von niederer Lust befangen. Wo ist der kühne, hocherhabene Sinn, welcher um des gemeinen Heils willen verachtend auf das eigene Heil herabschaut? Wo habe ich schon Etwas gethan, was zu vergleichen wäre mit dem geringsten von meines Jesu ersten Schülern?

Auch sie konnten ja größere Bequemlichkeiten genießen, sich mehr Vermögen, Ansehen, Beifall unter ihren Mitmenschen erwerben, wenn sie weniger an ihrer Pflicht, weniger an den Lehren ihres göttlichen Meisters gehangen hätten. Nein, sie trugen mit dem Muthe der Tugendhelden Armuth, Sorge, Verbannung, Kerker, den Tod selbst, — um die Wahrheit des göttlichen Wortes zu bezeugen und auf Erden herrschend zu machen.

Und Du, dessen Namen meine Seele nie ohne ehrfurchtvolles Beben denkt und nennt — Jesus Messias, Menschenbeseliger, Welterlöser, Befreier und Verklärer des Geisterreichs! — Welche Seligkeiten mögen Dich schon hienieden durchzittert haben, als Du für die Sünden und das Verderben eines rohen Menschengeschlechts das bitterste aller irdischen Loose wähltest; als Du, um mich zu lehren, welche Gottesluſt es gewähre, um Anderer Glück willen zu leiden, in Schmach, Verbannung und Tod gingest!

O Jesus, erhabenes Urbild menschlicher Tugend und menschlicher Seelengröße, begeistert sehe ich Dich durch die Wüsten eines freudenlosen Lebens wandeln, um die Sterblichen mit Gott, ihrem

Vater, zu vereinen, sehe ich Dich in Gethsemane verzagen, hoch über Golgatha bluten! — —

Ich will Dein Kreuz auf mich nehmen, und Dir nachfolgen, Seligmacher aller Jahrtausende, Menschenfreund, Erretter vom Tode des Geistes!

26.

Duldende Menschenliebe.

Matth. 9, 10—13.

Du trägst, mein Gott, mit Langmuth und Geduld
Der Menschen Sünden;
Und Deine väterliche Huld
Kann keine Grenzen finden.

So will des Nächsten Fehler denn auch ich
Mit Liebe dulden!
Erträgt man schonend nicht auch mich?
Mich, voller Fehl und Schulden?

Das Schwerste im Umgange mit Menschen ist wohl das drückende Verhältniß, worin wir mit Personen stehen, die uns durch ihre Fehler bald zum Unwillen reizen, bald Ueberdruß und Ekel erregen, bald schamroth machen. Und doch können wir diese Verhältnisse nicht ändern. Oft sind Jene, die uns durch ihre eigennützigen, selbstsüchtigen Gesinnungen kränken, unsere eigenen Blutsverwandten. Oft sind Jene, deren Eitelkeit, deren unleidlicher Stolz, deren Grobheit unser Gemüth verwundet, unsere Vorgesetzten, welchen wir Gehorsam gelobt haben. Oft sind jene leichtsinnigen Verschwender, jene Spieler, jene Trunkenbolde unsere Untergebenen, welche ungemein brauchbar sind.

Das Fehlerhafte in dem Betragen dieser oder anderer Menschen verbittert uns oft den frohen Genuß des Lebens, zwingt uns, wider unsern Willen, zu harten, oft übereilten Schritten; verwickelt uns in manche unangenehme Angelegenheit, in manchen Streit. Wir selbst fühlen, daß wir unter andern Umgebungen, und wenn wir weniger durch das fehlerhafte Betragen der Menschen gereizt würden, besser handeln, liebevoller gesinnt sein könnten.

Wohl ist die Kunst, mit schlechtdenkenden und schlechthandelnden Personen umzugehen, vielleicht die schwerste für den Christen. Aber wenn sie es ist, so muß der Christ seine stärksten Kräfte aufbieten, Meister in derselben zu werden. Unter Frommen fromm zu sein, unter Tugendhaften sich des Sündigens zu schämen, Menschen wieder zu lieben, von denen wir geliebt werden: das kann weder in unsern Augen, noch in den Augen Gottes ein Verdienst sein. (Matth. 5, 46. 47.) Aber verdienstvoll ist, die Schwachheiten Anderer verschonen, die Fehler Anderer ertragen, duldende Menschenliebe üben zu können.

Denn was wir auch thun, und wo wir auch leben mögen, nirgends können wir es meiden, mit fehlerhaften Menschen umzugehen. Nirgends werden wir die Welt ganz nach unserm Sinne finden. Ueberall werden wir Leuten begegnen, welche neben andern guten Eigenschaften uns durch eine Unannehmlichkeit ihres Betragens, oder durch eine tadelhafte Denkart anstößig werden. Ja, oft kann es geschehen, daß selbst rechtschaffene Menschen sich gegenseitig zuwider werden, weil ihnen eine Tugend mangelt, die Tugend duldender Menschenliebe, die Tugend der Nachsicht mit den Fehlern eines Nebenmenschen!

Wollen wir daher unsere eigene Ruhe bewahren, unsere eigene Glückseligkeit vermehren: so müssen wir, unserer eigenen Schwächen und Fehler eingedenk, nicht die Menschen nehmen, wie sie nach unsern Forderungen etwa sein sollten, sondern wie sie sind. Wir müssen, eingedenk der Wahrheit, daß unmöglich alle Menschen Engel sein, unmöglich alle einerlei Neigung, einerlei Ziel haben können, mit ihnen allen einträchtig und vergnügt leben lernen. — Es bleibt uns keine andere Wahl, als entweder durch unsere Klugheit jeder Klippe, jedem Anstoß auszuweichen, oder uns beständig in Beleidigungen, Kränkungen, Zänkereien zu befinden, und uns und Andern das Leben zu verbittern durch Unverträglichkeit und Unduldsamkeit.

Christus Jesus, in allem, was gut und göttlich schön ist, unser höchstes Vorbild, Christus Jesus, weit entfernt, den Umgang mit fehlervollen Menschen zu meiden, nur sich an die Gesellschaft der Frommen anzuschließen, suchte die Sünder auf;

er saß mit ihnen zu Tische; er führte selbst gegen strenge Eiferer die Entschuldigung Maria Magdalena's; er rief einst den scheinheiligen Frömmlern zu: Wer unter euch rein von aller Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf jene Ehebrecherin! — Immer gab er das Beispiel duldender Menschenliebe, welche Niemanden zurückstößt um seiner Schwachheiten und Fehler willen. Er selbst gab seinen Jüngern, als er sie auf ihre Aussendung in die Welt vorbereitete, die Lehren der Lebensweisheit. Ich sende euch, sprach er, wie Schafe unter die Wölfe. Darum seid klug wie die Schlangen, und ohne Falsch, wie die Tauben. (Matth. 10, 16.)

Wie habe ich mich nun, nach Jesu schönem Beispiel, mit christlicher Klugheit im Umgange fehlerhafter Personen zu betragen? Wie muß ich mich in der Uebung duldender Menschenliebe stärken? — Behandle jeden Menschen in deinem Herzen, nicht wie er es wegen seiner tadelhaften, sondern wie er es wegen seiner guten Eigenschaften verdient.

Dies ist der allein richtige Weg, zu jener göttlichen Liebe aller Menschen zu gelangen, welche Christus uns so feierlich und rührend anempfohlen hat. Es ist der Weg, auf welchem wir, was Tausenden so schwer fällt, was Tausenden unmöglich zu sein scheint, selbst unsere wirklichen Feinde lieben lernen.

Es ist nicht leicht ein Sterblicher zu finden, welcher der Inbegriff aller Laster sein sollte; vielmehr finden wir, je besser wir die Menschen kennen lernen, daß Alle auch ihre gute Seite, ihre lobenswürdigen Eigenschaften haben.

Entwöhne dich nun selbst zuerst von dem dir anklebenden Fehler, nur das in Andern aufzusuchen, was an ihnen allenfalls tadelhaft sein kann. Erforsche ihre löblichen Handlungen; bringe den Nutzen in Erfahrung, den sie durch Kenntniß, Thätigkeit, oder auf andere Art in ihrem Wirkungskreise stiften. Der Mann, dessen mürrisches Wesen, dessen Stolz, dessen auffahrender Zorn dir anstößig sind, mag vielleicht ein vortrefflicher Hausvater sein. Die Frau, deren Eitelkeit, deren Selbstsucht, deren Hang zum Uebelreden dich verdrießt, ist vielleicht eine zärtliche Mutter, eine treue Gattin, eine musterhafte Hausfrau. Warum suchst du nicht

mit eben der Begierde das Rühmliche an deinen Mitmenschen auf, wie das Unrühmliche?

Lerne den Werth anderer Menschen anerkennen, so wirst du sie auch bei ihren übrigen Fehlern lieb gewinnen. Erinnere dich im Umgange mit ihnen an dasjenige, wodurch sie schätzenswürdig sind, so wirst du ihnen um so leichter manche Schwachheiten zu gut halten; wirst ihre Fehler, die dich jetzt kränken, dulden lernen.

Glaubst du nicht, daß Viele, die dir zuwider sind, mit denen es dich verdrießt, in Verbindung leben zu müssen, — glaubst du nicht, daß sie früher oder später, vielleicht schon jetzt, die ihnen anklebenden Fehler schmerzlicher empfinden, als du? Aber es wird ihnen nicht so leicht, sich davon zu befreien, was leider durch lange Gewohnheit schon zu ihrer zweiten Natur geworden.

Was wärest du vielleicht in ihrer Lage? Was würdest du jetzt sein, wenn du ihre Erziehung in der Jugend genossen, oder ihre Schicksale gehabt hättest, wodurch sie nun zum Theil so wurden, wie sie geworden sind? — Könnten Reichthum, Ehrenstellen, Ansehen dich nicht auch eine Zeit lang übermüthig gemacht haben? — Bist du deiner Tugend so gewiß, daß du nicht auch gestrauchelt hättest auf der schlüpfrigen Bahn der Versuchung, die sie gehen mußten? — Bist du in dir überzeugt, daß Armuth, Noth und Verlegenheit dich nicht auch zuletzt, wie Diesen oder Jenen, zu einem Fehltritt verleitet haben würden?

O Mensch, sei billig; richte nicht Andere nach dir, ehe du ihr ganzes Verhältniß, ihre Jugendzeit, ihr Schicksal kennst!

Viele vielleicht haben den Schein großer Verworfenheit. Ihre Handlungen reizen deinen Tadel. Aber du, im stolzen Selbstgefühl deines Besserseins, hast du berechnet, welche Wirkungen bei Diesem ein allzuheißes Blut, bei Jenem allzureizbare Nerven hervorbrachten? Fehler zwar sind jederzeit Fehler, sie lassen sich nie rechtfertigen. Aber doch ist der Grad der Schuld auch bei Begehung des gleichen Unrechts in verschiedenen Menschen sehr verschieden, je nachdem sie durch ihr Alter, durch ihr Temperament mehr oder weniger gereizt wurden.

Willst du also deine Mitmenschen lieben, ihre übeln Eigen-

schaften ertragen lernen: so würdige sie von ihrer bessern Seite, so schätze den Werth, welchen sie wirklich besitzen, und behandle sie demnach! — Aber darum bist du freilich noch nicht davor gesichert, daß dir ihre tadelhaften Gewohnheiten, ihre anstößigen Gesinnungen nicht mehr wehe thun sollten. — Um diesem auszuweichen, was dir doch eigentlich den Umgang mit ihnen erst recht lästig macht, so nimm jederzeit eine solche Stellung gegen deine Nebenmenschen an, daß ihre Fehler nicht gegen dich zum Ausbruch kommen, oder dir wenigstens nicht schaden können.

Es gehört nur ein geringer Grad von Lebensklugheit dazu, um überall zu verhüten, daß die Menschen uns nicht ihre tadelnswürdige, schlechte Seite zeigen. Immer steht es in unserer Gewalt, entweder durch unser Betragen sie zu dem, was anständig und recht ist, gleichsam zurückzuschrecken, oder doch zu verhüten, daß ihre Laster uns keinen Nachtheil verursachen, und uns in verdrießliche Lagen bringen.

Du kennst die Schwachheit, die Fehlerhaftigkeit dessen, der dir eben derselben willen zuwider ist. — Wohlan, gib du selbst nur keinen Anlaß, daß er sich wider dich in seiner Schlechtigkeit offenbare.

Wenn sich dir, o Unschuld, der Verführer naht, und mit schmeichelnder Leidenschaft deine Tugend untergraben will, erscheine mit jener Hoheit, die nur reinen Seelen eigen ist, mit jener festen Entschlossenheit, die auch den Schamlosesten erschreckt, und du wirst ihm den frechen Muth zu fernern Versuchen geraubt haben. Wer es wagt, dir etwas Schändliches anzusinnen, dem hast du durch dein Betragen selbst den Muth dazu gegeben. Er hält dich für ehrlos, darum behandelt er dich mit Ehrlosigkeit.

Wenn der Witzling das Heilige lästern, das Ehrwürdige lächerlich machen will; wenn der Spötter die Schwächen Anderer schadenfroh ans Licht ziehen will, wenn die Lästerzungen rege werden, und die üble Nachrede ein Fest feiern will, um der Langeweile Abbruch zu thun — lächle nicht zum Spott des Spötters, horche nicht auf die Verleumdung mit auch nur scheinbarem Wohlgefallen. Dein kaltes Schweigen, deine Gleichgültig-

keit wird die Bosheit entwaffnen, und ihren stolzen Kitzel in ein Gefühl von innerer Beschämung verwandeln.

Wenn du einmal weißt, welche Anlässe es waren, die zwischen dir und einem Andern, mit dem du beisammen zu leben genöthigt bist, Wortwechsel und Spaltung verursachten, entferne mit Vorsicht aus jeder deiner Reden den Dorn, mit welchem du ihn verwundetest. Wisse zu schweigen, und du weißt die Kunst, den Frieden und die Freundschaft zu schirmen. Weiche dem, der Zank sucht, mit klugen Antworten aus; entwaffne ihn, wider seinen Willen, durch Güte, Anmuth und Leutseligkeit deines Betragens, ohne zu niederer Schmeichelei die Zuflucht zu nehmen, welches seiner Gehässigkeit nur neue Nahrung geben würde.

Wenn du mit Menschen zusammentreffen mußt in der Stunde ihres Wahnsinns, das heißt, in dem Augenblick, da Leidenschaft ihre Sinne und ihre Vernunft benebelt hat, daß sie ihrer selbst nicht mächtig sein können — entweiche den Ausbrüchen ihres Wahnsinns auf eine geschickte Weise, sei es durch dein Schweigen, sei es durch Bedachtsamkeit deiner Worte, sei es durch deine Entfernung. Der Rausch ihrer Leidenschaft ist nie dauerhaft, und straft sie zuletzt selbst. Den Zornigen bekehrt der Zorn nicht, den du ihm entgegenstellst; den Trunkenbold machen deine Ermahnungen nicht nüchtern; den, welchen üble Laune verstimmte und zum Aerger reizte, macht dein Frohsinn, deine Gleichgültigkeit, dein Unwille nur empfindlicher.

Wenn dich die Tirannei deiner Vorgesetzten drückt, lerne schweigen, gehorchen, und von ihren Blicken unbemerkt bleiben. Der Weise hält sich in stürmischen Tagen verborgen und still. Er wirft sich nicht dem Strom mächtiger Befehle entgegen; er sucht seinen Ruhm nicht im vergeblichen Tadel schlechter Anordnungen; das Böse, er weiß es, verdirbt zuletzt in sich selber, und nur der Vorsichtige rettet sich mit Besonnenheit aus dem allgemeinen Schiffbruch.

So handelt der Christ. Dies ist Klugheit mit Taubeneinfalt gepaart. So wird der, dessen Fehler uns Gefahr bringen könnten, durch unsere Besonnenheit entwaffnet. Unser verständiges Be-

nehmen wird die Achtung der Welt, unser Edelmuth selbst die Bewunderung derer gewinnen, die uns übel wollten.

Doch alles dies ist noch dem Nachfolger des weisen Jesu nicht genug. Die duldende Menschenliebe beschränkt sich nicht bloß auf das Ertragen fremder Fehler; — sie sinnet auch darauf, die Fehler zu bessern. Darum ging Jesus mit Sündern um, damit er sie bekehren, veredeln, heiligen konnte. „Die Starken bedürfen des Arztes nicht," sprach er, „sondern die Kranken." (Matth. 9, 12.)

Aber auch diesem ächt menschenfreundlichen Zwecke können wir uns nur dann glücklich nahen, wenn mit gehöriger Vorsicht und Klugheit verfahren wird. — Nicht Jeder kann durch Jeden gebessert werden. Derjenige, welcher sich unberufen zum Bekehrer und Sittenprediger des Andern aufwerfen will, besteht zuletzt oft mit Schanden, wenn der Andere ruft: Du siehst den Splitter in meinem Auge, hast du schon den Balken aus dem deinigen gezogen? — Wir können nicht wohl mit Ermahnungen zu Besserung des Herzens gegen Vorgesetzte auftreten, ohne die ihnen gebührende Achtung zu beleidigen. Immer müssen wir uns die Frage erst beantworten: Wen kannst du von denen, mit welchen du umgehst, bessern? Wie willst du ihn von seinen Fehlern überzeugen und heilen?

Um dein Werk mit Glück zu vollbringen, mußt du dem Fehlerhaften vor allen Dingen erst Vertrauen, Hochachtung und Liebe gegen dich einzuflößen wissen. Er selbst muß wahrnehmen, daß du tadelloser seiest, als er ist; daß du ihn mit Schonung behandelst; ihm mit Edelmuth oft verzeihst, wenn er gegen dich fehlt; daß du wahre Liebe und Freundschaft für ihn empfindest. Wenn du einmal seiner Achtung, seines Vertrauens, seiner Freundschaft gewiß bist, dann hast du schon den halben Sieg gegen ihn errungen. Nun erst kannst du mit Glück ihm ernsthafte, rührende, überzeugende Vorstellungen zur Ablegung seiner übeln und sündlichen Eigenschaften machen.

Dies muß aber ohne alle Bitterkeit geschehen, wenn du ihn nicht gegen dich erbittern willst; sondern mit zarter Schonung, um sein Herz festzuhalten, mit freudiger Anerkennung seiner übri-

gen Verdienste, seiner schönen Gemüthsgaben und Tugenden, wodurch er Vertrauen auf sich selbst, Scham vor seinem Fehler, und bleibende Ueberzeugung von deiner Achtung für ihn bekommt.

Eben so ist es niemals gleichgültig, welche Zeit du erwählst, um dem Fehlerhaften seine Verirrungen vorzuhalten. — Es ist vergebens, es ist sogar nachtheilig, beständig und alle Tage zu murren, alle Tage Bekehrung, Besserung zu predigen, alle Tage mit Vorwürfen aufzutreten. Diese Unklugheit stiftet oft nothwendig Mißtrauen, Kälte und Feindschaft an; dies Predigen ermüdet und wird dem Andern zuletzt zur Gewohnheit, daß er deine Ermahnungen unmöglich achten kann. — Aber ein seltenes, ein herzliches Wort zur rechten Zeit gesprochen, wenn alle Umstände dazu auffordern, wenn der Fehlerhafte in vollkommen ruhiger Neigung ist, über sie nachzudenken; ein solches Wort zur rechten Zeit ist ein Segenswort.

Dann aber sprich dies Wort nicht in Gegenwart Anderer, sondern ohne alle Zeugen zu deinem Freunde. Ermahnung vor Andern ist öffentliche Beschämung, ist Strafe. Du willst nicht strafen, sondern belehren, ermuntern zum Guten. Du willst und sollst nur gleichsam der Dolmetscher und Ausleger dessen sein, was ihm sein eigenes Herz, sein Gewissen schon dunkel über sein tadelhaftes Betragen gesagt hat. Er wird dir beistimmen, weil er in deinen Worten nur den Wiederhall seiner Empfindungen über sich vernimmt; und weil er dich selbst und deinen Ton ohne alle Bitterkeit, ohne Heftigkeit an sein Herz gerichtet findet, wird es ihn rühren, weil er in deinen Reden kein Wort des Grolls, sondern nur Worte der Freundschaft und Bekümmerniß hört.

So wirst du selbst im Umgange mit fehlervollen Nebenmenschen zufrieden, ruhig, heiter leben, glücklich sein und andere glücklich machen können. So wirst du dir und ihnen manchen Zank und Streit, manche bittere Augenblicke ersparen. So wirst du wahrhaftig, wie ein Kind Jesu, wohlthätig um dich her wirken. So wirst du den Unvollkommenen mit seinen Mängeln allen ertragen, und selbst deine Feinde lieben können.

Warum aber, Gott, Du Langmüthiger, Allgnädiger, Allbarmherziger, warum sollte ich nicht mit duldender Menschenliebe

die Fehler und Schwachheiten meiner Mitbrüder ertragen? Hast Du nicht selbst Geduld und Nachsicht mit unsern Sünden und Missethaten? Trägst Du nicht selbst mit Schonung die Verirrungen Deiner Geschöpfe? Sahst Du nicht von meiner Kindheit an mit Liebe und Gnade auf mich herab, auch wenn ich mich noch so oft gegen Dich versündigte? — Wie, sollte ich nun gegen schwache, gebrechliche Menschen unduldsamer sein, als Du bist, o Allerheiligster? — Wehe, wenn Du unserer Sünden willen zürnen, wenn Du über unsere Missethaten mit uns ins Gericht gehen wolltest! Wer könnte vor Dir bestehen? Wer könnte sagen: Aber ich bin rein!

Duldende Menschenliebe, o du freundlichste unter den Christentugenden! Ich öffne dir mein Herz. Du sollst es bewohnen, und mir auch in dieser Welt voller Unvollkommenheiten und Mängel dauerhafte Glückseligkeit bereiten. — Denn woher so viel Haß, Streit und Zwietracht unter Brüdern? Woher so viele Unverträglichkeit und Selbstquälerei unter Ehegatten? Woher so viele Mißhelligkeiten und Trennungen unter Blutsverwandten? — Ach, sie können ihre gegenseitigen Fehler und Schwachheiten weder ablegen, noch mit derjenigen Schonung ertragen, die dem liebenden Herzen des Christen geziemt.

Und wenn durch beleidigende Schwachheiten, durch anstößiges, kränkendes Betragen, mein Unwille und Mißmuth gegen diejenigen gereizt wird, mit denen ich beisammenleben muß; wenn ich tadelhaft meiner eigenen Pflichten gegen Tadelhafte vergesse: dann, mein Jesus, mein heiliges Vorbild, dann erscheine Du in Deinem liebenswürdigen Licht, und ermuntere mich, die Thorheiten und Fehler der Menschen zu dulden, wie Du sie geduldet, hast, und wie Gott im Himmel sie ohne Ermüden duldet!

27.

Lerne den Geringern schätzen.

Sirach 11, 2—6.

Wer mehr durch Dich beglückt ward, Gott,
Seh' mit Verachtung nicht und Spott
Auf den, der dürftig und verschmäht
Durchs Leben voller Dornen geht.

Nicht wähn' er, weil er groß und frei
Und reich und mächtig ist, er sei
Erhaben über Recht und Pflicht
Und Rechenschaft; das wähn' er nicht!

Hat er mehr Einfluß, Geld und Zeit,
So sei's dem Menschenglück geweiht;
Nur der steht höher, der, ein Christ,
Glückschaffender, als Andre, ist.

Nur dessen würd'ger Hoheit freut
Der Niedrige sich ohne Neid,
Der gern für Andrer Werth entbrennt,
Sein eigenes Verdienst nicht kennt.

So verschieden Ruhmsucht und Ehrbegierde von der Begierde nach wirklicher Vollkommenheit sind, eben so sehr sind Stolz und Hochmuth verschieden vom richtigen Selbstgefühl unserer guten Eigenschaften.

Der Ehrgeiz strebt nach Auszeichnung vor andern Leuten, gleichviel ob durch öffentliche Anerkennung wahrer Verdienste, oder ob durch Glück und Menschengunst! — die Ruhmsucht dürstet nach dem Vergnügen, von vielen Menschen gekannt, genannt, bewundert zu werden, ohne es immer genau zu nehmen, ob die zu bewundernde Kraftäußerung zum Wohl oder Weh des menschlichen Geschlechts dienen mag. Das Verlangen nach Seelengröße und Vollkommenheit ist nur Sache des wahrhaft weisen Menschen, des Tugendhaften, des Christen, entsprungen aus dem Bewußtsein dessen, was wir sein sollen, um die höchste aller Bestimmungen zu erreichen. Ehrgeiz und Ruhmsucht handeln nur für einen irdischen Lohn, und selbst das Große und Nützliche, was sie verrichten, ist mit Erlangung ihres Zweckes bezahlt. Sie haben ihren Lohn dahin, wie Christus sagt. (Matth. 6, 2.) Aber die edle Sehnsucht des Geistes nach

innerer Vollendung und Hoheit kann mit nichts Irdischem und durch nichts Irdisches vergolten werden. Sie will das Erhabenste, das Göttliche und Gottähnliche. Daher kann sie das Nützlichste und Schwerste verrichten, ohne sich darum zu bekümmern, ob es Menschen bemerken und ehren. Sie kann das Bewundernswürdigste thun, ohne daß ihr an Bewunderung von Welt und Nachwelt gelegen ist.

Der Stolz ist ein Großthun und Sichbrüsten mit gewissen Dingen, die man mehr hat, als Andere; der Hochmuth ein Prangen mit eingebildeten Vorzügen, die man sich beilegt, oder mit Vorzügen, denen man einen übermäßigen Werth beimißt. Aber das richtige Selbstgefühl unsers innern Werthes ist die Achtung, welche die Tugend für sich selbst hat; ist die stille Freudigkeit eines guten Gewissens, welches sich nicht mit dem Unedeln beflecken möchte. Stolz und Hochmuth äußern sich durch Verachtung und Geringschätzung Anderer; das richtige Selbstgefühl unserer guten Eigenschaften in fester Beharrlichkeit bei denselben in der bescheidenen Anerkennung ihrer noch immer unbesichtigten Mängel, in der freudigen Achtung fremder Verdienste, die uns das Dasein gleichdenkender, edler Menschen verkünden.

Doch der wahren Weisen und großen Menschen, das heißt, der ächten Christen, sind wenige; daher besitzen auch nur wenige das richtige Selbstgefühl ihres Werthes. Die Täuschungen der Eigenliebe verkleinern ihnen gern die vorhandenen Fehler, von welchen sie entstellt werden; vergrößern ihnen gern das Gute und den Werth dessen, was sie wollten oder thaten. Wenige haben Unbefangenheit genug, das wirklich Verdienstvolle in dem Betragen Anderer anzuerkennen, und es mit ungeheucheltem Beifall zu ehren, ohne nicht selbst, wenn sie zum Lobe gezwungen sind, ein schmälerndes Aber anzuhängen. Wenige haben Geistesstärke genug, das, was nur Gabe des Zufalls, Geschenk der Natur, nichtige Nebensache ist, als dergleichen zu schätzen; sondern, es mag nun bei ihnen oder Andern gefunden werden, sie zollen demselben eine Bewunderung, die nur dem Verdienst gebührt, und äußern besonders ein unmäßiges Vergnügen, wenn sie sich selbst im Besitze davon wissen.

So lange die Freude an Vorzügen und Annehmlichkeiten, welche die Gunst der Natur oder des Glücks uns verliehen hat, sich nur durch ein reines Wohlgefallen an denselben ausspricht, und wir nie vergessen, daß wir solche Vorzüge nicht durch eigenes Verdienst, sondern durch die Gnade der Gottheit empfangen haben, ist die Freude daran unschuldig. Sie wird aber tadelhaft und sündlich, wenn sie sich in Geringschätzung anderer Personen äußert, die nicht das sind, nicht das haben, was wir.

So mißfällt der sich blähende Eigendünkel derer, welche, weil sie durch besondere Naturgaben und frühere Umstände mehr Geisteseigenschaften entwickeln, mehr Einsicht und Kenntniß sammeln konnten, nun voll stolzen Mitleids auf diejenigen niedersehen, welche nicht so viel Geschicklichkeit besitzen, als sie; Anderer Verstand und Einsichten spöttisch verkleinern, um ihre Vorzüge desto mehr daneben prangen zu lassen; nichts gelten lassen wollen, als was sie gedacht, gewollt, gesagt, gemacht haben; immer ihr Ich voranstellen, aus Furcht, verkannt oder gar vergessen zu werden. Dieser selbstgefällige Eigendünkel ist der Fehler ganzer Stände, deren Pflicht ist, durch Geistesfertigkeiten nützlich zu sein; man pflegt ihn den Gelehrten- und Künstlerstolz zu nennen. Aber man findet ihn auch bei dem Handwerker, wie bei dem Staatsmann, beim Geistlichen, wie beim Krieger.

Er ist an sich eben so verächtlich und allen Nebenmenschen anstößig, als jenes Großthun mit einem reichern Vermögen und ansehnlichern Glücksumständen, welches nach den Ständen, denen dieser Fehler am meisten anklebt, der Kaufmanns- und Bauernstolz geheißen wird. Dieses Großthun mit Geld, mit dem behaglichen Gefühl, es besser haben zu können, als Andere, in Kleidern, Speisen, Geräthschaften keinem Seinesgleichen nachzustehen; dies Wohlgefallen, das andere Leute fühlen zu lassen, ist um so verstandloser, da das, worauf sich der Hochmuth gründet, durch unglückliche Ereignisse schnell verfliegen kann, oft nur Frucht nicht eigenen, sondern fremden Fleißes ist, und sich auf die niedrigsten Genüsse der menschlichen Natur, auf thierische Leibespflege beschränkt.

Doch eben so unverständig ist auch aus gleichen Ursachen die

Eitelkeit derer, welche sich auf ihre Schönheit, dies äußerst flüchtige Gut weniger Jahre, oder auf ihren Schmuck und Putz, viel einbilden, und sich damit in ihrem Wahn über Andere erheben, sich selbst als ausgezeichnete Wunder der Natur lieben, und diejenigen bemitleiden, welche nach ihrer Meinung kaum würdig sind, neben ihnen zu erscheinen. Ach, sie irren! Die Schönheit hat schon ihren besten Reiz verloren, welche weiß, daß sie es sei. Denn nur das Bescheidene macht liebenswürdig, und die Holdseligkeit des Gemüths, welche sich in wohlgebildeten Zügen offenbart. Wer sich zu viel Achtung selber zollt, dem weihen Andere gern oft weniger, als er sogar verdient.

Darum erreicht die Hoffart derer selten ihren Zweck, welche auf ihr Herkommen, auf ihre Geburt, auf ihren Rang, auf ihre Titel eine große Wichtigkeit legen. Dieser Rang-, Titel- und Adelstolz, welcher kaum gelten lassen mag, daß geringere Personen mit ihrem Wesen von gleicher Natur, von gleichen Ansprüchen, von gleichen Rechten und Hoffnungen sind, verdunkelt an demjenigen, den er beherrscht, sogar das Verdienst, welches er in der That haben mag. Wer sich selbst in eigener Meinung zu sehr erhöht, wird in der Meinung Anderer um so tiefer erniedrigt, weil er lebhafter daran erinnert, daß nicht das Herkommen und der Rang der Menschen, sondern daß der Mensch sein Herkommen und seinen Stand ehren muß. Nur wer sich in edler Demuth selbst erniedrigt, der wird durch die Meinung Anderer erhöht. Denn wer, durch Seelengüte ehrwürdig, seiner äußern, zufälligen Vorzüge vergißt, erinnert die Andern desto lebhafter daran, wie viel der Mann in sich selbst werth sein müsse, der äußern Glanzes und zufälliger Hoheit nicht vonnöthen hat, um Liebe und Achtung zu gewinnen.

Wir sehen daher die Großen der Völker dann am herzlichsten von ihren Unterthanen verehrt, von allen Fremdlingen bewundert, wenn sie bei aller ihrer Gewalt bescheiden, bei aller ihrer Vermöglichkeit einfach und prunklos einhergehen, und in Erfüllung schöner Pflichten des hohlen Prunkes und eitler Nebendinge vergessen. Stolz auf Macht und Gewalt ist jederzeit das sicherste Mittel, die vorhandene Macht und Gewalt zu schwächen. Denn

sie reizt den gerechten Widerstand, und die Kräfte unserer Widersacher wachsen, wenn wir sie durch unsern Stolz in Thätigkeit setzen. „Viele Tirannen haben müssen herunter auf die Erde sitzen, und ist dem die Krone aufgesetzt worden, an den man nicht gedacht hatte. Viele große Herren sind zu Boden gegangen, und gewaltige Könige sind Andern in die Hände gekommen." (Sirach 11, 5. 6.)

Darum achte Niemanden gering, und laß Niemanden deine Vorzüge auf kränkende Weise fühlen. Die schlichte Lebensklugheit untersagt es; die Religion verbietet es.

Uebermäßige Werthachtung dessen, was man ist, oder hat, verkündet allezeit eine Schwäche entweder des Verstandes, oder des Herzens; gewöhnlich aber die Schwäche von beiden. Wissen wir nicht an uns selbst, wie beleidigend unserm Gefühl der Hochmuth und die Eitelkeit anderer Personen ist, wie empörend uns das Betragen desjenigen ist, der uns mit seinem Uebermuth zu demüthigen gedenkt? Wohl denn, eben diese Empfindungen flößen wir Andern gegen uns ein, wenn wir ihnen auf die leiseste Art zeigen, wie viel wir uns auf den Besitz von Eigenschaften oder Vollkommenheiten einbilden, die ihnen fehlen. Statt zu demüthigen, empören wir nur das stolze Ehrgefühl Anderer. Statt Hochschätzung und Bewunderung zu bewirken, erzeugen wir das ganz Entgegengesetzte, nämlich heimlichen Spott, Verachtung und Lieblosigkeit. Wer denn so widersinnig handelt, daß er das Gegentheil von dem macht, was er wünscht, verkündet der nicht Verstandesschwäche? — Dazu kommt noch, daß gewöhnlich der, welcher sich vorzüglicher dünkt, als Andere, der Sklave derer wird, über die er sich erhaben glaubt. Denn wie viel opfert der nicht von seinem eigenen Lebensgenusse auf, um Leuten eine hohe Meinung beizubringen, die kaum verdienen, daß man um ihren Beifall buhle! Und wie unbemerkt wird er der Diener derer, die klug genug sind, seine Schwachheiten zu benutzen, indem sie seiner Eitelkeit, seinem Hochmuth auf feine Weise schmeicheln! Der Stolze ist jederzeit der Unterwürfigste und Lenkbarste. Man läßt ihm seine Thorheit, seinen Eigen-

dünkel gelten, und leitet ihn nach Belieben. Er wähnt vergöttert zu sein, und wird der Spielball fremder Schlauheit, das Werkzeug fremden Ehrgeizes, der blinde Befriediger fremden Eigennutzes, und wird vergessen, oder auf die Seite gestellt, sobald man seiner nicht mehr zu andern Zwecken nöthig hat.

Schätze Niemanden gering, und überhebe dich nicht deiner Vorzüge. Denn jede Anmaßung dieser Art beleidigt, und wird nicht leicht von den Leuten, wie sie nun einmal sind, verziehen. Ein Jeder trägt in sich ein Gefühl seiner Rechte, und fordert von Andern Achtung. Jeder weiß, was er in seinen Verhältnissen werth ist, und kann gleichsam eine Vernichtung dieses ihn erhebenden Bewußtseins unmöglich mit Gelassenheit ertragen. Ohnehin sehen viel Menschen das, womit du dich gern hervorstellen möchtest, nicht einmal als etwas Außerordentliches an. Du brüstest dich mit deinem Rang, den Andere schon vielmals verschmäht haben; mit deinem Geld und Gut, um welches sich die Uebrigen gar wenig bekümmern, weil sie für sich genug haben; mit deinen Geschicklichkeiten und Kenntnissen, da Andere ihre feurigsten Wünsche nach ganz andern Zielen richten; mit deiner Wohlgestalt und Schönheit, da der Geschmack der Menschen sehr verschieden ist, und dem Einen das mißfällt, was den Andern entzückt. — Je weniger also Andern das vorzüglich scheint, was du über Alles geltend machen möchtest, je empfindlicher kränkt dein verkappter oder offenbarer Stolz; je beleidigender wird deine Anmaßung, deine Herabsetzung Anderer. Sie fühlen sich unschuldig, und um so schmerzlicher durch unverdiente Erniedrigung verwundet. Noch nicht leicht geschah es, daß der Stolze in diesem Leben ungedemüthigt blieb. Wer sich Widersacher erweckt, bereitet muthwillig sich Schmach und Andern Schadenfreude. Daher hat das gebräuchliche Sprichwort warnungsvolle Wahrheit: Hochmuth kommt vor dem Fall. — Erhebe dich nicht deiner Kleider, sagt die heilige Schrift, und sei nicht stolz in deinen Ehren, denn der Herr ist wunderbarlich in seinen Werken, und Niemand weiß, was er thun will. (Sirach 11, 4.)

Schätze Niemanden gering, weil er weniger ist, oder weniger hat. Denn deine Vorzüge sind nicht das Vorzüg-

lichste des Menschen. Keiner verbindet in sich alle Vollkommenheiten. Gott gab jedem verschiedene Eigenschaften, durch welche er werthvoll und nützlich sein könne; keine derselben ist verachtungswürdig. Darum ehre weniger das Gute, was du besitzest, als dasjenige in Andern, was dir mangelt, um ihnen darin gleich zu werden. Auch der Geringste, welchen du kaum eines Blickes würdigest, übertrifft dich vielleicht unendlich in sehr schätzbaren Dingen; kennst du ihn so genau, daß du wüßtest, was er werth wäre? Es gibt keinen so fehlerhaften Menschen, der nicht auch seine gute Seite hätte; keinen so geringen Menschen, der dich nicht in irgend einer Geschicklichkeit oder nützlichen Gabe überträfe. Die Biene ist ein kleines Thier, spricht Jesu Sirach, und gibt doch die allersüßeste Frucht. (Sir. 11, 3.) Wer mit den von Gott empfangenen Gaben am nützlichsten auf seiner Stelle, in seiner Zeit wirkt, der ist, wo er auch stehe, sein Thatenkreis sei weit oder enge, der Achtungswürdigste. Nicht das, was man ist, sondern das, was man thut, — nicht das, was man hat, sondern wie man es gebraucht, macht schätzbar. Darum blicke nie abwärts auf das Niedrige, sondern aufwärts zu dem, was höher ist im Menschen; nicht auf das, was du besitzest, sondern auf das, was dir fehlt, während Andere es haben. Denn das, was dir noch abgeht, macht dein Loos weit schlechter, als es dasjenige vortrefflicher macht, was du schon haben magst.

Schätze Niemanden gering, noch weniger laß deinen Nebenmenschen diese Geringschätzung empfinden, weil du dir Verderben aussäest. Zwar ist vielleicht Mancher zu schwach, um dir Gutes erweisen zu können; aber kein Sterblicher ist so schwach, daß er dir nicht irgend einmal schaden könnte. Du sollst Niemanden rühmen um seines großen Ansehens willen, denn es ist vielleicht sein Unglück, noch Jemand verachten um seines geringen Ansehens willen. (Sirach 11, 2.) Ein Jeder, er sei im bürgerlichen Leben so unbedeutend, als er wolle, kann durch ein besonderes Zusammentreffen von Umständen für dich sehr bedeutend werden. Der Mensch wird nicht mächtig durch seine eigene Kraft, sondern durch das Spiel der Schicksale, die sich zu seinen Gehilfen machen. Es ist nichts Unerhörtes, daß arme Dienstboten

Ernährer ihrer unglücklichen Herrschaften wurden; daß Bettler mit ihrem Brod den Hunger des Reichen stillten; daß gemeine Knechte das Leben von Fürsten retteten; daß Sklaven ihren Gebietern die Freiheit verschafften. Aber nicht weniger sind die Fälle, daß Menschen ohne Wichtigkeit, ohne Reichthum, ohne Gewalt, ohne Einsicht, bei sich ereignenden Anlässen den wichtigsten, reichsten, gewaltigsten und einsichtsvollsten Personen verderblich wurden. — — Du kennst deine künftigen Schicksale nicht, noch weniger die Schicksale dessen, den du heute verachtest. Vielleicht schon nach einigen Jahren ist dieser durch Verknüpfung von Ereignissen in so vortheilhafte Verhältnisse emporgerückt, daß du es dir zur Ehre rechnen würdest, unter seinen Freunden zu stehen, da ihn heute dein Hochmuth übersieht und zurückstößt.

Doch mehr, als diese Beweggründe, muß uns die Religion von jener traurigen Verirrung des Verstandes und Herzens zurückhalten; die Erinnerung, daß Gott im Himmel auch der Vater des Geringsten ist; daß der Weise auch der Bruder des Unwissenden, der König auch der Bruder des Bettlers, die reizendste der Jungfrauen auch die Schwester der häßlichsten sei; das Vorbild hoher Demuth und Selbstverläugnung, welches Jesus bei allen seinen Einsichten, bei allen seinen bewundernswürdigen Eigenschaften und Tugenden, mit rührender Treue bewahrte. — Welchen Stolz können wir auch um Sachen nähren, die uns nicht eigenthümlich angehören, sondern nur erborgt, nur Darlehen Gottes für unsere Lebenszeit, ach, vielleicht nicht einmal für die ganze Lebenszeit sind, sondern für wenige Jahre!

Haben wir denn, o Gott, von dem wir Alles haben, Deine Geschenke empfangen, um hochmuthvoll uns damit gegen andere Deiner Kinder zu brüsten, oder nicht vielmehr, um ihnen damit zu nützen? Wozu dieser unnütze Stolz auf Gaben, die wir ohne unser eigenes Verdienst von Dir empfingen; Gaben, von deren Anwendung wir Dir wie von anvertrauten Pfunden Rechenschaft ablegen müssen?

Jeder Stolz ist ein Wahnsinn. Darum ist es diese Leidenschaft auch, welche am allerersten und allerhäufigsten eine wirkliche Geisteszerrüttung nach sich zieht. — Nein, Vater im Himmel, ich

will mich hüten, daß das unschuldige Vergnügen, mit welchem ich das betrachte, was Du mir verliehen, nicht in Uebermuth und Geringschätzung andrer Menschen entarte, die Du, als ein gerechter, als ein Alle mit gleicher Liebe umfassender Vater, mit andern Vortheilen und Vollkommenheiten bedachtest, die mir fehlen.

Nicht Hochmuth, aber ein hoher Sinn, der sich über die flüchtigen Tändeleien des Lebens erhebt, soll mich beseelen für das, was ewigen Werth gibt, und womit ich einst vor Dir bestehen könne. Und wenn mich die falsche Eigenliebe zuweilen blenden möchte, will ich nur des Todes meiner besten Freunde und Geliebten gedenken, und denken, wie wenig ihnen zuletzt alle irdische Auszeichnung half; will ich mich erinnern an meine eigene Auflösung, und wie ich dann über Schönheit denken werde, die Staub und Moder wird; über Reichthum, den Andere nehmen; über Ruhm, der nicht in mein stilles Grab tönt; über Rang und Macht, die gleich Schatten mit meinem letzten Hauch verschweben! Amen.

28.

Der Mißbrauch von den Schwächen Anderer.

1. Kor. 12, 4—7.

Auch ich bin gar wohl überzeugt, es ist mehr als eine falsche Rettung im menschlichen Leben! — Ich kann mir unmöglich die zahllosen Fälle alle denken, in welchen ich, um einem Vergehen zu entrinnen, in ein anderes überging, und wo ich mich aus den Netzen der einen Thorheit befreite, aber im gleichen Augenblicke in andern vergarnte. Wie selten war ich weise, wie Jesus; wie oft war mein Thun dem Leichtsinn eines Petrus ähnlich!

Doch keine Art dieser falschen Rettungen ist wohl im menschlichen Leben gewöhnlicher, als diejenige, da wir im frohen Gefühl, irgend einen Fehler abgelegt zu haben, oder irgend einer Gefahr entronnen zu sein, schadenfroh über diejenigen triumphiren, welche noch darin sind. So sieht man oft Kinder, wenn sie

kleinen Verlegenheiten glücklich entschlüpft sind, hohnjauchzen über andere, welche nicht so glücklich waren, als sie, oder doch erst später entkommen.

Diese Freude ist ursprünglich wohl verzeihlich. Wer wollte nicht froh sein, wenn er aus unangenehmen Verhältnissen endlich hervorgetreten ist? wenn er sich von gewissen Fehlern ganz rein weiß? wenn ihn keine geheimen Vorwürfe des bösen Bewußtseins mehr plagen? — Das Vergnügen an eigener Besserung wird noch lebhafter, wenn man andere Menschen erblickt, die noch im alten Elende stecken, und weder Glück noch Kraft, weder Sinn noch Muth genug haben, sich ein besseres Loos des Gemüthes zu verschaffen. Erst durch den Anblick ihrer Unvollkommenheiten erfahren wir nun bestimmter, wie wir vorher waren, ehe wir uns ermuthigt hatten, besser zu werden. Erst aus ihrer Tiefe erkennen wir deutlicher unsere Erhebung.

Die Selbstzufriedenheit mit uns, daß wir uns gerettet haben, ist eine reine, schuldlose Wonne; ist ein süßer Lohn, den unser versöhntes Gewissen darbringt, ist gleichsam der Kuß, welchen der Schutzgeist unserer Seele gibt, sie zu allem Edeln zu ermuntern.

Allein wehe dem, der sicher zu stehen meint! Die Freude selbst schleudert ihn wieder in neues Verderben, wenn sie, statt nur Ausdruck der Zufriedenheit mit uns selbst zu sein, ein Triumph über Andere wird, entweder unsers Verstandes oder unsers Herzens.

Des Verstandes! — Denn wie mag ein weiser Mann über die Schwächen und Thorheiten seines Bruders frohlocken? Wie können ihm dessen Fehler zum Stoff edler Belustigung dienen? — Er selbst weiß von sich, daß er noch nicht alle Irrthümer, alle Schwachheiten ganz verloren — er sei kein Engel. Alle Vorzüge, welche wir vor unsern Nebenmenschen besitzen, bestehen entweder in Wirkungen unserer eigenen Bemühungen — und ach! wer weiß nicht, wie oft, wie lange wir unterlagen, ehe wir obsiegten! — oder sie sind Geschenke des Himmels: wer wird stolz sein auf das, was nicht unser Verdienst ist? Nur der Unverstand verspottet den Armen. Der ächte Jünger Jesu spricht

mit den weisen Boten desselben: Es sind mancherlei Gaben, aber es ist ein Geist. Es sind mancherlei Aemter, aber es ist ein Herr. Es sind mancherlei Kräfte, aber es ist ein Gott, der da wirkt Alles in Allem. (1. Kor. 12, 4—7.) Nichts ist unser, Alles ist Gottes. Jeder unserer Vorzüge, Verstand, Witz, Einbildungskraft, Zartgefühl, selbst die höhern Kenntnisse, selbst die bessere Erziehung, welche wir empfingen, Alles ist Gottes Werk! — O du, der sich der schönern Schöpfung erfreut, und der du dessen spottest, der von Geburt, oder durch Zufall und Unglück, oder durch Alter häßlich ward: ist deine Schönheit eine Wirkung deiner Verdienste? Unverständiger, wie mag dich des Andern Häßlichkeit belustigen? O du, der die rohen Sitten des Bruders verlacht, welcher nicht auf deinen Tanzsälen in den entbehrlichen Ueppigkeiten deiner Stadt Erziehung empfing: wenn dir die Gottheit das Loos angewiesen hätte, Sohn einer Bettlerin, Tochter einer halbnackten Wilden in fernen Welttheilen zu sein, würdest du dich noch deiner zierlichen Sitten und Geberden so stolz rühmen? Ist nicht Alles von Gott, in Gott, für Gott? Und was du im Irdischen zu haben meinst, dessen du dich überhebst, und warum du den verlachst, welcher es nicht in dem Maße empfing, als du: gehört es dir? Ist es nicht geliehenes Gut? Legst du es nicht in der unbekannten Sterbestunde wieder zu dessen Füßen nieder, der es dir allein verliehen? Wird es dir leichter mit deiner Rechenschaft alsdann werden, wenn du aufgefordert wirst, zu beweisen, wie du deine mehrern Gaben nützlich angewendet hast? oder Jenem leichter, dem der Herr nur wenige Pfunde anvertraute, mit denen er aber mehr Gutes auf Erden stiftete, als du in deiner Gabenfülle? — Noch öfter aber ist der Triumph über Anderer Schwachheiten nicht sowohl Wirkung eines mangelhaften Verstandes, als einer gemeinen Schlechtigkeit des Herzens. Es gibt Narren, welche sich mit den Thorheiten selbst zum Spott Anderer hingeben, um nur das Recht zu haben, sie wieder zu verspotten. Hier ist kein Adel des Gemüths, sondern ekelhafte Gemeinheit und Niedrigkeit der Denkart; eine Art Verzweiflung, die sich darin tröstet, daß Andere so schlecht sein können, als man selbst ist. Es gibt Narren, die einen Schein von

Weisheit annehmen, um mit den Schwächen eines Andern den Dritten zu belustigen. Diese Art Lustigmacher, deren versteckter Stolz überall hervorleuchtet, sind nicht minder verworfene Wesen. Sie erregen ein Lachen, ohne unterscheiden zu können, daß man oft mehr ihre Selbstentwürdigung belächelt, als denjenigen, auf welchen ihr Spott zielt.

Doch müssen wir darum nicht jeden harmlosen Scherz, jede unschuldige Neckerei als Sünde verdammen. Wohl pflegen auch Freunde sich gegenseitig, und oft selbst aus Liebe, ihre gegenseitigen Schwächen lächelnd zu zeigen. Diese Neckereien sind schuldlos, so lange darin nicht die Absicht liegt, den Andern zu kränken und zu bedrücken; so lange noch wahre Liebe darin athmet, oder darin liegt, einem Andern manches Unschickliche in seinem Betragen fühlbarer zu machen. Oft fruchten zur Besserung des Menschen alle ernsten Vorstellungen, alle vernünftigen Grundsätze nicht so viel, wie ein einziger wohlberechneter Scherz, ein Spott, der in voller Gutmüthigkeit zeigt, warum und zu welchem Zweck er kommt. So pflegt ja auch ein Vater, eine Mutter bei froher Laune das geliebte Kind mit seinen Unarten zu necken, um es von denselben zu entwöhnen. Und der muthwillige Spott aus dem Munde der Liebe, wahrlich, er ist keine Sünde; er ist leise Züchtigung eines Fehlers, um zur Besserung zu leiten.

Aber es ist Mißbrauch fremder Schwächen und Verkündigung eigener Verderbtheit des Gemüths, wenn man die Fehler Anderer benutzt, um damit den Dritten und Vierten zu belustigen. Hier ist nicht mehr der Wille, den Schwachen zu bessern, sondern Schadenfreude. Es gibt in der Welt kein sittliches und körperliches Leiden, was edeln Gemüthern Ergötzung bringen könnte. Jede Schwachheit, jede Untugend aber ist ein Uebel, unter welchem die Seele leidet. Der Mißbrauch fremder Schwachheiten zur Belustigung Anderer wird ein um so gröberer Zeuge eigenen Unverstandes, wenn wir das als einen Fehler am Andern verspotten, was nie seine eigene Schuld ist, die er trägt. Dahin gehört das Verhöhnen eines Menschen wegen körperlicher Gebrechen, die eher unser Mitleiden, als unsern Stolz und Spott erregen sollten. Dahin gehört das Verhöhnen

deſſen, der in ſeinem Stande nicht die feine äußere Bildung und Erziehung empfangen konnte, wie wir. Die Schamloſigkeit unſers Spottes wird aber am allergröbſten, wenn wir ihn über Eigenſchaften der Menſchen äußern, die in der That eher Lob als Tadel verdienen. So macht ſich der Wüſtling luſtig über den Ekel, welchen beſſere Menſchen gegen ſeinen ſträflichen Lebenswandel bezeugen. So ſpottet der Unzüchtige über den Abſcheu des Reinen gegen das Viehiſche in Wort und Werk. So ſpottet frech ein Satan über das Erröthen ſittſamer Unſchuld. — Dieſen fliehet! Ihm lodert eine Hölle in der Bruſt! Er iſt der ſchwärzeſten Verbrechen fähig — er hat ſie ſchon begangen.

Es iſt Mißbrauch fremder Schwächen und Zeugniß für das eigene Verderben des Herzens, wenn man ſich über dieſelben beluſtigt, um damit den Andern zu betrüben. — Unglücklicher Spötter, du verlachſt Anderer Thorheit und Flecken, aber dein Lachen iſt es, vor welchem der beſſere Menſch ſchaudert. Aus deinem Lächeln ſpricht eine ſchadenfrohe Hölle. Du willſt nicht Beſſerung der Wunden, ſondern möchteſt neue Wunden ſchlagen; willſt nicht Freude, ſondern Schmerz! — In dir leben Haß, Rache oder Neid! Du biſt der Tiefgeſunkene, der den Edlern um kleiner Fehler willen verläſtert, und den Balken im eigenen Auge vergißt, um den Splitter zu richten. — Mit Unmuth wendet ſich der Zartfühlende von dir hinweg, und ſelbſt jeder Deinesgleichen meidet dich vorſichtig, weil du ihn nur in der Frechheit übertriffſt.

Es iſt Mißrauch fremder Schwächen und Beweis eigener Thorheit, wenn man ſich über die Mängel eines Andern beluſtigt, um Gelegenheit zu haben, ſeine eigenen Vollkommenheiten in ein glänzenderes Licht zu ſtellen. Dieſer Fehler iſt unter Leuten ſehr gewöhnlich, die einigen Witz, aber keinen wohlgeordneten Verſtand, lebhafte Einbildungskraft, aber kein Zartgefühl des Schicklichen, viel Urtheil und Blick über das Aeußerlich-Anſtändige, aber wenig eigenen, innern Werth haben. Sie leben nur in der Eitelkeit. Sie wollen nur ihr eigenes, kleines Ich gern zur Schau tragen. Sie hoffen mit ihrem Witz Andere entweder zu blenden, oder

ihnen so viel Hochachtung einzuflößen, daß Niemand an ihrer Vortrefflichkeit zweifele. Sie bemerken nicht, daß ihr Spott nichts anderes, als jener Pharisäerstolz in neuem Gewande ist, welcher an den Straßenecken predigt und betet: „Ich danke Dir, Gott, daß ich nicht bin, wie jener da!“ Sie bemerken nicht, daß sie mit dieser Art uneigentlichen Selbstlobes, mit diesem Aufsuchen fremder Fehler, mit diesem Uebertreiben fremder Irrthümer andere Menschen zu einem desto strengern Gericht gegen sich selbst auffordern und zwingen; daß sie, statt Bewunderung, hintennach Verachtung und Haß ärnten, und daß nothwendig das Beifallachen in ihrer Gegenwart zu einem Achselzucken in ihrer Abwesenheit werden muß.

Es ist Mißbrauch fremder Schwachheit, wenn man, statt den Fehlenden zu bessern, ihn zu noch größern Thorheiten zu verleiten sucht. Auch der allerverworfenste Mensch findet keine reine Lust an der Unwissenheit, Verstandesschwäche oder Thorheit seines Nebenmenschen, wenn er mit demselben unter vier Augen ist. Verstandesschwäche erregt da nur Mitleiden, die Thorheiten des Betrunkenen nur Eckel und Furcht. Warum wird dies anders, wenn noch andere Zeugen vorhanden sind? Warum freut es dich, dann dem Einfältigen alberne Redensarten ablocken, oder die Schiefheit seiner Urtheile recht sichtbar werden zu lassen? Warum freuet es dich, dann den Trunkenbold zu übereilten Handlungen und Reden, zum Zorn oder zu unanständigen Scherzen zu reizen? Warum freuet es dich, dann dem Leichtgläubigen Unwahrheiten aufzubürden, daß er sie weiter trage, oder von ihnen zu unangenehmen Schritten verleitet werde?

Ist es nicht eine Schadenlust aus heimlichem Pharisäerstolz, daß du nicht bist, wie dieser Elende? — Ach, verächtlicher bist du, als dieser Elende! — — Er fehlt aus Verstandeslosigkeit, und du mit vollem Verstande, mit überlegter Bosheit. Er fehlt aus Trunkenheit, und du im Rausche deines niedrigsten Stolzes.

Der Stolz ist an sich etwas, das wir mit dem Vieh gemein haben, es ist das Streben, nur sich allein geltend zu machen, ohne alle Rücksicht auf den Werth Anderer. So drängt

sich auch das Thier überall hervor, und alle Seinesgleichen zurück. Es mißbraucht seine Stärke gegen das Schwächere, um seinen Vortheil zu haben. Doch selbst unter vernunftlosen Thieren findest du mehr Adel, als oft unter den Menschen. Auch der Löwe, nur stolz mit seiner Kraft gegen Seinesgleichen, schont edelsinnig den Schwächern, und läßt sich zuweilen ungestraft von kleinen Thieren necken. Es scheint ihm selbst, es sei seiner unwürdig, sich zur Unterdrückung der Kraftlosern seiner Ueberlegenheit zu bedienen. — Wie klein muß nun die Seele desjenigen Menschen sein, der Freude daran empfinden kann, die Schwachheit eines Andern zu benutzen, um dieselbe zu verächtlichen Dingen zu gebrauchen!

Es ist Mißbrauch und strafbarer Mißbrauch fremder Schwachheiten, wenn man sie zu seinem eigenen Vortheil anwendet oder unterhält. — Zu diesem ist allein der vollendete Bösewicht fähig. Gierigen Eigennutzes voll, übernimmt er sich in seiner Stärke gegen den Schwachen. Er betrügt den Gutmüthigen; er verführt die gernglaubende Unschuld zu Verbrechen; er bringt dem Geängstigten nachtheilige Zusagen ab; er macht den berauschten oder leidenschaftlichen Menschen zum Werkzeug seiner schändlichen Absichten; er thut mit Frechheit dem Wehrlosen das Unrecht an, weil er ihn nicht fürchtet. Scheu wende ich den Blick von diesem Ungeheuer, welches die Würde der Menschheit schändet. Wehe, daß wir sagen müssen, auch solche Menschen wandeln, und oft lange, doch nicht immer unbestraft, auf Erden!

Edler handelt der wahre Weise, der Christ. Er kann allerdings die Thorheit thöricht, das Lächerliche lächerlich finden. Er kann die Fehler der Menschen mit der Geißel des Spottes strafen, daß sie davon lassen. In seiner wohlthuenden Hand verwandelt sich die gleiche Waare, aus welcher der Mörder Gift preßt, in balsamisches Heilkraut. Aber er bekriegt nur die Schwachheiten, nicht den Menschen. Er will bessern, nicht mißbrauchen und das Verdorbene noch mehr verderben. Vielmehr die gleichen Thorheiten, welche er im Allgemeinen verspottet, verhüllt er menschenfreundlich vor den Blicken der Schadenfrohen, wenn er sie an seinen Freunden und Bekannten entdeckt. Er er-

innert sich bei den Schwachheiten, welche er an einem Bruder erblickt, zugleich an dessen lobenswürdige Eigenschaften, und daran, daß nicht leicht ein Sterblicher ohne Fehler sei. Er billigt darum aber diese Schwachheiten keineswegs; sondern wenn es ihm die übrigen Verhältnisse erlauben, naht er sich dem Fehlenden, und zeigt ihm in einer dazu besonders glücklichen Stunde, doch zart und schonend, seine Mißbilligung. Er möchte bessern, aber nicht betrüben.

So der Christ.

Aber war ich es immer? — Allwissender, war ich es immer? Konnte ich mich immer des kleinlichen Triumphirens erwehren, wenn sich bei Andern die auffallendern Schwächen zeigten, als ich hatte? Ach, nur vielleicht zeigten, während ich meine Fehler listiger zu verhehlen verstand. Sie waren mit kleinen Uebeln nur unbehutsamer, ich mit gröbern Fehlern schlauer, als sie. Hatte ich ein Recht, mich pharisäisch gegen sie zu erheben, und mit Uebermuth ihre Schwächen zu mißbrauchen?

Schamroth stehe ich, o Allwissender, da vor Deinem heiligen Angesicht, und das schuldbewußte Herz schlägt laut unter den Vorwürfen des ernsten Gewissens. Vielleicht war der, welchen ich mich zu belachen berechtigt hielt, eines bessern Herzens, als ich; vielleicht übertraf er mich in frommen Eigenschaften, die vor Dir, o Herr, mehr gelten, als Kenntniß und Scharfsinn.

In einem Jeglichen erzeugen sich die Gaben des Geistes zu gemeinem Nutzen. (1. Kor. 12, 7.) So spricht, Gott, Dein heiliges Wort. Haben sich die Gaben, welche Du mir verliehen, und mit welchen ich nur zu oft aus Eitelkeit über Andere prangte, immer zu gemeinem Nutzen gezeigt? Habe ich Elender nicht eben so oft, als ich die Schwachheit meines Nebenmenschen mißbrauchte, noch weit mehr die Gaben mißbraucht, die Du mir, o Schöpfer, gegeben?

Wie kann der Mensch wissen, wie oft er fehle! Wie manchmal habe ich, Vater, gesündigt vor Dir, ohne daß ich daran dachte, wenn mich leichtsinniger Muthwille zu unbesonnenem Spotte hinriß! Wie kann ich aussöhnen — ach, wie muß ich täglich bereuen! — Werde ich denn nie in der Heiligkeit meines

Jesu wandeln, nie einen Tag ganz schuldenrein, o mein Gott und Herr, vor Dir wandeln können? — Erleuchte mich, stärke mich, leite mich an Deiner Vaterhand! Amen.

29.

Der Neid.

Spr. Sal. 14, 30.

Theuer, wie mein eig'nes Leben,
Wie mein Nam' und Eigenthum,
Sei mir, Menschen, euer Streben,
Euer Glück und Gut und Ruhm,
Alles, was Euch Gottes Rath
Gab und noch zu geben hat.

Immer will ich, frei vom Neide,
Und von aller Mißgunst rein,
Eures Glücks und eurer Freude,
Eures Wohlergeh'ns mich freu'n!
Nur bei Andrer Freude ist
Selbst beglückt der wahre Christ.

Es ist wahr, kein Mensch ist im gemeinen Verkehr des Lebens widerlicher und gehaßter und gemiedener, als der Neidische. Aber meidet derjenige, welcher den Neidischen verabscheut oder tadelt, auch wohl immer das Laster des Neides oder der Mißgunst selbst? Lege die Hand aufs Herz und erforsche dich: wie stand es mit deiner Zufriedenheit, wenn du erfuhrst, daß Diesem oder Jenem ein großes Glück zufiel, welches du entbehren mußt? wenn Dieser oder Jener dir vorgezogen ward, der nach deiner Ueberzeugung weniger Verdienste und gute Eigenschaften besaß, als du? wenn Dieser oder Jener mehr Beifall durch seine Arbeiten gewann, als du durch die deinigen? wenn Dieser oder Jener mehr Glück in seinen Geschäften machte, als du? — Wie stand es mit deiner Ruhe?

Gern möchtest du es dir selbst hinwegläugnen, daß du von dem niederträchtigsten aller Gefühle, von dem Gefühle des Neides, jemals gefoltert worden. Aber kannst du es hinwegläugnen, wie sehr es dich verdroß, wenn du zuweilen Leute im Ueberflusse und

Reichthum erblickteſt, die ihn nach deiner Meinung nicht verdienten? — oder mit Ehren, Würden und Aemtern geſchmückt fandeſt, auf welche du nach deiner Meinung viel gegründetere Anſprüche hätteſt machen können? — oder in ihrem Gewerbe und bürgerlichen Verkehr ſie weiter kommen ſahſt, als dich?

Wohl mag ſich manches Herz bei dieſen Fragen ſchwer getroffen finden. Wohl mag Mancher zu ſeiner Entſchuldigung ſagen: „Es war mir allerdings kränkend, daß es Andern in dieſer oder jener Sache beſſer glückte, als mir; aber ich haßte nicht die Perſon ſo ſehr, als ich vielmehr mich ſelbſt bedauerte.“ Oder: „Ich möchte Andern ihr Glück gönnen; aber ſollte es mir nicht wehe thun, wenn ich immer hintenan bleiben mußte?“ „Ich hatte nichts dagegen, wenn Andere in ihren Geſchäften glücklicher waren, als ich; allein es ärgerte mich nicht ſowohl dies Glück, als der höhniſche Stolz der Menſchen, mit dem ſie nun auf Andere herabſahen. Es hätte mir weniger gethan, wenn das gleiche Glück jedem Andern zugefallen wäre.“

O, dieſe Sprache vergeblicher Entſchuldigung, was iſt ſie anders, als die gemeine, verächtliche Sprache des Neides? Was iſt denn der Neid, als eben dies Mißvergnügen, welches man über das Gute anderer Menſchen empfindet?

Die Quellen der Mißgunſt ſind entweder *Schwäche des Verſtandes*, oder ein *verdorbenes Herz*, welches weit davon entfernt iſt, durch die Empfindungen ungetrübter Menſchenliebe, wie ſie Jeſus empfiehlt, erwärmt zu werden.

Nur Mangel an Lebens- und Weltkenntniß, Beſchränktheit unſerer Einſichten und Urtheile kann uns zu den thörichten Ausſchweifungen des Neides bringen. Der Neidiſche mißgönnt Andern das Glück, die Ehre, ſo ihm ſelber fehlt, ohne zu bedenken, daß vielleicht der Beſitz dieſer Güter ihn oder die Seinigen unfehlbar ins Verderben ziehen könnte; ohne zu bedenken, daß das Gute, was Andern widerfährt, Werk und Gabe der göttlichen Vorſehung iſt, die beſſer, als der Weiſeſte unter den Sterblichen weiß, was den Menſchen heilſam iſt. Der Mißgünſtige tadelt mit jedem ſeiner Seufzer die Plane Gottes; würde Alles anders geſtalten und vertheilen, als der Schöpfer; möchte den Aller-

gerechteſten und Allerheiligſten nur zum Werkzeug und Diener der ihm anklebenden Leidenſchaften machen. Wie ſollte ich dieſen Wahnſinn der Sterblichen nennen, der an Empörung gegen das weltbeherrſchende Schickſal, an Murren gegen die himmliſche Vorſehung grenzt? Sollte ich ihn Weisheit nennen? Nein, es iſt Schwäche, es iſt Krankheit des Verſtandes.

Der Neidiſche iſt voreilig in der Beurtheilung anderer Menſchen und ihres Werthes. Er, der ſich ſelbſt noch nicht genug kennt, wagt es, über die Verdienſte Anderer abzuſprechen. Es mag ſein, daß der, welchem du ſein Glück mißgönnſt, Fehler habe, große Fehler — aber kannſt du auch ſeine Tugenden verläugnen? Vielleicht kennſt du ſeine guten Eigenſchaften nicht; aber haſt du dich ſchon ſo angelegentlich um ſie bekümmert, als um ſeine tadelhaften Seiten? Siehe, vielleicht wiegt in Gottes und anderer Menſchen Augen das Gute an ihm ſeine Mängel auf. Wie maßeſt du dich an, ihn ſo ſtrenge zu richten? Weißt du, wie du beſtehen würdeſt, wenn man dich prüfen und richten ſollte? Schon eine Untugend, die ich an dir kenne, macht dich viel ſchlechter, als der iſt, den du haſſeſt, weil es ihm beſſer geht, als dir, und dieſe Untugend iſt — dein Neid.

Vielleicht haſt du Recht, daß der, welchem du ſein Glück mißgönnſt, ſchwach und eitel genug iſt, ſich nun über dich erheben, verächtlich auf dich niederblicken zu wollen. Aber wie würdeſt du auf ihn ſchauen, wie würdeſt du ihn behandeln, wenn das Glück die Rollen unter euch vertauſchte, wenn du ihn plötzlich an Ehre und Reichthum überträfeſt, und er vor dir in demüthiger Abhängigkeit wäre? Würdeſt du gegen ihn beſcheidener, anſpruchloſer, zuvorkommender ſein? Würdeſt du ihn deinen Vorzug nicht fühlen laſſen, ihn nicht verachten? — Prüfe dich ſelbſt und geſtehe es dir: du könnteſt vielleicht ihn noch ſchnöder behandeln, als er gegen dich iſt; geſtehe es dir, daß, wenn er ſein Glück nicht verdient, du deſſen noch weniger werth biſt.

Es iſt eine Folge des ſchwachen, beſchränkten Verſtandes, wenn man Andern gewiſſe Glücksgüter mißgönnt, deren wahrer Werth für uns eigentlich ſelbſt unbekannt iſt. Es iſt Schwäche des Verſtandes, wenn man Glücksgüter ſchon für das Glück ſelbſt

hält, nach welchem Jeder dürstet. Sie sind doch nur Mittel und Werkzeuge zum Glück, zur Zufriedenheit, zur Seelenruhe. Aber der, welcher die glänzendsten Werkzeuge und Mittel in Händen hat, weiß sie darum nicht immer am weisesten zu gebrauchen. Nicht von Stand und Rang, nicht vom Vermögen und Reichthum allein hängt es ab, daß wir glücklich sind. Beobachte die Welt, sammle Erfahrungen, und du wirst von dem wahren Werthe der Glücksgüter, um welche du Andere beneidest, ganz andere, aber richtigere Vorstellungen erhalten. Du wirst weise Menschen sehen, die mitten in des Reichthums Fülle einfacher leben, sich geringer kleiden und nähren, als mancher Andere, der von ihnen Unterstützung genießt. Sie müssen also dennoch ein höheres Gut kennen, als den Stolz der Kleider, als den Wohlgeschmack der Leckerbissen, als den Prunk des Hausgeräthes und der Wohnung. Und welches ist dies Gut? Dasselbe, welches du dir auch ohne Reichthum erwerben kannst, ein weises, edelmüthiges, sündenloses Herz! — Du wirst ferner Menschen sehen, die Goldes und Güter in Fülle haben, erlangen können, wonach sie nur gelüstet, und bei dem Allem doch höchst elend sind, doch nicht zufrieden mit sich und der Welt sein können. Ein Beweis also, daß alle ihre Mittel, ihr scheinbares Glück, um welches du, o Thor, sie beneidest, nicht hinreichend ist, ihnen dasjenige zu geben, was du auch ohne Geld und Ueberfluß gewinnen kannst — Frieden des Herzens. Du wirst weise Menschen kennen lernen, welche in den höchsten Würden leben, und dennoch gegen Andere und Geringere viel leutseliger und nachgebender sind, als du gegen deine Untergebenen bist; Menschen, die bei allem Ruhm und Ansehen, das sie umringt, lieber die Einsamkeit suchen, eine bescheidene Stille und Dunkelheit dem Geräusch und Glanz öffentlicher Ehrenbezeugungen vorziehen. Aber auch andere Sterbliche wirst du finden, welche auf dem Gipfel der Ehre und Macht sich gleich Unersättlichen quälen, der Macht und Gewalt immer mehr an sich zu reißen; die, um ihre Person zu erhöhen und geltend zu machen, Millionen Menschen verderben können, bis sie unter dem Fluche der von ihnen geplagten Menschheit niederstürzen.

Beobachte die Welt, sammle Erfahrungen, o Mißgünstiger, und du wirst über deines Verstandes Schwäche erröthen, wirst lernen, daß du den Werth der sogenannten Glücksgüter viel zu hoch anschlugst, und Andere um Vorzüge beneidetest, die an sich selbst weder der Verachtung, noch der übermäßigen Begierde werth sind; wirst lernen, daß alle Güter des Lebens erst ihren wahren Werth durch die Hand desjenigen empfangen, der sie zu gebrauchen weiß. Hat dir nun Gott ein scheinbar geringes Loos gegeben, wohlan, wuchere du, als ächter Weiser, als wahrer Christ, mit dem Wenigen, über das er dich gesetzt hat. Die Mittel, welche der Schöpfer über die Erde streuet, um unsere Glückseligkeit zu befördern, sind freilich von verschiedener Gestalt, von verschiedenem Glanze; aber das kleinste, wie das größte, das scheinbar schlechteste, wie das scheinbar herrlichste, sind gleich gut, das große Ziel damit zu erreichen.

Noch öfter aber, als Schwäche des Verstandes, ist ein verdorbenes Herz die Quelle des Neides. Wie dürfte man auch demjenigen einen reinen Jesussinn, ein edles Gemüth zutrauen, welcher, lieblos gegen Andere, ihnen dasjenige mißgönnt, was ihnen ihre Tugend, ihr Fleiß oder die Vorsehung gegeben? Wie darf man dem ein edles Gemüth zutrauen, welcher Andere sogar um Dinge beneiden kann, die sie sich durch Betrug, Kriecherei, Verrath, oder auf noch schändlichern Wegen ertrotzen oder zu erschleichen wußten? Wer möchte um einen so schimpflichen Preis mit ihnen ein vermeintes Glück theilen? Nur derjenige könnte es, der selbst so verworfen denkt, als sie.

Mit Recht fliehen wir den, in dessen Geberden sich Spuren der Mißgunst zeigen — wir ahnen es, wir wissen es, in seiner Brust tobt verborgen eine Hölle. Mit Recht meiden wir es, mit solchen Menschen in vertrautere Verhältnisse zu kommen: denn wir haben zu fürchten, er werde uns jeden Augenblick mit seinen ewigen Klagen ermüden; mit seinen verleumderischen Bemerkungen quälen; er werde uns von seiner Unruhe, seiner Galle, seiner ekelhaften Denkart mittheilen und vergiften. Ja, in der Brust des Neidischen tobt eine verborgene Hölle; sein bleiches, ärgervolles Gesicht, sein finsterer, tödtender Blick, seine wandelbare Laune

sagt es. In ihm wohnt der gemeinste Stolz, ohne wahren eigenthümlichen Werth; in ihm das marternde Gefühl seiner Geringfügigkeit neben Kraft- und Willenlosigkeit zum Bessern; in ihm die niedrige Habsucht, die Wuth der Verleumdung; in ihm mit ewig brennendem Durst die Selbstsucht, welcher außer sich und ihrer Pein alles Andere in der Welt gleichgültig sein kann.

„Ein gütiges Herz", spricht der königliche Weise, „ist des Leibes Leben, aber der Neid ist Eiter in den Beinen." (Spr. Sal. 14, 30.) Neid, diese Frucht vieler Sünden, zeugt wieder ein neues Verderben. Er verdirbt die Seele noch mehr, und macht sie zum Guten, Großen und Edeln untüchtiger, als vorher. Er hadert, ohne es zu wissen, mit Gottes Vorsehung, welche das Gute hienieden nach ihrer Weisheit vertheilt, und hadert mit den Menschen, so unschuldig sie auch sein mögen; in seinen Blicken ist das Gute, welches sie erwarben, oder welches ihnen zu Theil ward, ihr Verbrechen. Er hadert mit sich selbst, und verwüstet das Gemüth, dessen er sich bemächtigt hat. Er verwandelt die äußere Gestalt des Menschen; er zerrüttet die Gesundheit des Leibes; er legt auf die Lippen das Gift der Verleumdung, und in den Blick des Auges die schüchterne Gier der Habsucht, oder den Aerger des gekränkten Stolzes, oder den Fluch des Hasses. Ja, wo Neid und Zank ist, da ist Unordnung und eitel böses Ding. (Jak. 3, 16.)

Wohl vergleicht Salomo den Neid mit Eiter in den Beinen; er verzehrt des Menschen Wesen, macht ihn unempfindlich gegen das Gute, was ihm Gottes Vaterhand mildreich verliehen. Er verliert über das Glück, welches er Andern mißgönnt, das eigene Glück, so er genießen konnte; erringt nicht, was er will, und büßt ein, was er hat. Wo Neid herrscht, da ist keine Zufriedenheit möglich, und in der Ungenügsamkeit liegt der Abgrund des menschlichen Elends.

Wie jedes Laster, hängt auch der Neid seine Kennzeichen überall aus. Der Verdruß des Menschen, in welchem Mißgunst wohnt, spiegelt sich in seinen Mienen wieder, und macht ihn für bessere Menschen zum Gegenstande des Widerwillens. Unglücklicher, warum klagst du über der Menschen Liebelosigkeit? Warum findest

du überall Stoff für deinen Argwohn? Warum beschuldigst du Alle, die mit dir in naher oder entfernter Verbindung stehen, gehässiger Fehler? Du siehst nur dich, nur deine Fehler überall; du findest nur dich überall wieder; ändere dich selbst, gewinne Gewalt über dich, und mit Erstaunen wirst du die ganze Welt sich verwandeln sehen.

Schwer ist es freilich, wo der Hang zum Neide einmal tief in einem Herzen seine Wurzeln geschlagen und ausgebreitet hat, ihn auszurotten. *Aber dem ernsten, festen Willen des Menschen zum Guten ist nichts Gutes unmöglich.* Darum soll Jeder, der auch nur zuweilen leichte Anwandlungen von Neid und Mißgunst in sich verspürt, diese desto sorgfältiger bekämpfen — um so leichter wird ihm der Sieg; um so sicherer bleibt ihm die Reinheit und Unbefangenheit des Gemüthes; um so geborgener die heitere Ruhe seines Herzens.

Willst du dich frei von jener Untugend bewahren, so gewöhne dich, in deinen Vorstellungen nicht einen allzuhohen Werth auf gewisse Glücksgüter zu setzen; sondern durchdringe dich mit der Wahrheit des Satzes, *daß kein anderes Gut, als dasjenige, was die Vorsehung dem Menschen wirklich gegeben hat und gibt, fähig sei; ihn auch glücklich zu machen;* — überzeuge dich von der Wahrheit des Satzes, *daß alles dasjenige, was trotz deines Darnachstrebens die Weisheit Gottes dir verweigert hat, dir auch gewiß schädlich sei;* — überzeuge dich von der Weisheit des Satzes, *daß der Regent des Weltalls und der Menschen-Schicksale dir manches Gut, wonach dein Herz sich jetzt vergebens sehnt, erst dann zukommen lassen wird, wenn alle Umstände zusammentreffen, daß es dir wirklich nützlich sein könne.*

Aber könntest du an der Wahrheit dieser Worte zweifeln: o so zweifelst du an der Wahrheit des göttlichen Wortes selbst, welches uns verkündet hat, daß der Vater im Himmel am besten weiß, wessen du bedarfst (Luk. 12, 30.); daß alle Dinge denen, die ihrem Gott vertrauen, zum Besten dienen! — so zweifelst du an der Barmherzigkeit und Gnade des Ewigen, an der waltenden

Vorsehung, welche für dich sorgte, ehe du warst; so erhebst du deinen gebrechlichen Verstand über die Weisheit des Allerweisesten, der ein ganzes Weltall zu Leben und Seligkeit aus dem dunkeln Nichts hervorrief! Unglücklicher, so ist dir kein Gott, keine Vorsehung, kein Glaube, keine Hoffnung; du schwindelst unter Träumen eines trostlosen Wahnsinns hin, und gehst in Verzweiflung unter.

Hast du dich aber mit jenen ewigen, göttlichen Wahrheiten der Religion ganz durchdrungen: wie mag dann Neid und Mißgunst über Anderer Glück und Vorzüge neben solchen Ueberzeugungen bestehen? Warum wolltest du deinen Nebenmenschen nicht das Gute gönnen, was ihnen der Himmel zuläßt? Er gab es ihnen für ihr eigenes Wohl, oder nur als Werkzeug seines Willens zum Besten Anderer. Warum wolltest du deine Nebenmenschen um ein Glück beneiden, welches dir des Himmels Vorsicht bis jetzt noch verweigert hat, weil es dir Verderben gebären würde, wenn du es unter den gegenwärtigen Umständen und in diesen Augenblicken hättest? Weißt du nicht, daß das, was oft einem Menschen balsamische Arznei ist, einem Andern unter andern Verhältnissen tödtliches Gift ist?

Willst du du dich frei vom Neide erhalten, so kehre zur Ruhe und Einfalt christlicher Weisheit zurück; und diese spricht: Sei in deinem Berufe, in deinem Stande, in deinen Verhältnissen der Beste, leiste für deine Kräfte das Vollkommenste: so wirst du die Achtung und das Glück des Vollkommensten genießen und niemals Reiz fühlen, Andere zu beneiden.

Das ist das Unglück der Thoren, daß sie das bessere Loos begehren, ohne den ernsten Willen zu haben, es zu erringen; daß sie nach dem Höhern gelüsten, aber den Weg dahin, weil er mühsam wird, scheuen; daß sie glauben, das Glück hänge vom Glanze ab, und werde von Außendingen gewonnen, da doch das Glück des Herzens selbst erst den Außendingen Glanz und Werth verleihen kann.

Sei in deinen Verhältnissen der Beste, der Liebenswürdigste, und du wirst denjenigen nicht mehr beneiden, welcher in scheinbar

vorzüglichern Umständen der Schlechteste und Verächtlichste ist. Bist du aber noch nicht groß und männlich genug, deine Lage aufs beste für dein Glück und für deinen Lebensfrieden zu benutzen, so wirst du in größern Wirkungskreisen noch viel weniger leisten.

Vielen ist es durch die Gunst des Himmels leichter geworden, als dir, sich auszuzeichnen, Vermögen zu haben, Ansehen zu gewinnen, oder den Menschen angenehm zu werden. Sie haben vielleicht von Natur mehr Schönheit, mehr Anmuth, als du — aber vergiß es nicht, neben diesen Rosen liegen auch immer Dornen, und du vermeidest manchen Schmerz, der sie trifft; begegnest mancher Gefahr nicht, der sie ausgesetzt sind; hast weniger einzubüßen, wenn mit den Jahren die Jugendblüthe welkt; und vielleicht mehr Weisheit gesammelt, während sie das Spielzeug flüchtiger Eitelkeit und Schmeichelei waren.

Vielleicht sind Andere durch den bloßen Zufall der Geburt schon zu höhern Ansprüchen, größern Ehren, glänzendern Reichthümern gelangt. Dir fehlt das Alles. Aber beneide sie nicht; das, was du für Glück hältst, ist ihnen durch Gewohnheit alltäglich geworden, wie dir dein Stand; und eben darum macht es sie nicht mehr glücklich, und hat es sie nie glücklicher gemacht, als dich dein Stand. Vielmehr hängen sie an ungleich größern und mannigfaltigern Bedürfnissen, als du; es ist für sie weit möglicher, unglücklich zu werden, als für dich, weil sie schon leiden, wenn sie nur eins ihrer vielen Bedürfnisse nicht stillen können. Erinnere dich, daß schon Menschen in Verzweiflung gerathen, gräßliche Selbstmörder geworden sind, weil sie nicht mit dem, was sie hatten, leben zu können glaubten, während du dich reich dünken würdest, wenn du hättest, was für sie nicht genugsam zum Leben schien.

Vielleicht sind Andere, die weniger Kenntniß, weniger Geschicklichkeit, weniger Fleiß hatten, als du, dir vorgezogen worden, in Aemtern und Würden befördert. Wen klagst du aber an? Den, der ohne Verdienst emporstieg? Möchtest du mit ihm tauschen? Möchtest du ihm die Vorzüge deines Geistes und Herzens geben, und dafür mit seiner Unwürdigkeit an seiner Stelle

stehen? Möchtest du ihn um ein Gut beneiden, welches du im Herzen verachtest, wenn es dir so zu Theil werden müßte, wie es ihm zu Theil ward? Ist das Gefühl nicht unendlich erhebender, würdig zu sein eines bessern Looses, ohne es zu haben, als das Loos zu haben, ohne dessen würdig zu sein?

Die Mißgunst fremden Gutes ist dem Herzen jedes wahren Weisen fremd. Nicht um das Gut sollte man Andere beneiden, sondern um das daraus entspringende Glück des Gemüthes. Aber das Glück, die innere, tiefe, beständige Freudigkeit des Gemüthes, wird nicht von äußern Mitteln geschaffen, sondern durch jeden Menschen selbst. Nicht das, was man hat, macht glücklich, sondern das, was man sich selbst ist.

Darum hinweg von mir jede Begierde nach dem, was Andern und nicht mir gewährt worden ist; unbekannt sei meinem Auge jeder neidische Blick auf das Gute, was ein Anderer besitzt; fern von mir sei jede Empfindung des Hasses gegen solche, die Vorzüge durch oder ohne ihr Verdienst empfangen, die mir abgehen. Mit Liebe will ich Jeden ehren; glücklich preisen den, der glücklich ist, und es nicht bloß scheint; genügsam mir in meiner Lage meinen Erdenhimmel gründen und sprechen: „Was Gott thut, das ist wohlgethan.

30.

Menſchliche Sorge.

Hebr. 13, 5. 7.

Nimmt Gott, dem wir vertrauen,
Nicht unſers Werks ſich an;
Will er das Haus nicht bauen:
Vergebens bau'n wir dann.
Will er die Stadt nicht ſchützen,
Er, groß durch Rath und Macht,
Was wird der Wächter nützen?
Umſonſt iſt's, daß er wacht.

Was hilft's, daß ihr vom Morgen
Bis in die Nacht euch quält?
Laßt euern Vater ſorgen,
Er weiß es, was euch fehlt;
Er, der uns ſelbſt in Leiden
So treu und zärtlich liebt,
Und uns ſo viele Freuden
Auch unerwartet giebt.

Zuweilen fühle ich mich ſehr niedergeſchlagen. Bald drücken mich unangenehme häusliche Verhältniſſe; bald Sorgen um die Nothwendigkeiten des Lebens für mich und die Meinigen; bald Beſorgniß wegen Verdrießlichkeiten, welche mir von ſchadenfrohen oder leidenſchaftlichen Leuten angedrohet ſind, ohne daß es doch in meiner Abſicht gelegen, die Feindſchaft derſelben auf mich zu ziehen. O wie gern möchte ich mit aller Welt im Frieden leben; wie viel habe ich mir ſchon, um dieſen Wunſch zu erfüllen, gefallen laſſen, und doch hat es mir nichts geholfen. Immer gab es Mißverſtändniß und Anſtoß; und nicht ſelten, wenn ich glaubte, endlich einmal ſei mein Himmel heiter, überzog er ſich mit den ſchwärzeſten Wolken.

Und dies endet faſt niemals. Mein Bemühen iſt vergebens, ein ganz ungeſtörtes Glück zu genießen. Und wenn ſich ſchon mein Herz keine ſonderlichen Vorwürfe zu machen hat, kann es ſich doch nicht erwehren, mit gerechter Furcht mißtrauiſch umherzublicken, ob nicht wieder ganz unerwartet von dieſer oder jener Seite her irgend ein neuer Unfall erſcheinen werde. — Wer in der Welt ſchon ſo oft in ſeiner Ruhe geſtört, und aus den Träumen

seines Glücks so schmerzlich aufgeweckt wurde, verliert zuletzt den Muth, selbst in dem Kreise der unschuldigsten Freuden froh zu sein.

Ich möchte oft in eine Einöde flüchten können, wo ich mir selbst gehöre, und nichts mit Menschen zu schaffen habe, deren Umgang, deren Geschäfte mit mir, ja deren Freundschaft zuletzt damit enden, daß meine Zufriedenheit gewöhnlich auf lange Zeit untergraben wird.

Diese und ähnliche Empfindungen quälen mich zuweilen peinlich. Ich suche mich durch Trostgründe und Aufmunterungen jeder Gattung zu beruhigen. Allein meine Sorgen und Besorgnisse weichen dennoch nicht von mir. Ich gehe am Abend nicht ohne Bangigkeit zum Lager meines Schlummers; ich verlasse es am Morgen nicht ohne erneuerte Sorgen, nicht ohne alte und nur zu oft gerechtfertigte Furcht. So wird mein ganzer Lebenslauf eine Verkettung von Drangsalen und Befürchtungen. Ich werde meiner Stunden nicht froh, und erliege beinahe unter dem Drucke abwechselnder, immer neuer Verdrießlichkeiten und Sorgen.

Diese Klage höre ich aus dem Munde vieler sonst frommen und rechtschaffenen Menschen. Sie klagen, wie schon David zu seiner Zeit. Auch ich, und ich läugne es nicht, stimmte oft darin überein; ich empfand alles dasselbe.

Dann aber rettete mich das Andenken an jene Worte, die mir die Hauptsumme aller christlichen Lebensweisheit waren, plötzlich aus der Tiefe meines Mißmuths. Diese Worte löseten alle meine Schwermuth, und machten, daß ich mit leichtem Sinne über die widrigsten Zufälle hinwegging, oder unbekümmert der furchtbarsten drohenden Zukunft entgegentrat. Diese Worte heißen: Recht thun und Gott vertrauen.

Ich will recht thun, und in allem Uebrigen, was über mich verhängt ist, Gott vertrauen. Ich will für das sorgen, was mir obliegt, und thun, so gut ich kann. Gott sorgt für alles Andere, was nicht in meiner Gewalt ist! — Diese Lebensvorschrift ordnet plötzlich alle meine verworrenen Gedanken, zeigt mir meinen Wirkungskreis an, wo ich stehen muß, und macht mich unbekümmerter wegen dessen, was Gottes Sache ist.

Ich will recht thun in Allem, wo es an mir liegt, daß ich

handeln muß; und Gott, der allgemeine väterliche Fürsorger, wird mir da wohl thun, wohin nur seine Kraft reicht, nicht die meinige.

Was kann weiser sein? Was stimmt mehr mit den Grundsätzen einer freien, unbefangenen Vernunft überein? Was mehr mit den Lehren meines Herrn und Meisters: Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch alles Uebrige zufallen; denn euer himmlischer Vater weiß, wessen ihr bedürfet! (Matth. 6, 32. 33.)

Es würde auf Erden viele menschliche Sorge und Noth weniger sein, wenn Jedermann diese lebendige Wahrheit zur Richtschnur seines gesammten Thuns machte. Aber oft geschieht das Gegentheil.

Wirklich entspringt unsere meiste Noth nicht selten aus der ganz verkehrten Anwendung unserer Sorge, indem wir uns wenig um das recht bekümmern, was eigentlich unsere Sache, unsere Angelegenheit wäre, und mit trägem Vertrauen hoffen, Gott werde schon ersetzen, was wir versäumen; hingegen über solche Dinge am meisten nachdenken, uns wegen Umständen und Ereignissen Kummer machen, die ganz Gottes Sache sind, wo der Mensch nichts dazu thun kann.

Diese verkehrte Anwendung unserer Sorge muß dann nothwendig auch böse Folgen für unsere Zufriedenheit und Ruhe haben. Denn wenn wir das nicht recht thun, was wir zu thun haben; wenn wir da nicht thätig sind nach allen Pflichten und Kräften, wo wir thätig sein sollen und können: so wird die Aernte eben so übel ausfallen, als unsere Saat war. Hingegen ist jede Sorge um dasjenige, was von Gottes weisem Willen abhängt, ganz vergebens. Er allein regiert die Schicksale der Welt; wir können seiner Allmacht nicht entgegen streben; wir können seine Weisheit nicht übertreffen; wir können seine Entwürfe nicht durch alle Anstrengungen unserer Neugier errathen. Sorge und arbeite du nur in dem, was deiner Sorge und Arbeit überlassen ist, Gott wird mit treuer Liebe für das Uebrige sorgen. Du kannst ihm nicht helfen; du kannst nicht ändern, was er beschlossen; und was du ändern würdest, wäre zuverlässig nicht zu

deinem Glücke, sondern zu deinem Verderben. Recht thun und Gott vertrauen!

Wenn wir nur das recht besorgen, was wir besorgen können und sollen, so haben wir genug zu thun. Oft wird uns hier schon die Sorge zu schwer. Willst du sie dir erleichtern, so übernimm nie mehr Geschäfte, Arbeiten und Verpflichtungen, als so vielen du mit deinen Kräften gewachsen bist. Viel Verdruß erwächst daher, daß wir bei mancherlei Unternehmungen nur unsere Wünsche, nicht aber das Maß unserer Kräfte berechnen. Hättest du in deiner Lage nicht mit einem Male zu viel gewollt, hättest du genügsamer sein können, so würdest du recht gethan haben. Es gibt tausend und tausend Menschen, die weniger haben als du, und dennoch mit ihrem Loose zufrieden, und am Ende glücklicher sind, als tausend Andere, die mehr besitzen und sind, als du.

Warum stürzest du dich unersättlich in neue Verhältnisse und Geschäfte, deren Menge dich endlich übermannt? Sind Wochen und Monate voller Angst und Besorgniß ein billiger Preis für das Vergnügen weniger Tage, von denen du sagen kannst: Ich habe nun so viel errungen! Wer weiß, wenn du es hast, ob es dich nicht bitterlich gereut? Nicht vielerlei und viel zu thun, bringt uns Selbstzufriedenheit: sondern daß man gut und recht thut, was man zu thun hat. Du würdest dir vielerlei Sorge erspart haben, hättest du genügsamer sein und als ein wahrer Weiser genießen können. Es ist die Art der Thoren, daß sie unaufhörlich von Arbeit zu Arbeit, von Sorge zu Sorge eilen, um dereinst einmal nicht mehr Arbeit und Sorge zu haben. Sie bedenken nicht, daß sie, bei gehöriger Eintheilung der Zeit und der Geschäfte, dieses Glücks schon theilhaftig sein könnten; daß sie hingegen des morgenden Tages gar nicht gewiß sind. Sie bedenken nicht, daß anhaltende Arbeit und anhaltende Sorgen ihnen dies endlich so zur Gewohnheit machen, daß sie auch dann beschäftigt sein wollen, und sich in Sorgen umher treiben werden, wenn sie die Zeit der Sorglosigkeit erreicht zu haben glauben.

In der That ist die beständige Unruhe und Aengstlichkeit vieler Menschen keine nothwendige Folge ihrer jetzigen Lage, son-

dern eine Wirkung ihrer Gewohnheit. Sie klagen, und klagen oft ohne gründliche Ursache, nur weil sie sich daran gewöhnt haben, mit Allem Unzufriedenheit zu äußern, was sie berührt. Sie sorgen Tag und Nacht um Dinge, machen sich Fragen und Einwürfe, Bedenklichkeiten und Furcht um Sachen, die zuweilen kaum auf das Wohlsein einer Viertelstunde Einfluß haben. Sie haben Vermögen, Wohlstand, ehrenvolle Verhältnisse, nützliche Wirkungskreise, aber schaffen sich dennoch ein Heer von Mühseligkeiten, die ihnen ganz fremd sein könnten.

Belausche dich selbst — bist du nicht oft in diesen thörichten Fehler gerathen? Konntest du dich nicht oft mit Kleinigkeiten plagen, wenn dir wichtigere Anläße zu Kummer und Herzeleid mangelten? — Wohlan, warum vergiftest du thörichter Weise dein Leben? Ist es nicht an dir, deine Gewohnheit gegen einen leichten Sinn zu vertauschen, welcher nicht aus jeder Mücke ein Ungeheuer schafft? Freue dich des Tages, den dir Gottes Güte verlieh; vollbringe deine Pflichten; für das Uebrige laß den Herrn sorgen. Die Tage des Trauerns werden sich auch einst bei dir einstellen, ohne daß du sie herbeirufst.

Mancher ist mit seinem heutigen Zustande unzufrieden, obgleich gerade derselbe sonst das Ziel aller seiner Bemühungen und Sorgen war. Wozu nützten ihm nun seine bangen Sorgen, da er doch am Ende sie ganz vergeblich that? Du wünschest dir nun wieder eine andere Lage, dahin geht dein einziges Trachten. Aber bist du auch sicher, daß du, wenn dein Ziel erreicht ist, nicht abermals getäuscht dastehst, und dir wohl gar das Loos zurückwünschest, das du heute noch hast und verachtest? Dies ist die gemeine Frucht unserer überspannten Erwartungen. Wir vergessen nur zu häufig, daß jeder Stand, daß jeder Tag, wie Jesus spricht, seine eigene Plage habe. Wir vergessen, daß der Mensch niemals sein Glück von irgend einem Stande und Orte empfängt, sondern daß er es hineinbringen müsse. Wer nicht Zufriedenheit mit seinen Umständen in der eigenen Brust trägt, findet sie nirgends. Es ist möglich, daß in der That deine gegenwärtigen Verhältnisse für deine Art zu denken und zu empfinden viel Beschwerliches haben. In diesem Falle ist es an dir, zu prüfen, ob du sie mit

Vorsicht abändern könnest; nie aber vergiß, daß du, indem du deine Lage mit einer andern verwechselst, neue Unannehmlichkeiten zu erwarten habest, vielleicht schmerzlichere, unerträglichere, als gegenwärtig. Darum gewinne jedesmal deinem Zustande die bessere Seite ab, das heißt, ändere dich selbst, so wird sich auch deine Außenwelt ändern. Sei verträglich, so wirst du Freunde, sei bescheiden, so wirst du keine Feinde finden. Sei genügsam, so wirst du noch reich genug sein; sei nützlich thätig, so wirst du keinen Mangel haben. Selten liegt das Uebel, über welches unzufriedene Menschen klagen, in ihrer äußerlichen Lage, sondern in ihrer Eitelkeit oder Trägheit, in ihrer Habsucht oder in ihrem Hange zum Wohlleben, in ihrem Eigensinn oder in ihrer stolzen Laune, in ihrer Herrschbegier und Unredlichkeit, die Keiner liebt. Darum recht thun und Gott vertrauen hebt alle Sorge!

Auch viele Sorge erspart sich der Mensch, wenn er sich das, was er begehrt oder zu erreichen gedenkt, nur in allen Theilen klar vorstellt; wenn er, so oft er auf das Ziel seiner Bemühungen hinsieht, sich selber deutlich macht: Was und wie viel kann ich dazu thun? Was und wie viel hingegen hängt zum Wohlgelingen von andern Menschen und von Umständen ab, die nicht in meiner Macht liegen?

Diese wichtige Frage muß der Christ vor jeder neuen Unternehmung thun. Durch die Antwort, welche er gewinnt, klärt sich Vieles von seiner Zukunft auf. Er wird getroster, fester, muthiger arbeiten, je gewisser er weiß, daß zum guten Gelingen das Meiste von seinem eigenen Fleiße abhängt. Er wird behutsamer zu Werke gehen, weniger hoffen, sich gefaßter machen auf das Scheitern seiner Plane, je heller er einsieht, daß es dabei nicht halb so sehr auf seine eigenen Kräfte, als auf die Stimmung anderer Menschen, auf Umstände ankommt, die sich nicht vorher berechnen lassen. Er wird daher thun, was seine Pflicht ist, um dies gewisse Ziel zu erreichen, aber in allem Uebrigen Gott vertrauen. Alle weitern Sorgen helfen nicht weiter zum Gedeihen der Sache. In gewagten Spielen darf Keiner mit Zuversichtlichkeit den Ausgang voraus verkündigen. Ist er aber so glücklich,

als du wünschest, so nimm ihn als Geschenk aus Gottes Liebeshand; denn du hast doch das Wenigste dazu thun können. Schlägt deine Hoffnung fehl — wohl, du wußtest es voraus. Du konntest dich nicht zuviel auf das Gelingen wagen. Sei Gott dankbar, der das nicht geschehen ließ, wonach du dich sehntest; denn was Gott dir verweigert, ist entweder dir oder den Deinigen zuletzt dennoch wohlgethan. Sei überzeugt, du hattest für dein Wohlsein einen falschen Weg eingeschlagen, darum ward er dir durch Hindernisse verlagert. Aber hasse nicht die Umstände, nicht die Menschen, welche dich hinderten, dein Ziel zu erreichen, denn sie waren nichts mehr und nichts weniger, als Werkzeuge Gottes zu deinem Besten. Hassest du sie, so hassest du zugleich die Werke Gottes, so fluchst du der Weisheit deines Vaters. Danke Gott, und segne die, welche dich an deinem vermeinten Glücke hinderten. Du wirst gewiß einst mit Erstaunen wahrnehmen, daß du sie nicht umsonst gesegnet hast. Gott hielt dich für den Stand, für den Wirkungskreis, für die Umstände, in denen du bist, unentbehrlich nothwendig. Darum bist du in ihnen. Das war Gottes Plan. Darum recht thun und Gott vertrauen macht manche Sorge eitel!

Und was dann nicht zu ändern ist, das entschlage deinem Sinne. Aber es ist nichts von dem zu ändern, was Gott gethan hat. Du kannst nur ändern an deinem eigenen Werke. Alles Sorgen um dasjenige, was über dein Vermögen ist, schwächt nur dein Nachdenken um dasjenige, was du wirklich noch zu thun hast. Alle Furcht und Bangigkeit um Dinge, die du als Gottes Werk betrachten mußt, weil du nicht Herr derselben bist, raubt dir nur die Kraft und Sicherheit des Handelns in den dir angewiesenen Pflichten. Du thust nicht recht, du vertraust nicht Gott! Welches Looses bist du nun werth?

Es ist mehr als gemeine Thorheit, es ist wahrhaft schon Gemüthskrankheit, wenn der Mensch um geschehene Dinge, die er nie ungeschehen machen kann, Noth und Kummer hat, statt zu erwägen: Was habe ich nun unter so bewandten Umständen für die Zukunft zu thun, damit durch meine Unvorsichtigkeit, durch meine Betrübniß das Uebel nicht noch schlimmer werde? Was kann ich thun? Was soll ich thun? — Thue du nur recht, für

das Uebrige sorgt dein Gott. Mische dich nicht in Angelegenheiten der ewig wachen, ewig weisen Vorsehung! Sie hat wohl gethan, thue du aber recht.

Es ist eben so eitel, gewisse Dinge, die nicht mehr abzuändern sind, sich nicht aus dem Sinne zu schlagen, als sich wegen mancherlei Möglichkeiten zu ängstigen, die noch nicht da sind und vielleicht nie kommen. Das Letztere ist demungeachtet sehr gewöhnlich. Es ist eine Art von Gespensterfurcht, die an sich selber ein viel größeres Unglück ist, als das Unglück je sein kann, vor dem man sich fürchtet.

Doch Jeder sucht dieses Selbstquälen zu vertheidigen, und spricht: Es ist nun so. Und selbst wenn ich zugeben müßte, meine Besorgnisse wären sehr vergeblich, so kann ich mich ihrer doch nicht erwehren.

Wohl, du banges, allzuverzagtes Herz, wohl kannst du dich ihrer erwehren. Mache nur den Inbegriff aller Lebensweisheit, den dir Jesus gab, zur Seele deiner Denkart. Recht thun und Gott vertrauen! Erfülle nur deine Pflichten in der Gegenwart; Gott wird die Zukunft weise regieren. Sie liegt in seiner Hand. Und hast du Vertrauen zur Weisheit dessen, der dich und die Deinigen bisher besser geleitet, mit mehr Freuden überschüttet hat, als du verdientest, oder weise zu genießen wußtest, — hast du dies volle Vertrauen, o so wird dich keine ängstliche Neugier um das, was dir etwa bevorsteht, mehr beunruhigen. Dann fragst du wahrlich nicht: Was habe ich zu erwarten? sondern du gibst die Versicherung: Ich habe das Beste für mich zu erwarten, weil Gott mir immerdar das mir Zuträglichste gewährt. Ich empfange nichts Anderes, als was Gott beschlossen hat zu meinem Wohl.

Bekümmerter Vater, allzubesorgte Mutter, du zitterst um das Schicksal deines Kindes, wenn es nicht mehr an deiner Hand wandelt. Wie wird es ihm ergehen? Wer wird sich seiner annehmen? — O Vater, o Mutter, recht thun und Gott vertrauen! Thue du an deinem Kinde heute noch, was deine Pflicht gebeut; flöße ihm tugendhaften Sinn ein, strafe seine Fehler, bilde seinen Verstand aus, laß es in Schulen, laß es in Geschäften

nützliche Geschicklichkeiten erwerben, dann erst hast du recht gethan. Alles Andere ist nun die Sache Gottes. Meinst du, er werde weniger für dein Kind thun, als du gethan? Ist dein Kind nicht auch Gottes Kind?

Bedrängter und verfolgter Christ, warum überlässest du dich so trauriger Furcht und Besorgniß wegen dessen, was dir deine Feinde Böses thun können? Warum bist du Gegenstand ihrer Verfolgung geworden? Hast du recht gethan: warum zitterst du vor denen, die in Gottes Gewalt sind? Ist Gott für dich, wer mag wider dich sein? Thue auch jetzt recht; handle deinen Pflichten gemäß, verfahre gegen deine Widersacher mit Besonnenheit; laß dich keine Leidenschaft überwältigen. Bewahre in deiner Brust ein reines Gewissen, und du gehst ihnen mit der edeln Ruhe des Siegers entgegen, dem man Alles rauben kann, aber nie die Hoheit seiner Unschuld und Gerechtigkeit. Warum verfolgen sie dich? Hast du unrecht gethan? Siehe, Gott sendet sie, um dich zum Wege des Rechts zurückzuzwingen. Du hast die Tugend verlassen, darum verläßt dich die Freude. Du empfindest die Strafe der Sünde, du lernst wieder glauben an das Dasein einer sittlichen Weltordnung. Deine Sorge ist umsonst, der Strafe zu entrinnen; sie hat dich ereilt. Du hast sie schon mit deiner Angst, die dich foltert, halb überstanden. Jetzt kehre um! Thue von diesem Augenblicke an recht, und die seligen Folgen der Tugend werden auch wieder zu dir umkehren. Thue recht, und die erste Wirkung der von dir gewissenhaft erfüllten Pflicht wird — Vertrauen und Zuversicht auf Gott sein. Gott wird dich retten! Selbst deine Strafe ist Rettung für dich!

Wie mannigfaltig und eitel und verderblich ist menschliche Sorge um das, weswillen kein Sohn des Staubes zu sorgen hat! Wie selten sorgt der Mensch mit aller Vorsicht und allem Ernste um das, was seiner Sorge wirklich anvertraut ist! Welche Verwirrung, welche Noth, welche fruchtlose Bekümmerniß, wo der Mensch die Lebensweisheit Jesu aus den Augen läßt! Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit! Dies ist's, was allein ein Gegenstand menschlicher Sorge sein kann und

sein soll — alles Uebrige liegt außer dem Gebiete unserer Kräfte, und ist Gottes Sorge.

Ich habe den tiefen, fruchtbaren, seligmachenden Sinn Deiner Himmelsworte, o mein Jesus, o mein göttlicher Rathgeber, ich habe ihn verstanden. Mein Gemüth ist voll entzückender Ruhe! Ich fürchte keinen Feind; ich zittere nicht mehr vor Widerwärtigkeit. In Deiner Allmachtshand, o huldreicher Vater, sind meine Feinde, meine Widerwärtigkeiten. Ich hange an Dir mit stiller Zuversicht. Dein Werk ist, was ich nicht ändern kann. Ich will recht thun, alle meine Pflichten mit Treue vollstrecken, Deinen Willen thun, und ein seligkeitvoller Friede herrscht in meiner Brust, den kein Schicksal vernichtet.

Ich vertraue Dir, und alle Besorgnisse schwinden von mir, wie Schatten vor einer emporsteigenden Sonne. Wie konnte ich mich doch so oft und so vergeblich selbst quälen! Warum begriff ich die Heilsworte Deines ewigen Sohnes, meines Heilandes, nicht früher! Aber unvertilgbar sollen sie nun in meinem Gedächtnisse hingeschrieben stehen, unvertilgbar in allen meinen Handlungen erscheinen. Und wenn mich eine neue Furcht übermannen oder eine neue Sorge mich niederdrücken möchte, dann blicke ich, Vater, empor zu Dir mit der Zuversicht des Kindes, und spreche zu mir: Recht thun und Gott vertrauen!

31.

Der Luxus.

Matth. 26, 7—11.

Christus, so lange er unter uns Sterblichen wohnte, lebte arm. Er wollte ja den Niedrigsten unter uns gleich sein, und Knechtsgestalt annehmen. (Phil. 2, 6. 7.) Er wollte nicht durch äußere Herrlichkeit glänzen, sondern durch sein Alles beseligendes Wort. Er wollte das Zutrauen der größten Menschenmenge gewinnen, die mit ihm lebte; darum stellte er sich ihr gleich. Er kannte zu tief den herrschenden Fehler der Reichen

und der Großen dieser Welt, die durch zu viele angenehme, sinnliche Zerstreuungen gefesselt sind, um sich an das Geistige, an das Ueberirdische mit Leichtigkeit schließen zu können. Er wußte es, daß sie nicht fähig sein würden, im Kampfe für seine neue Lehre, für das geoffenbarte Himmelreich, Verfolgung und Schmach Armuth und Tod zu erdulden.

Auch seine Jünger waren daher aus dem ärmern Volk gewählt. Aus ihrer ehrwürdigen Niedrigkeit erhob er sie zu Lehrern und Beglückern einer ganzen Welt.

Ob nun gleich Jesus den Stolz und alle Fehler der Reichen verachtete, hat er doch nicht den Reichthum, die Annehmlichkeiten des Lebens, den Genuß edler und schöner Gaben Gottes verachtet. Als ein frommes Frauenzimmer ihm einst mit den köstlichen Salben des Morgenlandes das heilige Haupt netzte, zürnten seine zur Sparsamkeit gewöhnten Schüler und sprachen: Wozu dieser Aufwand? Wozu dient er? Dieses wohlriechende Wasser hätte theuer verkauft und das daraus gelöfete Geld den Armen gegeben werden können! (Matth. 26, 9.) Christus aber sprach: Sie hat ein gutes Werk an mir gethan. Die Armen habt ihr allezeit bei euch, mich aber nicht allezeit.

Auch heutiges Tages haben noch viele rechtschaffene, fromme Christen ein gerechtes Vorurtheil gegen den Aufwand des Reichthums, gegen Pracht in Kleidern und Geräthen, gegen die mit kostbaren Speisen besetzten Tische, gegen den Ueberfluß in den Haushaltungen, gegen die mit großen Unkosten aufgeführten Prachtgebäude, gegen die theuern Vergnügungsarten, gegen die wechselnden Moden der Kleidung, gegen die zahlreiche Dienerschaft der Vornehmen und gegen andere Sachen des sogenannten Luxus oder Aufwandes.

Sie tadeln diesen Aufwand; sie glauben, nur in strenger Enthaltung aller Bequemlichkeiten, in Entfernung von allen äußern Zierathen, in Vermeidung aller Kostbarkeit der Kleidung, der Wohnung, des Geräths, der Speisen und Getränke, bestehe das wahre Christenthum, oder die wahre Verläugnung seiner selbst.

Sie sagen, wie die Jünger einst zu Jesu: Wozu dienet dieser Aufwand? Ihr gehet in Gold und Seide: Warum verkauft ihr nicht euern Schmuck, um diejenigen Unglücklichen zu bekleiden, die kaum Lumpen genug haben, womit sie ihre Blöße verhüllen können? Warum bauet ihr Paläste von Marmor, während viele eurer armen Brüder nicht haben, wohin sie ihr Haupt legen? — Der Aufwand ist das Verderben der Welt, er richtet Völker zu Grunde. Es ist schwer, daß ein Reicher ins Himmelreich eingehe; es ist schwer, daß wahre Tugend im Herzen des Vornehmen wohne, der nur für die Herrlichkeiten dieser Welt lebt. Wie kann christliche Bescheidenheit Platz haben neben solcher Pracht? Wie kann Demuth wohnen in solchen Palästen?

Solche Worte vernimmt man nicht selten von eifrigen Christen. Ach, sie bedenken nicht, daß sie in denselben Fehler verfallen, in den die Jünger Jesu geriethen, da sie den Aufwand eines frommen Weibes tadelten. Sie erwägen nicht, daß sie in ihrem Eifer nicht nur das Schädliche, sondern selbst das Unmögliche verlangen. Denn gesetzt, daß alle Begüterten sich nun entschließen wollten, ihre Juwelen, ihre Paläste, ihre Herrlichkeiten zu verkaufen: wo würden sich noch Käufer finden, wenn es die Reichen nicht selbst wieder sind? Und wenn alle Vornehmen, alle begüterten Christen nur mit dem Nothwendigsten vorlieb nehmen, alles ihr übriges, ererbtes oder sauer erworbenes Vermögen unter die oft nur zu sehr dem Müßiggang ergebenen Armen vertheilen wollten: wer würde dann noch arbeiten? Denn nichts als die Hoffnung zu einigem Gewinne, nichts als die Nothwendigkeit, sich und den Seinigen die Lebensbedürfnisse zu verschaffen, treibt zur Arbeit, zum Fleiß, zur Sparsamkeit, zur Treue, zur Dienstfertigkeit und zu andern christlichen Tugenden an. Darum hat Gott selbst die Güter dieser Welt ungleich vertheilt, darum sind in allen Welttheilen und unter allen Völkern, unter den gesitteten, wie unter den wilden, in allen Zeiten Reiche und Arme, Herren und Diener, Befehlende und Gehorchende gewesen.

Und wahrlich, lasset uns doch auf unsere Bekannten, auf die reichen und armen Familien unserer Städte, unserer Dörfer

umherſehen, und wir werden von unſerm ungerechten Vorurtheil bald zurückkommen. Wir werden uns bald überzeugen, daß der Reichthum weder Sünde ſei, noch zum Sünder mache; ſondern daß der Menſch den Reichthum wie die Armuth erſt mißbraucht, und zum Werkzeug ſeiner Sünde macht.

Wer auch nur einige Weltkenntniß und Erfahrung hat, wird eingeſtehen, daß oft weit mehr Beſcheidenheit unter Purpur und Seide gefunden wird, als unter dem ſchlechten Kittel; daß oft in den Paläſten der Vornehmen mehr chriſtliche, ächte Demuth wohnt, als in manchen Bürgerhäuſern; daß oft die angeſehenſten, mächtigſten Perſonen weniger Stolz haben, als manche geringe Leute, die auf ihr weniges Eigenthum, auf ihr geringes Amt, auf ihre etwaigen Naturgaben übermüthig und ſtolz ſind; daß oft die minder begüterten Menſchen viel ungerechter, viel härter in ihren Urtheilen über die Wohlhabenden und Reichen ſind, als dieſe über ſie. Wie viel tugendhafte Fürſten, wie viel rechtſchaffene Staatsdiener müßten wir verdammen, wenn ſie um ihrer irdiſchen Güter willen verdammungswürdig wären! Wie viele reiche Familien, die gleichſam im Ueberfluſſe ſchwimmen, leben für ſich ſelbſt ſehr enthaltſam und mäßig, um Andern beiſtehen zu können!

Der Prachtaufwand iſt ſo wenig an ſich dem Heil der Seele ſchädlich und eine Sünde, als der Genuß des Weins beim frohen Mahle iſt, den Jeſus ſelbſt einſt wunderbar ſchuf, da er dem heitern Hochzeitmahle zu fehlen anfing. (Ev. Joh. 2, 7—10.) Jenes Gold in dem tiefen Schooſe der Erde, jene Perlen aus dem Abgrunde des Meeres: ſind ſie nicht Gottes Werk und Gottes Gabe? Aber nicht was Gott ſchuf, iſt tadelnswürdig, ſondern was der Menſch durch ſündlichen Mißbrauch entheiligt.

Schönheit iſt in der Natur eine Zierde, und es liegt in der Natur des Menſchen, daß er ſie liebt. Ja, es iſt unſere Pflicht, keine rechtlichen Mittel zu verſäumen, auch durch Anmuth in unſerm Aeußern das Wohlgefallen unſerer Mitmenſchen zu erregen. Und fehlt uns fremder, fehlt uns köſtlicher Schmuck, ſo wird wenigſtens Sauberkeit und Reinlichkeit unſere erſte Zierde ſein. Denn wenn wir das Wohlgefallen der Menſchen, wenn

wir ihre Zuneigung für uns versäumen und zurückstoßen, so stoßen wir zugleich das sicherste Mittel, die vortheilhafteste Gelegenheit von uns, wohlthätig auf sie zu wirken. Wir schränken muthwillig unsern größern Wirkungskreis ein, welchen Gott uns zum Besten unserer Mitbrüder eröffnete.

Der Aufwand, welchen wir in unsern Bedürfnissen auf eigene Weise machen können, ist nicht nur an sich selbst keine Sünde, sondern er ist unsere Pflicht, weil er die Nahrungsquelle vieler tausend Arbeiter ist, die ohne dies Noth leiden würden.

Ihr, die ihr mit wohlgemeintem, doch unbedachtem Eifer den Aufwand aus der Welt verbannen möchtet: welches namenlose Elend würde die Erfüllung eures grausamen Wunsches über das Menschengeschlecht verbreiten, welches ihr Kurzsichtigen zu beglücken meintet! Welche zerstörende Umwälzung aller Dinge würden wir erfahren müssen! Der Zusammenhang zwischen den entferntesten Völkern wäre nun auf ewig zerrissen, welche jetzt noch, wie Glieder einer großen Familie, der Handel und Umtausch der mannigfaltigsten Waaren zusammenknüpft. — Wir würden die Schiffe des Meeres entbehren, und unsere Brüder in fernen Welttheilen verlassen. — Millionen thätiger Menschen in tausend Städten und Dörfern wären unbeschäftigt und nahrungslos; womit wollt ihr sie ernähren, da ihre Arbeiten sonst zu fernen Weltgegenden verführt und in Geld verwandelt worden sind? — Wir würden, wollten wir Alles verbannen, was nicht zur äußersten Nothdurft unumgänglich nothwendig wäre, in den Stand der Halbwilden zurückkehren, die sich mit Fellen kleiden, und in schlechten Höhlen und Hütten behelfen können. — Unsere Erkenntniß der Welt und der Werke und der Größe Gottes würde geringer werden, weil uns durch Verbannung alles Entbehrlichen, alles sogenannten Aufwandes, tausend Mittel zur Bereicherung unserer Einsichten fehlen würden. — Der Reiche würde seine Güter allein besitzen, aber wie todten Staub, während jetzt die Arbeit der Armen für den wichtigsten Aufwand der Wohlhabenden das Vermögen derselben wohlthätig über Tausende verbreitet.

Aber wie Alles durch Mißbrauch zur Sünde entarten kann: so ist es auch mit dem Aufwande.

Wann aber ist der Aufwand unerlaubt und sündlich?

Er ist es in drei Fällen, auf welche wir, als Christen, jederzeit achten sollen.

Der Aufwand ist Sünde, wenn er die Kräfte unsers Vermögens und Eigenthums übersteigt — dann wird er Verschwendung. Daher kommt es, daß auch der Aermste unserer Nebenmenschen mit Wenigem einen größern Aufwand treiben kann, als der Reiche, der zu den Genüssen seines Lebens und für Vergnügen aller Art kaum die Hälfte seines jährlichen Einkommens verbraucht. Die geringen Ausgaben eines Reichen, der deswegen für allzusparsam erklärt wird, können für den unbemittelten Bürger ein übertriebener Luxus heißen, wenn er dergleichen bei seinem Vermögen dennoch macht.

Wir sollen überall erst für die nothwendigsten und unentbehrlichsten Bedürfnisse sorgen, und durch Arbeitsamkeit so viel Vermögen einsammeln, daß wir uns und die Unserigen mit Ehren erhalten können, daß wir nicht Andern wegen unserer Erhaltung zur Last fallen. So lange wir darin nicht gesichert sind, ist jeder Aufwand, der unsere Kräfte übersteigt, sündlich. Wir sehen uns und die Unsrigen der Gefahr ausgesetzt, in Armuth zu schmachten und ein kummervolles Alter zu erreichen; wir setzen uns und die Unsrigen der Gefahr aus, endlich in alle jene Laster zu fallen, in welche nur zu oft Armuth und Begierde nach Wohlleben stürzen, als da sind die Laster der Betrügerei, der Ungerechtigkeit, der Treulosigkeit, des Diebstahls, des Meineids, des Neides u. s. w. Nur erst wenn wir einen Ueberfluß unserer Ersparnisse wahrnehmen, nur erst dann ist es uns erlaubt, uns oder den Unsrigen theuerere Genüsse zu verschaffen. Dann theilen wir gleichsam unsern Ueberfluß mit ärmern Nebenmenschen, die für uns gearbeitet haben, und wir sind durch den größern, unsern Kräften angemessenen Aufwand auf die nützlichste Weise Andern wohlthätig.

Der Aufwand ist Sünde, wenn er der Gesundheit unsers Körpers nachtheilig ist.

Unser Leib, obgleich nur Staub, den wir der Erde einst zu-

rückgeben sollen, ist ein Heiligthum, welches wir nie entweihen, nie verletzen sollen. Denn Gott hat ihn uns gegeben, als ein Werkzeug unserer unsterblichen Seele, damit nützlich zu wirken in dieser Welt. Wer ihn durch schädliche Genüsse zerstört, wer ihn durch Unmäßigkeit und Prasserei kränklich macht, ist ein geheimer Selbstmörder, und vor Gott verantwortlich.

Darum ist der Aufwand des Armen, der sein weniges Vermögen hinopfert, um sich mit hitzigen Getränken zu berauschen, eben so sündlich, als der Aufwand des Reichen, der an schwelgerischer Tafel sich und seine Gäste mit erkünstelten, ungesunden Speisen vergiftet, wofür er, als für Seltenheiten, Hände voll Goldes hinschleudert. Eben so ehrwürdig der weise Genuß des Reichthums, oder die Mäßigkeit des Armen ist, eben so verdammungswürdig ist der Schlemmer, der Prasser, der Trunkenbold. — Wie mag er den Namen eines Christen ansprechen, da er nur für sein thierisches Leben Sorge trägt, und nur im Kitzel seiner verdorbenen Sinne Freuden findet?

Der Aufwand ist Sünde, wenn er die Reinheit unsers Herzens befleckt.

Und dies geschieht, wenn der Mensch darein seinen höchsten Werth setzt, daß er in Kleidern und Geräthen, in Wohnung und Vergnügungen mehr Pracht und Luxus zeigen kann, als ein Anderer seines Standes. — Es geschieht, wenn der Mensch die äußerlichen Zierden als das Höchste auf Erden ansieht, und nur dafür geschaffen zu sein glaubt. — Es geschieht, wenn er Aufwand treibt, nur aus Eitelkeit und Stolz; nicht um sich Andern gefällig zu machen, sondern um sich über Andere Seinesgleichen zu erheben, und sie dadurch zu kränken. Es geschieht, wenn die Quelle seines Aufwandes nur Neid ist, indem er es Andern gleich thun will, die vielleicht bei größerm Wohlstande fähiger zu einem größern Aufwande sein können.

Thörichte Sterbliche, die über den Schmuck des Leibes den schönsten Schmuck der Seele, Einfalt, Demuth und Liebe verlieren! — die das Unsterbliche vergessen über den Staub, welchen sie nach wenigen Monden oder Jahren in den Arm des Todes ablegen müssen!

Thörichte Sterbliche, die da jeden Andern wegen seiner Eitelkeit, wegen seines leeren Stolzes lächerlich finden, und doch vergessen können, daß sie wieder von Andern aus gleichen Ursachen verspottet werden! — die da glauben, sich mit einigen kostbaren Gebäuden und Geräthen höher zu stellen, als Andere sind, und doch eben darum von ihnen verachtet werden! — die sich Nachfolger und Nachfolgerinnen Jesu nennen, aber sich seiner Bescheidenheit und Demuth schämen!

Mag immerhin euer Aufwand angemessen sein euerm Vermögen, sei er immerhin unschädlich eurer Gesundheit — ach, er vergiftet eure Seele! Und wenn du mit den Schätzen der ganzen Welt prangen könntest, und nähmest Schaden an deiner Seele: was hättest du gewonnen? — Wenn dein Palast einst hinter dir liegen bleibt, und du ihn mit dem engen finstern Raum des Grabes vertauschen mußt; — wenn deine rauschenden Gastmähler schweigen, und du den Würmern nur den Staub deines Leibes zum Gastmahl bringen kannst; — wenn die kostbaren Gewänder und Kleinodien, welche einst deinen gebrechlichen Leichnam bedeckten, von dir abgestreift daliegen, und der Sterbekittel dein moderndes Gebein bedeckt — o Mensch, o Unsterblicher, der du nicht für den Tand und irdischen Schmuck geboren wardst, sondern für höhere, ewige, heilige Bestimmung — o Mensch, was bist du dann? — Mit welchem Schmuck will deine schaudernde Seele vor den Richter treten, da du dich mit keinen Tugenden ziertest, deren Kraft dich durch die Ewigkeit begleitet? — Du lebtest für den Staub, und hast deinen Lohn dahin!

O Jesus, du ehrwürdiges Muster frommer Demuth und Mäßigkeit, laß mich nicht weichen von Deinem heiligen Vorbilde! — Nichts habe ich, das mir hienieden gehört; Alles ist mir auf Lebensfrist geliehen; nichts habe ich, als mein Selbst. So will ich denn nicht stolz sein auf das Vergängliche, sondern nur meine Seele mit Tugenden, und mein Gedächtniß mit den Erinnerungen schöner gottgefälliger Thaten bereichern. Und was Du, mein Gott, mein himmlischer Vater, mir auf Erden gibst, und wäre es Ueberfluß von zeitlichen Gütern, ich will ihn zu Deinem Dienst, das heißt, zur Beglückung meiner Mitbürger verwenden. Muß

ich einst Rechenschaft ablegen, wie ich das Pfund verwaltet habe, welches Deine Gnade mir anvertraute — ach, daß ich dann nicht vor Dir erzittern dürfte! daß ich freudig emporschauen und sprechen könnte: Ich suchte damit wohlzuthun; Dein Segen war es, durch den ich Wohlstand genoß; ich machte ihn wieder Andern zum Segen!

Nun denn, meine Seele, dies Gelübde — dein Gott vernahm es, der dich allgegenwärtig umgibt — eile hin und erfülle es vor ihm. Weg Eitelkeit, weg Stolz auf äußere Vorzüge; Seelenschönheit sei mein höchster Wunsch; ein reines Gewissen sei mein edelstes Kleinod, und die Achtung tugendhafter, weiser Menschen meine beste Pracht.

Und Du, Geist Gottes! durchdringe mich tief, daß jeder Leichtsinn von mir weiche, daß ich durch keinen Mißbrauch meiner irdischen Habe mich entehre, und bei jeder Anwendung meines zeitlichen Vermögens denken könne: Vergiß nicht, daß du Bürger einer bessern Welt sein sollst!

32.

Der Undank.

1. Thess. 5, 18.

Was wär' ich ohne Deine Güte,
O Gott, mein Vater? — Asch' und Staub!
In meines Lebens voller Blüthe
Wär' ich des finstern Todes Raub.
Könnt' ich's vergessen? — Nein, mein Dank
Ertöne, Gott, Dir lebenslang!

Was ich von guten Menschen habe,
Sei unvergessen allezeit,
Und selbst die kleinste Freudengabe
Erwecke meine Dankbarkeit.
Schon das Gefühl von unsrer Schuld,
Erwirbt vor Gott und Menschen Huld.

Willst du die drei Hauptstufen menschlicher Verderbtheit sehen? Betrachte den trägen Selbstsüchtigen, welcher klug genug ist, die

schändlichen Laster zu fliehen, weil sie ihn entehren, oder ihm Nachtheil bringen könnten, aber allzubequem ist, um Gelegenheiten aufzusuchen oder zu ergreifen, wie er Freunden oder Feinden Gutes thun könnte. Er selbst hält sich schon für einen vortrefflichen Christen, weil er wenigstens wissentlich nicht viel Böses thut, und sich keine groben Vergehungen zu Schulden kommen läßt. Er bietet zuweilen sogar die Hand, etwas Nützliches befördern zu helfen; nur muß es ihm nicht schwer werden, und nicht allzugroße Ueberwindung kosten. Er gibt aus natürlichem Mitleiden armen Leuten, und hofft, der Himmel werde ihm das hoch anrechnen, was er von seinem äußersten Ueberflusse hingibt, und was er auch sonst wohl bei einem Gastmahl oder bei einer Lustbarkeit weggeworfen haben würde, ohne daß es ihm weh gethan hätte. Er erwiedert sorgfältig die Höflichkeiten seiner Freunde, vermeidet Streit und Zank, verdirbt es mit Niemanden. Vielleicht geht er noch außerdem in die andächtigen Versammlungen der Christen; hält viel auf Religion; betet sogar zu bestimmten Zeiten seine gewöhnlichen Gebete her, und meint nun, er habe das wahre Christenthum, und ungefähr Alles geleistet, was man von ihm fordern könne.

Dieser Mensch steht auf der niedrigsten Stufe der Verderbtheit. Er ist eben nicht lasterhaft, aber auch ohne wahre Tugend. Er verläßt sich auf das Verdienst seines Erlösers, und lebt, um sich wohlzuthun. Was er nebenbei Gutes und Nützliches verrichtet, betrachtet er als ein kluges Kapital, das ihm große Zinsen in jenem Leben eintragen soll.

Auf dieser untern Stufe moralischer Verderbtheit stehen wohl die meisten heutigen Christen. Sie leben nicht tugendhaft, sondern nur wohlanständig und gesittet. Sie haben ihren guten Namen lieb, und hüten sich daher vor auffallenden Untugenden.

Die zweite Stufe menschlicher Verderbtheit ist, wo Menschen in ihren heftigen Leidenschaften zu mancherlei Fehltritten hingerissen werden. Sie vergessen Sitte, Anstand, Tugend, Religion, um ihrer Hauptneigung zu fröhnen.

Hier steht der Trunkenbold und der Verschwender, hier der Geizige und der Betrüger, hier der Verführer und der Ehebrecher,

hier der Ehrgeizige und Spieler, hier Jeder, welcher Sklave irgend eines lasterhaften Hanges ist. Solche Menschen können in allem Andern, was nicht an ihre Schwäche rührt, sogar tugendhafte Gesinnungen hegen. Sie können, sobald ihre sündliche Neigung befriedigt ist, gemeinnützige Bürger, zärtliche Aeltern, großmüthige Freunde sein, können sich und das Ihrige für Wahrheit, Recht und Tugend aufopfern. Man hat Räuber und Mörder gesehen, welche edelmüthig gehandelt, Wüstlinge, die, um eine Unschuld zu retten, sich in Todesgefahr gestürzt haben. Diese Elenden sind von ihrer Leidenschaft wie von einem bösen Geist regiert und gefesselt, und taumeln von Laster zu Laster, von Verbrechen zu Verbrechen, bis sie endlich, immer tiefer versinkend, den ganzen Kreis der Sünde durchlaufen haben, und verächtlicher als das vernunftlose Thier, ein Abscheu der Menschen und Gottes, im Abgrund ihrer Bosheit untergehen. Allein auch der Schlechteste dieser Unglücklichen hat noch immer einige Funken des Guten in seinem Herzen bewahrt. Auch der Verderbteste unter ihnen ist noch nicht ganz Teufel. Er rächt sich nur an seinen Feinden; er verfolgt nur, die ihn verfolgen; er schadet nur denen, welche seine Leidenschaft reizen.

Aber auf der dritten und höchsten Stufe menschlicher Verderbtheit steht nur Einer, und wer ihn erkennt, wendet schaudernd sein Angesicht von ihm, und faßt nie Vertrauen zu ihm. Er lebt nicht bloß seinen Gelüsten; er verfolgt nicht bloß seine Verfolger; er vergilt nicht bloß das Böse mit Bösem — nein, er vergilt auch das Gute mit Bösem; er bezahlt die zärtliche Liebe mit Haß; er gibt für die Wohlthat eine Uebelthat; — — dies ist der Undankbare.

Der Undankbare verlacht die heiligsten Pflichten der Menschen, und kann es gelassen sehen, wie selbst Thiere ihn beschämen, die mit Treue ihren Wohlthätern folgen. Er kann die Stadt, das Dorf, das Vaterland verrathen, welches ihn ernährte. Er geht, wie Judas, und verkauft den treuesten Freund mit Küssen. Er gräbt seinen Wohlthätern eine Grube, um sich ihres Vermögens zu bemeistern, mit dem sie ihn ernährt und ihm in der Noth empor geholfen hatten. Er bedeckt seinen Lehrer mit

Schmach, der ihm den Weg des Heils wies, und wirft den Baum in den Scheiterhaufen, dessen Früchte ihn erquickten. Er ist's, der die verruchte Hand gegen des Vaters Haupt erhebt, das in Sorgen für ihn ergraute, und den Busen der Mutter zerfleischt, der ihn einst säugte.

Alle Völker, alle Religionen der Welt haben für den Undank ihren besondern Fluch. Alle Menschen haben für Verbrechen jeder Art eine Thräne des Mitleids — aber für den Undankbaren nur Abscheu, denn solches Wesen gehört nur dem Scheine nach zum menschlichen Geschlecht.

Wer des Undanks fähig ist, und, was er Gutes empfangen, mit Bösem erwiedern kann, ist auch jedes andern Verbrechens fähig; denn in ihm ist die Urquelle aller Tugend erloschen, die reine Liebe. Einem Verpesteten gleich, meiden ihn die bessern Menschen, und selbst die Verworfenen müssen sich ihm mit Schüchternheit nahen.

Dankbarkeit ist keine Tugend, ist nichts Großes. Denn so ihr liebet, die euch lieben, was werdet ihr für Lohn haben? (Matth. 5, 46.)

Aber so wie Feindesliebe gleichsam der Gipfel christlicher Seelengröße ist, die uns der Gottheit nähert (Matth. 5, 44. 45.), so ist Freundesverrath, Undank gegen das Haus unsers Wohlthäters, der Gipfel aller Laster. — Auch nur Undank konnte Jesum, den Allerheiligsten, in die Hände der Mörder ausliefern, nur Undank ihn zum Kreuze führen.

Diese Entartung der menschlichen Natur hat ihre geringern und größern Grade. Schon das Vergessen empfangener Wohlthaten, Nichtachten der genossenen Freundlichkeit und Liebe, Gleichgültigkeit gegen treue Führer, nützliche Lehrer, liebevolle Verwandte, sorgende Aeltern, ist eine Stufe des Undanks, die das Herz entehrt, und ein Uebermaß gefühlloſen Leichtsinns verräth.

Ach, wie Mancher, der sich des Christennamens rühmt, befleckte sich durch diese Schuld; wie Mancher, der in der Welt für edel und rechtschaffen gelten möchte, beweiset durch diesen Mangel an Empfindung, daß er nicht zu Jesu Nachfolgern gehört!

Liebet eure Feinde! spricht Christus. Du aber vergissest sogar des Freundes und Wohlthäters; denkst nicht mehr des Guten, so er dir gethan, und glaubst ein Christ zu sein?

Segnet, die euch fluchen! spricht Christus. Du aber vernachlässigst die, welche dir ihren Segen gaben, und für dich beteten. Du achtest der frommen Lehren derer nicht, die nur für dich lebten.

Thut Gutes denen, die euch hassen! spricht Christus. Du aber thust selbst denen nicht wohl, die dich ernährten, da du dürftig warst; die dich speiseten, da du hungrig warst; die dir mit Rath und That halfen, als du in Verlegenheit um Hilfe seufztest. Du meintest deine Schuld schon wieder abgetragen zu haben, als du das Geld zurückgabst, mit dem dir Wohlthäter, vielleicht nicht ohne ihre eigene Verlegenheit, Beistand leisteten. Und du bist ein Christ? du betest? du besuchst den Tempel Gottes? — Ein reiner, unbefleckter Gottesdienst vor Gott dem Vater ist der: die Waisen und Wittwen in ihrem Trübsal zu besuchen, und sich vor der Welt unbefleckt zu erhalten, sagt die heilige Schrift. (Jak. 1, 27.)

Eine höhere Stufe der Undankbarkeit ist die, wo man nicht nur das Gute mit Gutem zu vergelten unterläßt, sondern das Gute mit Bösem vergilt. Dies ist des Herzens tiefste Verderbtheit. Aber in allen Lastern ist der Schritt vom Schlechten zum Schlechtesten leicht. Wer die Hand einmal vergessen hat, die ihn einst segnete, kann ihr auch zu einer andern Zeit noch fluchen. Wer des Herzens nicht mehr eingedenk ist, das ihm wohlthat, kann es auch zu einer andern Zeit durchbohren. Der Pfad des Lasters geht abwärts, und die Sünden ziehen uns mit ihrer eigenen Schwere hinab, dem Abgrunde entgegen.

Hier wandelt, der zum Hochverräther an seinem Vaterlande wird; hier wandelt der Verleumder dessen, der ihm zu Ehren half; hier der Betrüger dessen, der ihn mit Güte bereicherte; hier der Entehrer dessen, der ihm sein Vertrauen gab; hier der Ungerathene, der sich seiner Mutter schämt; hier der Vatermörder!

Du schauderst, mein Christ, vor der schwarzen Reihe dieser Verbrechen, — Verbrechen, für welche manche Nationen des

Alterthums keine Gesetze hatten, keine haben wollten, um die Sterblichen nicht an die Möglichkeit solchen Lasters zu erinnern! — Du bebst vor diesen gewissen- und gefühllosen Seelen zurück, und eine angenehme Empfindung belebt dein Herz bei dem Gedanken, daß du selbst von jenem Laster noch ganz frei warst.

Doch erforsche dich, ob du denn wirklich von allem Undank rein geblieben. — Vielleicht erwiedertest du keinem deiner Mitmenschen Liebes mit Uebel; vielleicht vergaßest du nie das Gute, so du von ihnen empfangen. Aber wenn du nicht fehltest gegen diejenigen, welche du sahest, deren Verachtung du fürchten mußtest: war dein Herz eben so dankbar gegen den erhabenen, unsichtbaren Wohlthäter, ohne dessen Gnade du der Verlassenste von allen Sterblichen wärest? Hast du niemals der Wohlthaten deines Gottes, niemals seiner Barmherzigkeit vergessen, welche sich bei dir mit jeglichem Athemzug erneut? — Wahr ist's, du erinnerst dich vielleicht mit zärtlicher Erkenntlichkeit dessen, was du deinen im Schooße des Grabes ruhenden Aeltern, Lehrern, Verwandten und Freunden schuldig bist. Aber bleibst du allezeit eingedenk des Segens, den dir dein Jesus erwarb, da er für dich am Stamme des Kreuzes blutete? Ist er, der erhabene heilige Mittler, der dich durch sein Leben, durch sein Wort zu Gott führte, nicht der Erste unter deinen Wohlthätern allen gewesen? — Du nahest dich dem heiligen Sakrament des Nachtmahls, um das Gedächtniß seines Todes zu feiern mit dankbarem Gemüth: aber erfüllst du seinen letzten Willen? Lebst du ganz in ihm, das ist, in seiner beseligenden Lehre? War deine Dankbarkeit nicht vielleicht nur eine vorübergehende Aufwallung des Gefühls, nur ein Werk äußerer Anständigkeit und Gewohnheit? — Ach, lasset uns, sagt Johannes, nicht lieben mit Worten, noch mit der Zunge, sondern mit der That und mit der Wahrheit! (1. Joh. 3, 18.)

Undankbarkeit hat ihren Ursprung immer in einer gewissen Rohheit des Gemüths, in dem Mangel zarter Gefühle, die den edlern Menschen, den Christen, schmücken sollen; in der Abwesenheit einer Demuth, die da gern eingesteht, daß sie durch sich selbst wenig, durch die Freundschaft der Menschen viel, aber nur

durch die Gnade Gottes Alles empfangen hat, Alles geworden ist. Sie hat ihren Ursprung in irgend einer sündlichen Leidenschaft, die sich unsers Herzens bemeisterte, und ist gleichsam der Gipfel derselben.

Am häufigsten verleitet der Leichtsinn zur Vergessenheit genossener Wohlthaten. Ihn sollen wir daher am lebhaftesten bekämpfen, weil er einer der gemeinsten Fehler ist, durch welchen wir die Herzen guter Menschen von uns zurückschrecken, und uns von der geistigen Vereinigung mit Gott entfernen. Je mehr unser Gedächtniß geneigt ist, das Andenken empfangener Liebe zu verlieren, um so tiefer sollen wir ihm dasselbe einprägen. Wir müssen es uns zur heiligsten Pflicht machen, keine Gefälligkeit, keinen Freundschaftsdienst, keinen Beistand in der Noth anzunehmen, welchen wir nicht bei jeder Gelegenheit gern und willig auf irgend eine Weise erwiedern.

Nichts verbindet die Menschen unter einander inniger, als die Wahrnehmung eines zartfühlenden Herzens, welches auf Freundschaft und Aeußerungen derselben einen hohen Werth setzt. Unvermerkt neigen sich solchem Herzen Alle liebend zu, während der flatterhafte Leichtsinn bald mit allen seinen andern Vollkommenheiten verachtet, verlassen, und vom Mißtrauen der Menschen begleitet, allein steht.

Eben so gewöhnlich ist Stolz, der mehr oder weniger geheim gehalten wird, niedrige Selbstsucht, sich selbst vergötternde Eitelkeit und daraus entspringende falsche Scham, unrichtiges Unabhängigkeitsverlangen die Ursache des Undanks. Der Stolz will nichts Andern, er will Alles sich selbst zu danken haben; die Selbstsucht will nichts als nur sich kennen und befördern; die Eitelkeit nimmt Alles, was ihr Gutes geschieht, nicht als Wohlthat, sondern als pflichtschuldiges Opfer an; die falsche Scham findet Entehrung in dem öffentlichen dankbaren Geständnisse ihrer Schuld; das Streben nach einer falschen Unabhängigkeit findet die Dankbarkeitsbezeugungen lästig, sie will nur Rechte haben, und allen Andern Pflichten auflegen.

Der Christ, als edler Mensch, hat den stolzen Wahnsinn aus

seinem Gemüthe verbannt; er will nur Mensch sein nach dem Willen Gottes. Er weiß, daß doch Alles, worauf Sterbliche stolz zu sein pflegen, nur von kurzer Dauer ist. Schönheit verblüht nach wenigen Jahren; Reichthum ist ein Staub, der den Geist nicht zur Ewigkeit begleiten darf; Kunst und vortreffliche Geistesanlagen können für einige Jahre Ruhm, aber auch eben so große Unannehmlichkeiten verschaffen, und gesellen den Menschen noch nicht den Edlern des Geschlechts bei. Nur Tugend adelt vor Gott und Sterblichen, bezwingt das Urtheil der Welt, erhebt über das Schicksal, einigt uns mit Gott, begleitet unsere Seelen in das Ewige.

Des Christen weichgeschaffenes Herz ist daher auch nicht gegen die geringste Gabe der Freundschaft unempfindlich. Es vergißt, was es Andern gegeben, es denkt nur daran, was es empfangen hat. Es nimmt selbst das, was ihm von Andern vielleicht nicht aus ganz reinen Freundschaftsgründen Gutes gethan worden, als Wohlthat und Liebe an, und lohnt mit Thaten der Liebe wieder.

Wer, wenn er einem Herzen begegnet, das nur von hoher Liebe und Dankbarkeit beseelt wird, kann ohne Rührung, ohne Gegenliebe bleiben? Wer wird diese bezaubernde Bescheidenheit nicht ehren, und sich nicht willig vor dieser ächten Demuth beugen? Wäre aller Menschen Brust von diesen Jesus-Tugenden erfüllt, dann wäre das Reich Gottes selber auf Erden. Leider aber erschreckt uns nur zu oft der Anblick des Gegentheils. Wir finden keine Tugend, — nur Klugheit; keine innige, zarte Liebe, sondern Undank. Daraus entspringt das Elend der Welt, welches uns in tausendfach abscheulichen Gestalten umringt.

Den Undankbaren zeigt uns Jeder mit warnendem Finger, und die Ehrlosigkeit seines Gemüths wird von der Welt gerichtet. Nicht nur die bessern Menschen, wenn sie seine Denkart wahrnehmen, fliehen ihn, sondern selbst die Schlechten meiden ihn, dem nie zu trauen ist.

Das Uebel, welches eine einzige undankbare Handlung stiftet, kann oft an sich selbst gering sein, aber nicht selten ist sie in ihren Folgen entsetzlich. Sie tödtet das Vertrauen der Redlichen zum

Menschen. Sie flößt dem getäuschten und betrogenen Herzen unüberwindlichen Argwohn gegen das ganze Geschlecht ein. Sie schreckt es ab von den Gefühlen uneigennütziger Freundschaft und Liebe, die so schmerzlich verrathen wurden, und wird das Hinderniß, der Tod so mancher guten Handlung, die außerdem geschehen wäre.

Du, der den Freundesbund gebrochen; du, der du mit Hochverrath des Wohlthäters Brust verwundetest; — du Sohn, du Tochter, über derer Bosheit betagte Aeltern weinen — dies ist euer Werk! Ihr habt in mehr als einem guten Herzen den Glauben an die Menschheit, an die Tugend getödtet; ihr habt den Keim unzähliger guter Thaten zertreten; ihr habt eine Hölle auf Erden ausgetheilt. Denn welche Wunde schmerzt brennender, als die wir von geliebter Hand empfangen?

Unglückseliger, dem beim Lesen dieser Zeilen das Gewissen manche Schuld vors Auge rückt: was hat dir deine Undankbarkeit eingetragen? — Verachtung bei denen, die sie kennen — also auch Verachtung deiner bei dir selbst.

Aber glaube nicht, daß eine so empörende Unthat, welche Bürgin der geheimen Schlechtigkeit deiner Denkart und Gefühle ist, glaube nicht, daß sie bloß auf diese Strafe beschränkt bleibe! Nein, du hast das Recht zur Klage verloren, wenn dich einst für deine Liebe ein Anderer verräth, wenn dir einst ein Anderer Wohlthat mit Betrug vergilt. — Du hast den süßesten Genuß verloren, welchen dir gute Handlungen gewähren können. Denn jeder Dank, welchen dir ein erkenntliches Gemüth darbringt, wird dich immer an die Schändlichkeit deines eigenen Undanks zurückmahnen, und dir die Freudigkeit der Seele rauben. — Was dich dereinst auf deinem Sterbebette am letzten foltern wird, wird die Erinnerung an deinen schwarzen Undank sein.

Es ist ein Gott! es ist in der Verkettung der menschlichen Schicksale ein dunkles, vergeltendes Gericht! — O Sohn, der du deine Aeltern verstoßen, — sie in Armuth darben, sie mißhandeln lassen könntest: zittere, auch dein Haar wird ergrauen, und eine undankbare Hand wird dein Herz brechen! — Der du das Vertrauen der Freundschaft mißbrauchtest, auch dir wird ein

Verräther geboren! — Mit dem Maße, o ihr Elenden, womit ihr messet, werdet ihr wieder gemessen werden.

Nein, wer es vermag, wende sich um, und bezahle seine Schuld und vergüte mit hundertfachem Ersatz die begangene Undankbarkeit! — Reue ist nie zu spät, und die wiederkehrende Tugend hat noch immer ihren Frieden. Wer es vermag, wende sich um. — Undankbarkeit gegen Menschen ist Undank gegen Gott! — Was ihr einem der Geringsten von diesen thut, das habt ihr mir gethan! spricht der Herr.

Seid dankbar in allen Dingen, denn das ist der Wille Gottes in Christo Jesu an euch! (1. Thess. 5, 18.) spricht das Buch des Lebens. Amen.

33.

Die Fehler der Wohlthäter.

Matth. 5, 42 – 48.

Herr, segne mein Bestreben,
Nicht bloß für mich zu leben,
Auch Menschenfreund zu sein;
Auch Andern gern zu nützen,
Des Glücks, das sie besitzen,
Mich, wie des meinigen, zu freu'n.

Beweis' ich meine Güte,
So sei mir im Gemüthe
Nicht Stolz und Prahlerei.
Nie will ich die beschämen,
Die Gutes von mir nehmen;
Mein Herz sei stets von Lohnsucht frei.

Wenn ich des Dankes Zähre,
Für Wohlthun auch entbehre,
So will ich auch nicht ruh'n
Gleich Dir, auch ungesehen,
Den Armen beizustehen,
Und unverdrossen wohlzuthun!

Es ist süßer, zu geben, als zu nehmen. Nur die allergemeinste Habsucht schämt sich nicht, immerdar anzunehmen, und

kennt das Hochgefühl nicht, welches im Austheilen der Freuden liegt.

Es ist süßer, zu geben, als zu nehmen. Edlere Menschen meiden sogar, Wohlthaten zu empfangen, auch wenn sie derselben bedürftig wären. Sie schränken sich lieber ein. Sie versagen sich Alles, um nicht ihrer Unabhängigkeit entsagen oder das schmerzhafte Gefühl tragen zu müssen, das empfangene Gute nicht erwiedern zu können.

Es ist süßer zu geben, als zu nehmen. Wer da gibt, hat den stillen Genuß des Bewußtseins, irgend ein kleines oder größeres Glück befördert, und sich dadurch irgend ein Herz verbindlich gemacht zu haben. Wer da nimmt, trägt immerdar die ungefällige Erinnerung, er sei eines Andern Schuldner; er fühlt die Menge seiner Verpflichtungen vergrößert, und eben dadurch seine Freiheit und Unabhängigkeit mehr oder weniger beengt, auch wenn der Geber wirklich auf keine Erwiederung des geleisteten Guten denkt.

Obwohl Jedermann weiß, daß Dankbarkeit eine der heiligsten Pflichten sei, ist sie doch für Viele eine der schwersten Pflichten.

Schwer ist sie für den Leichtsinnigen, der die erhaltenen Verbindlichkeiten vergißt. — Noch schwerer für den Stolzen, welcher sich der genossenen Gefälligkeiten schämt, das Andenken daran in sich selbst verdunkelt, ihren Werth zu verkleinern sucht, um desto weniger Gegendienste schuldig zu sein. Am allerschwersten für den Ungenügsamen, der, was man ihm auch thue, niemals mit demselben zufrieden ist, und, weit entfernt, Erkenntlichkeit zu beweisen, das empfangene Gute tadelt, und alle Dienstleistungen so annimmt, als wenn er Recht und Anspruch darauf hätte. Dergleichen nie zu befriedigende Menschen gehören zu den verworfensten ihres Geschlechts. Es scheint ihnen nicht bloß alles Zartgefühl, aller Sinn für Pflicht und Tugend zu fehlen, sondern selbst die richtige Urtheilskraft eines gesunden Menschenverstandes. Sie verdrehen das Verhältniß von Recht und Pflicht auf eine so unbegreifliche Art, als wären alle andern Menschen nur geboren, sie zu bedienen, und als wäre es wie eine dankens-

würdige Gefälligkeit anzusehen, wenn sie von fremden Händen Dienstleistungen annehmen.

Diese Klage über Undankbarkeit ist ziemlich allgemein. Schwerlich wird Jemand sein, der sie nicht schon, wenn auch nur bei geringen Anlässen, einmal geführt hätte, und wenn auch nicht laut, doch still in seinen Bemerkungen über den Unerkenntlichen. Auch erleben wir ja oft genug Beispiele so schändlichen Undanks, daß Menschen, statt sich zu begnügen, Wohlthaten auch nur zu vergessen, dieselben mit entschiedenster Bosheit und Feindschaft vergolten, empfangene Freuden mit Unglück bezahlt haben. Wir haben Beispiele genug, daß Personen, wenn sie aus ihrer Dürftigkeit in höhern Wohlstand oder aus ihrer Niedrigkeit zu angesehenen Aemtern gelangten, sich nicht nur ihrer ehemaligen treuen Freunde und Wohlthäter nicht mehr erinnerten, sondern sich ihrer auf die empörendste Weise schämten, und Freude daran fanden, diese nun zu unterdrücken und zu stürzen.

So abscheulich aber auch das Verbrechen der Undankbarkeit sein mag, ist doch von der andern Seite gewiß, daß die Wohlthäter oft die meiste Schuld am Entstehen dieses schwarzen Lasters haben. Und obgleich die Schändlichkeit der Unerkenntlichen niemals zu entschuldigen ist, tritt gar oft der Fall ein, daß im Grunde der Wohlthäter niemals einen Dank verdient hat.

Dienste und Gefälligkeiten zu erweisen, ist meistens sehr leicht. Was Andern oft von großem Nutzen ist, kostet uns geringe Mühe, einen Gang, ein Wort, einen Buchstaben. Wer sollte es nicht thun? Man ist gern zu Allem bereit, was keine Aufopferungen erfordert, die allzuempfindlich sind. Man wird um so williger dazu, weil es doch auch heimlich den Stolz schmeichelt, wohlthätig gewirkt haben zu können; weil es die Selbstzufriedenheit vermehrt, zu wissen, Andere sind uns mehr schuldig, als wir ihnen. — Genug, wenige Menschen werden sein, die nicht eingestehen müssen, es sei ihnen meistens sehr leicht gewesen, Wohlthaten zu erweisen. Oft hätte sie, wenn auch nichts Anderes, doch persönliche Zuneigung zu den Personen, oft auch Pflichtgefühl wie z. B. Aeltern gegen ihre Kinder, oder Beamte

gegen ihre Untergebenen, oft auch bloßes Mitleiden dazu gereizt, oder Ueberdruß am Quälen und Bitten dessen, der geholfen zu haben wünschte.

So leicht es aber auch sein mag, Gefälligkeiten und Wohlthaten zu leisten, nicht so leicht ist es, sie mit derjenigen Würde und Zartheit zu leisten, die dem edeln Gemüthe des Weisen geziemt.

Schon dies verräth überhaupt von Seiten des Wohlthäters wenig Zartgefühl und Gerechtigkeitssinn, wenn er sich aus dem ein großes Verdienst macht, was ihm doch wenig Mühe und Aufopferung kostet, wenn er sogar dasjenige, was er vielleicht ohnehin verpflichtet war zu thun, dem Andern hoch anrechnet. Dergleichen geschieht im bürgerlichen Leben nur allzuhäufig. So ist Mancher von Amtswegen verbunden, diesem oder Jenem auf öffentliche Unkosten hilfreich zu werden. Und ob er gleich nur das Werkzeug des Staates, nur der Ausspender fremden Gutes war, meint er dennoch, ihm besonders gebühre die zu erweisende Dankbarkeit des Empfängers. Ein Anderer hilft, von Amtswegen, irgend einem Verdienstvollen zu einer Stelle, oder bringt ihn dazu mit Glück in Vorschlag. Er that vielleicht nichts dabei, als was er schlechterdings mußte, um kein treuloser Beamter zu sein. Es kostete ihm die Erfüllung dieser Pflicht wenig. Vielleicht lag es nur an seiner Empfehlung, um seinen Zweck zu Gunsten dieser oder jener Person zu erreichen. Es mag wahr sein, daß der, dem geholfen ward, dadurch zu Ansehen, Wohlstand und Ehre gelangte. Aber wie thöricht, sich nun als Urheber des fremden Glücks anzusehen, und zu erwarten, daß eine der Größe desselben angemessene Erkenntlichkeit den Empfänger beseelen werde! — Nicht das, o du Thor, was du gabst, sondern die Mühe und Aufopferung, mit der du halfst, ist eigentlich dein wahres Verdienst bei der Wohlthat gewesen.

Wenn der gerechteste Maßstab unsers Verdienstes bei Erweisung von Diensten und Gefälligkeiten nicht eigentlich der Werth und Vortheil ist, der aus der erwiesenen Hilfe für den Andern entsteht, sondern unsere Gesinnung, unsere Aufopferung es ist, die wir dabei hatten: so wird in den meisten Fällen unsere

Ansprache auf Erkenntlichkeit äußerst klein sein. Denn wie können wir Dankbarkeit erwarten, wo wir selbst im Grunde aus uns nichts leisteten? Dankbarkeit, wo wir nur die Forderungen unserer eigenen Naturtriebe, oder unserer besondern Liebe für einen oder den andern Menschen befriedigten? — So beschwerlich auch einer Mutter die erste Verpflegung und Erziehung ihrer Säuglinge sein mag: wird sie jemals Ansprüche auf Dank dafür von Kindern machen, denen sie solches theils aus Pflichtgefühl, theils aus Bedürfniß und Reiz angeborner mütterlicher Liebe that? (Matth. 5, 46.)

Noch geringer wird für jeden Wohlthäter der Anspruch auf Erkenntlichkeit schon dadurch, *wenn er überhaupt Anspruch auf Erkenntlichkeit macht*. Denn wohlthun, um wieder zu bekommen, heißt nicht wohlthun, nicht gütig oder verdient um den Andern sein, sondern einen bloßen Tausch von Gefälligkeiten für Gefälligkeiten anbieten. Hättest du bei Erweisung deiner Dienste dem Andern deine Absicht offenbart: wer weiß, ob er den Tausch angenommen haben würde; ob er nicht vielmehr gegründete Ursache gehabt hätte, deine vermeinte Freundschaft abzuweisen. Wer da gibt, um wieder zu empfangen, von dem darf gesagt werden, was Jesus Christus von jedem Heuchler sagt: Wahrlich, der hat seinen Lohn dahin. (Matth. 6, 2.)

Prüfen wir uns nur, ob wir bei Erweisung von Gefälligkeiten nicht schon die heimliche Hoffnung oder Absicht auf Vergeltung hegten? — Hatten wir sie *nicht*, wie können wir uns dann über Undank und Vergessenheit beschweren? Wir wollten ja aus unserer Hilfeleistung dem Andern keine Schuld machen, die er früher oder später wieder abtragen sollte. *Nährten wir aber solche Absicht*, so hatten wir das größte Unrecht, dem Andern, ohne seine Einwilligung, eine Schuld aufzubürden, die er vermuthlich zurückgewiesen hätte. Denn es ist Jedem, der empfängt, angenehmer, die Bedingungen zu kennen, unter welchen er annehmen soll, als zu erwarten, was dereinst der Andere dafür in sehr ungelegener Zeit fordern könnte.

Gegen irgend Jemand aus heimlichem Eigennutz gütig sein, heißt nicht gegen ihn, sondern gegen sich selbst gütig handeln.

Aber diese Art der Dienstleistung ist nicht nur ohne allen Tugendwerth, sondern sogar unedel. Denn unser versteckter Eigennutz nimmt öffentlich den falschen Schein der Großmuth und Wohlthätigkeit an, und brüstet sich mit einem Adel, der ihm keineswegs gebührt. Wir denken selbstsüchtig und handeln heuchlerisch! —

Sollte auch bei Vielen, die sich wirklich freuen, einem Andern nützlich zu werden, anfangs gar keine eigennützige Berechnung der Grund ihrer Freundschaftsbezeugungen sein: so pflegen sie sich doch nachher oft ihres ganzen Verdienstes wieder selbst zu berauben, wenn sie bei irgend einem Anlaß Vergeltung fordern, an die sie zuerst nicht gedacht hatten; oder, was eben so übel ist, wenn sie dem, der von ihnen Hilfeleistungen empfangen hat, unaufhörlich zu verstehen geben, wie viel er ihnen zu verdanken habe.

Diese Art zu denken ist niedrigen Seelen sehr eigen. Es ist der Ausbruch pöbelhaften Stolzes, der sich durch die Demüthigung des Andern für die Gefälligkeiten bezahlt macht, die ihm erzeigt wurden. Wer dem Andern eine geleistete Wohlthat vorrückt, spricht ihn von aller Dankbarkeit los. Denn er verwandelt die Wohlthat für ihn in eine schmachvolle Last; er wiegt das Gute nun auf mit dem Uebel, welches er daraus für das Herz des Andern gemacht hat. Er ist kein Wohlthäter, sondern ein Gläubiger der schändlichsten Art, welcher nur hinlieh auf unbestimmte Zeit, und dann in der bösesten Stunde die Zahlung begehrt. Er hat seinen Lohn dahin!

Doch zu dergleichen Gesinnungen wird schon ein hoher Grad von Niederträchtigkeit vorausgesetzt. Nicht leicht fällt ein Mensch von nur einigem Zartgefühl in so grobe Fehler. Aber leichter verzeihen sich es Viele, ihre Wohlthaten und Gefälligkeiten, die Dem und Diesem erwiesen wurden, an andern Orten bekannt zu machen; sich dessen auf kluge Art zu rühmen, als sollte es gar nicht Selbstlob sein. Nur zu häufig hört man diese feine, leise Prahlerei von Verdiensten, die man um Andere habe. Und ist solches Selbstpreisen in der That wohl von jener groben Aeußerung des Stolzes verschieden, dem-

jenigen, der Wohlthaten empfangen hat, sie unmittelbar selbst aufzurücken und vorzuwerfen? — Wenn du Almosen gibst, sprach Jesus, sollst du nicht lassen vor dir posaunen, wie die Heuchler thun in den Schulen und auf den Gassen, auf daß sie von den Leuten gepriesen werden. Wahrlich, ich sage euch, sie haben ihren Lohn dahin! (Matth. 6, 2.) Diejenigen, welche ihre Verdienste selbst verkünden, sind ihnen gleich. Auch sie demüthigen den, der das Unglück hatte, von ihnen freundliche Dienste anzunehmen; aber sie demüthigen ihn nicht nur in seinen eigenen, sondern auch in Anderer Augen. Ja, ihre Art des Selbstruhms ist noch gefährlicher, als wenn sie dem, um welchen sie sich verdient machten, ihre Wohlthat persönlich aufrücken. Denn ihm dürfen sie nicht mehr vorwerfen, als sie wirklich thaten; prahlen sie aber damit an andern Orten, fügt ihre Eitelkeit zur Prahlerei auch noch gern eine verschönernde Lüge, oder Uebertreibung. Sie rühmen sich wohl noch Handlungen, die sie nie begangen haben. Sie vernichten nicht nur ihr ganzes Verdienst, wenn sie ein solches um das Glück des Nebenmenschen hatten, durch die Unbescheidenheit, mit der sie es in Gesellschaften weltkundig machen, sondern begraben es unter dem Laster der Lüge und Verleumdung. Nicht leicht spricht Jemand von erwiesenen Wohlthaten, ohne daß sein Herz von mehrern Lastern zugleich besudelt wäre.

Wohlthaten erweisen, die uns äußerst schwer fallen zu thun, dann Jedem, und selbst dem Empfänger auf ewig die Hand, welche gibt, verbergen — das heißt mit christlicher Seelengröße wohlthun und gütig sein.

Nur allzuselten findet man solche Seelengröße bei gewöhnlichen Wohlthätern. Und wenn ihre Absichten auch ziemlich rein wären, sehen sie doch nicht ungern, daß es der bemerke, dem sie beistehen. Oft aber verstehen sie so wenig die edle Kunst des Wohlthuns, daß sie mit der gleichen Hand rauben, mit der sie geben; verwunden, mit der sie heilen. Dies geschieht, *wenn sie bei irgend einer Hilfeleistung durchaus dabei das Zartgefühl des Empfängers nicht schonen.* Sie geben so ohne Liebe, mit solcher wegstoßenden Kälte, daß die Gabe für den Empfänger wohl allen Werth verlieren muß. Die Gabe wird

gleichsam zum Loskauf vom widerlichen Anblicke des Empfängers. — Sie helfen, aber mit solchem Gepränge, daß der Beschenkte von der Eitelkeit des Helfers in Verlegenheit gesetzt wird, die quälender ist, als die erste Noth. — Sie helfen, aber vielleicht erst nach so vielen Vorwürfen, daß ihre Gabe ein geringer Trost für den Schmerz des durch ihre Unvorsichtigkeit zerrissenen Herzens ist. — Sie helfen, aber mit solchem Hochmuth, daß der, welchem geholfen wird, erst in diesem Augenblick die ganze Hilflosigkeit seiner Lage erblickt, weil sie ihn nöthigt, von Einem den unwürdigsten Beistand annehmen zu müssen. — Sie helfen, aber so unedel, daß ihre Wohlthat keine stummdankende Freudenthräne, sondern nur die Thräne verbissenen Schmerzes, ohnmächtigen Unwillens erpreßt.

Dürfen solche Wohlthäter jemals mit Recht über menschlichen Undank klagen? Haben sie sich nicht schon selbst auf eine unanständige Weise bezahlt, und den, welchem sie geholfen, von aller Verpflichtung frei gemacht? Wie, wenn diese Scheinheiligen dann noch für ihre Almosen *mehr* fordern, als der Dienst werth war, den sie leisteten? Wenn sie verlangen, daß der, dem sie halfen, nur der knechtische Schmeichler ihrer Meinungen, ihrer Launen sein solle, und keinen andern Willen haben dürfe, als sie? Wenn sie begehren, er solle die Kleinigkeit, die sie ihm von ihrem Ueberflusse hinwarfen, mit seiner ganzen Unabhängigkeit, mit den größten Aufopferungen, vielleicht mit Gegendiensten bezahlen, welche Gewissen und Redlichkeit verletzen? — Wie, wenn sie verlangen, er solle lebenslänglich ihre Kreatur sein, oder ihn verfolgen, sobald er in Stand gesetzt ist, sich selber zu helfen; ihn zu verderben suchen, wenn seine Umstände ihren Schutz überflüssig machen? —

Haben diese Elenden, welche sich rühmen, Wohlthäter zu sein, ein Recht, den Vorwurf des Undanks zu machen? — Nein, *sie haben ihren Lohn dahin!* Sie hatten nie Güte bewiesen, sondern nur sich, nur ihren Stolz, nur ihren Eigennutz, nur ihre Herrschsucht im Auge gehabt. Mit einem schnöden Almosen wollten sie Seelen kaufen.

O Gott, mein Gott, Du liebender Wohlthäter, dem ich

Alles ſchuldig bin, und doch nie danken und vergelten kann; der Du in undurchdringlicher Verborgenheit vor mir wohnſt, und immer gibſt, ich ſei würdig oder unwürdig Deiner Huld! o Vater, Vater, dem ich nachahmen ſoll — Du weißt es, wie ſelten es geſchah, wie ſelten ich ein wahrer, reiner Freund meiner Freunde, ein reiner Wohlthäter meiner Nebenmenſchen geweſen bin! — Auch ich fehlte oft in der edeln Kunſt des Wohlthuns, und gab und half nicht immer, wie ich ſollte. Aber nun ſtehen meine Irrthümer hell vor mir — ich will ſie fliehen, ich will helfen und dienen, wie Dein Sohn mich gelehrt hat; allezeit ſtumm und ohne Gedächtniß für das, was ich Andern leiſte, ihnen ſelbſt verborgen, wie Du mir. Amen.

34.

Geduld und Sanftmuth bezwingen alle Herzen.

1. Petri 2, 23.

Es wird mir, Vater, ja, es wird gelingen,
Auch alle meine Feinde zu bezwingen,
Nicht durch Gewalt und Trotz ob ihren Schulden —
Nein, durch mein Dulden.

Demüthig, wie auch Chriſtus war, ſtets billig,
Zu tragen Schwäche, ſie zu ſchonen willig,
Will nun auch ich den Fallenden erheben
Und gern vergeben.

Will eilen, jedes Mißtrau'n zu zerſtreuen;
Verſöhnen ſei mein Werk, und nicht entzweien,
Und lindern mit des Troſtes Hand die Schmerzen
Gekränkter Herzen.

So werd' ich auch in ſtillem Frieden wohnen;
So wird auch mein der Menſchen Eifer ſchonen;
So wird, o Gott, auch mir durch Dich Erhebung,
Auch mir Vergebung!

Faſt jedes Alter hat ſeine eigenthümlichen Leidenſchaften und Lieblingsfehler; faſt jeder Stand ſogar die ſeinigen, die ihm beſonders ankleben; eben ſo jedes Geſchlecht. Aber die Sucht, ſich ſelbſt überall am meiſten gültig zu machen, Vorzüge vor

Andern zu haben, Herrschaft über Andere zu besitzen, ist fast Allen gemein. Es werden wenig Menschen gefunden werden, die davon ganz frei sind. Daraus entspringt hier Begierde nach Ruhm, dort nach Geld und Gut; hier nach Schönheit, dort nach Wissenschaft; hier Verachtung der Gefahren, dort Verachtung der Tugend selbst; hier Aufopferung, dort grober Eigennutz. Man möchte fast sagen, die meisten menschlichen Tugenden und Laster quellen aus der gleichen Ursache hervor.

Diese Begierde nach Vorzug, Ehre und Hoheit, welche für das Kind so lockend ist, als für den Greis, ist in der That nur eine Entartung des natürlichen Triebes zur Aeußerung des angebornen Strebens nach Vollkommenheit und Entwickelung. Die Sehnsucht nach Vortrefflichkeit gab uns Gott. Sie ist's, welche alle unsere übrigen Begierden und Empfindungen in Bewegung erhält. Durch sie ward der wilde Mensch zahm, der rohe gebildet, der arme reich, der träge thätig, der unwissende einsichtsvoll, der muthlose tapfer. Durch sie allein die reinste Tugend möglich.

Ich sage, Gott gab uns diese Sehnsucht nach Vortrefflichkeit: denn wo auf Erden ein Mensch athmet, ist sie in seiner Brust, und ohne sie wäre er geistig todt, gleichgültig gegen Gutes und Böses. Christus selbst rief diese Sehnsucht nach Erringung der höchsten Vollkommenheit aus, und machte sie zu einer der Grundsäulen seines Glaubensgebäudes.

Wenn aber die Sehnsucht entartet, sucht sie die gewünschte Vortrefflichkeit nicht in der möglichsten Geistesvollendung; nicht in dem, was seiner unsterblichen Natur nach *allein* der Vollendung fähig ist, sondern in irdischen, äußerlichen Dingen, die gar nicht von uns abhängen, und deren vergängliche, schwankende Dauer überhaupt keine wahre Vollendung gestattet. — Dieser Irrthum hat dann die übelsten Folgen. Er beschäftigt den Sterblichen unaufhörlich, ohne ihn befriedigen zu können; treibt ihn mit wilden Begierden durchs Leben, ohne ihm Ruhe zu geben; und das Vortrefflichste, was er endlich nach unsäglicher Mühe erwarb, verfliegt zuletzt wieder vor ihm, wie ein Schattenspiel. Die Schönheit welkt mit den Jahren; das große Vermögen raubt ein Krieg oder anderer Unfall; die Ehrenstellen entreißt ihm Miß-

gunſt; den Ruhm verkleinert die Bosheit; den Thron ſtürzt ein Nebenbuhler; und Alles verwiſcht endlich die kalte Todeshand. Arm, ohne Schatz, ohne Vortrefflichkeit, ohne Vorzug ſteht der vergeſſene unſterbliche Geiſt.

Aber auch, wie überhaupt jede Abweichung der Menſchen von dem Pfade, welchen Natur, Vernunft und Glauben vorzeichnen, erfüllt eben jene Entartung die Welt mit namenloſem Unheil. Sie iſt's, welche Völker zerſtört, Staaten in Knechtſchaft, Familien in Zerrüttung bringt. Die Zwietracht, der Stolz, die üppige Gefallſucht, der heimtückiſche Neid, das Gift der Verleumdung, die Schadenfreude, der Geiz, der Betrug, die Heuchelei, die Wuth des Zorns — ach, wer kann die Schaar der Laſter nennen, welche im Gefolge der falſchen Ehre und der Begierde nach irdiſchen Vorzügen einherſchreitet!

Und doch — blicken wir um uns her — iſt dieſe Begierde die allgemein herrſchende. Legen wir die Hand aufs Herz, ſie regt ſich auch in unſerer eigenen Bruſt. — Daher ſo viel Unfrieden, der uns umgibt; ſo viel Feindſeligkeiten und Gezänk. Daher durch Widerſpruch, den wir von Andern erfahren, ſo oft der ſtolze Zorn in uns erwacht, und die leiſeſte Mißkennung unſers Werthes uns mit Groll erfüllt. Daher der Mangel an gefälliger Nachgiebigkeit, an Schonung, an redlicher Hochachtung fremder Verdienſte, an treuer Freundſchaft.

Legen wir prüfend die Hand aufs Herz, fragen wir uns nur: ſind wir nicht ſelbſt oft aus Eigenſinn oder Trotz und Unbiegſamkeit die Störer der häuslichen Eintracht, die Bundbrüchigen in der Freundſchaft, die Anreizer anderer Leute zur Unzufriedenheit und Feindſchaft, weil wir unſere Vorzüge geltend machen wollen, unſere Freiheit gegen Andere ausdehnen möchten, unſere Meinungen für die beſten halten? — Und doch können wir es nicht ertragen, wenn Andere ſich auf die gleiche Art gegen uns betragen. Was wir ſelbſt thun oder begehren, nennen wir Recht; was Andere machen, fordern, das heißen wir Anmaßung, Herrſchſucht, Eigendünkel und Hartnäckigkeit.

Warum wunderſt du dich nun, daß dir ſo wenig Liebe und Verehrung in der Welt gezollt wird, daß dir ſo wenig Menſchen

von Herzen zugethan sind? Hast du nicht selbst den Weg zu ihren Herzen verfehlt? Warst du es nicht, der ihnen aus Irrthum Haß abzwang, statt Liebe? — Willst du herrschen, so lerne herrschen! — Mit Gewalt kannst du dir Sklaven machen, die dich verfluchen; mit List kannst du für kurze Zeit Kurzsichtige betrügen, bis sie dich entlarven. Aber Verachtung folgt dem Tirannen, und Ekel dem Ränkesüchtigen.

Willst du über Menschen herrschen, so lasse deine Zunge bescheiden schweigen, und deine Thaten reden. Was in der That Ehrfurcht verdient, hat auch der größte Bösewicht noch nicht verdammen können, und was wirklich liebenswürdig ist, hat noch Keinem Grausen erregt. — Frage dich nun, berechtigt dich die Art, wie du von Andern behandelt wirst, zu dem Glauben, du habest Ehrfurcht erregende Tugenden, liebenswürdige Eigenschaften? — Wohl Mancher besitzt solche, wohl Jeder deren wenigstens einige: aber daneben so beleidigende Fehler, daß durch sie alle schönen Eigenschaften verdunkelt, alle Tugenden aufgehoben werden. — Bildest du dir ein: du könnest für deine Fehler eben so viel Hochachtung ertrotzen, als für deine Liebenswürdigkeiten? Du betrügst dich. Das Urtheil der Menschen bleibt ewig frei über dich. Zeugen kannst du bestechen, Herzen nicht. Arme und Füße kannst du in Fesseln schlagen, Geister nicht. Was da schlecht ist, wird immerdar schlecht heißen, und was edel und schön ist, wird edel und schön heißen.

Klage daher nicht über die Herzen der Menschen, sondern über deinen Irrthum, durch welchen du den Verdruß derer gegen dich weckst, die mit dir leben, statt ihre Liebe an dich zu ziehen.— Vermeide gegen sie, was du in ihrem Betragen tadelst. Lerne ihre Fehler mit Geduld tragen, und gegen Jeden mit einnehmender Sanftmuth handeln. Dies ist das unfehlbare Mittel, Herzen zu beherrschen. — Siehe auf das Beispiel Jesu Christi, des Göttlichsten, den Menschen sahen, *welcher nicht wieder schalt, da er gescholten ward, nicht drohete, da er litt, sondern es dem anheimstellte, der da recht richtet.* (1. Petri 2, 23.)

Vielleicht empört sich bei diesem Rathe dein Stolz, oder wie du es nennst, dein Selbstgefühl. — Ich kann das nicht, sprichst

du, es ist mir nicht gegeben. Wenn ich Recht habe, soll ich schweigen? Wenn ich beleidigt werde, es feigerweise dulden? Wenn ich Unbilligkeit sehe, mich nicht erzürnen? —

Freund, so sprichst du, und somit hast du dein Herz verrathen und dessen Armuth an wahren Vorzügen. Ständest du in der That erhabener, als Deinesgleichen: ihre Widersprüche, ihre Verirrungen, ihr Eigensinn würden dich nicht erbittern; ihre Beleidigungen würden dich reizen, aber nur zu einem Lächeln. Der starke Löwe schreitet großmüthig neben dem Hündlein her, welches ihn anbellt. Hast du nie das schöne Gefühl der Ueberlegenheit empfunden, so verstehst du mich nicht, Beklagenswürdiger. Hast du es schon kennen gelernt: warum trachtest du nicht, es beständig zu haben?

Du sollst nicht schweigen, wenn du Recht hast, sondern reden, aber mit Sanftmuth. Du sollst nicht Beifall nicken, wenn du Unbilligkeit siehst; sondern auf das Billigste hinleiten, aber mit Sanftmuth. Du sollst nicht Zufriedenheit lächeln, wenn du beleidigt wirst, sondern dein Recht beschirmen, aber mit Sanftmuth. Hingegen mit aufbrausendem Zorn, mit pochendem Eigenwillen, mit Haberechtigkeit und Widersprechungssucht bewaffnest du fremden Zorn und Widerspruch, und häufest du auf fremdes Unrecht noch das deinige.

Vielleichst denkst du in dir: Sehr gut, wenn man sich aber nur immer mäßigen könnte! Allein nicht Jeder kann Herr seines Wortes bleiben, wenn ihn der Unwille übermannt. — Ich aber entgegne dir: der Mensch kann, sobald er will. Er kann sich mäßigen, wenn es ihm darum zu thun ist. Auch du kannst dich mäßigen, sobald du vor Personen erscheinst, deren Ansehen dir Ehrfurcht gebietet. Siehe, Feiger, du zeigest deinen Muth also nur gegen den Schwachen, oder dem du ohne Gefahr trotzen darfst; vor Höhern und Mächtigern empfindest du, statt des Zornes, nur — Schrecken.

Vertheidige dich also nicht mit Ausreden; dein eigenes Bewußtsein straft dich Lügen. Auch du kannst, was du willst; aber du willst nicht, weil du durch Beweise deines Zorns, durch Drohung und Scharfsinn, Andere gern schrecken, unterwürfig

und sklavisch folgsam machen möchtest. Siehe, Herrschlustiger, dies ist dein wahrer Zweck — warum beklagst du dich über die Herzen der Menschen, daß du darin für dich keine treue Ergebenheit, keine volle Liebe, keine wahre Hochachtung findest? Die Schuld lastet nicht auf Andern, sondern auf dir selbst. Wer will Umarmungen kaufen für solche Dolchstiche? Wer Gefühle der Zuneigung für Schmähreden?

Geduld allein und Sanftmuth bezwingen alle Herzen; sie zähmen den Ergrimmten, entwaffnen den Erzürnten, und locken Bewunderung und Liebe hervor. Ein Mensch wird gewöhnlich, und ohne seinen besondern Willen, der Wiederhall des Andern. Dem Liebenden geben wir Liebe; dem Stolzen setzen wir Stolz entgegen; dem Zornigen Zorn. — Warum jammerst du über Unfrieden im Leben, über Zwist im Hause? Gib doch zuerst Andern, was du forderst, und du wirst es von ihnen zurückempfangen. Milde wird mit Milde, auffahrendem Wesen mit Widerspruch begegnet.

Geduld und Sanftmuth bezwingen alle Herzen. Die Geduld aber mit den Fehlern Anderer entspringt aus dem Bewußtsein unsers innern Werthes und unserer Erhabenheit über kleinliche Kränkungen. Den Verdienstvollen beleidigt wahrlich der Hochmuth des Verdienstarmen nicht; den edeln Geist wahrlich der Ahnenstolz des Thoren nicht; den Tugendreichen nicht die Schmähung des Pöbelhaften; den starken Mann nicht der Schlag von der Hand des Kindes.

Sanftmuth entspringt aus der Liebe und Achtung, welche wir ohne Ausnahme jedem Menschen, als Menschen, schuldig sind, und die wir für die guten Eigenschaften fordern können, welche wir selbst unser nennen. Sanftmuth ist immer das schöne Kennzeichen des Weisern, des Erhabenern, des Ueberlegnern; sie ist eine der lieblichsten Blüthen der Seelenhoheit und Seelengröße. Je gemeiner, je schlechter der Mensch, je leichter wird er zum Fluchen, Schwören, Schelten und Zürnen geneigt sein, dem Thiere ähnlich.

Gott kann nicht zürnen. — So kann es auch der Weise nicht, der göttlichen Sinnes ist. Er wird, als Vater, Mutter, Vor-

geſetzter, Irrthümer mißbilligen, aber ohne Wuth berichtigen; er wird, wo es in ſeinem Berufe liegt, Fehler ſtrafen, aber mit der liebenden Abſicht, zu beſſern; er wird, wo ſeine Rechte verletzt werden, ſie in Schutz nehmen, aber ohne Wildheit und Grimm; er wird, wo ihm Unrecht geſchieht, und er es nicht ändern kann, beweiſen, wie wenig er ſolche Behandlung verdiene, aber nicht Rache üben, nicht Gleiches mit Gleichem vergelten.

Geduld und Sanftmuth bezwingen allein die Herzen der Menſchen. — Dieſe Sanftmuth aber iſt fern von ſtolzem, verächtlichem Herabblicken auf den Gegner. Denn ſolch ein Stolz iſt die Frucht des ſchweigenden Grimmes, und nicht des Gefühls vom eigenen, wahren Werth, der immer in Beſcheidenheit gehüllt iſt, wenn er werth ſein will. Dieſer Stolz iſt die ſtumme, aber ſchlau berechnete Sprache des Zorns, der ſich herber rächen möchte, als durch Schmähungen und Scheltreden. — Hier iſt nicht Sanftmuth, ſondern klügelnde Grauſamkeit; nicht Liebe, ſondern bitteres Haſſen.

Wahre Sanftmuth iſt gelaſſene Freundlichkeit, milder Ernſt, welcher unwillkürlich Jedem eine ähnliche Seelenſtimmung gebietet oder einflößt. Nicht aber beſteht ſie in dem ewigen, zur Gewohnheit werdenden, ſüßlichen Lächeln, welches, weil es kein Wiederſchein einer ſtillen Heiterkeit des Gemüths iſt, nur Verzerrung und Maske wird, und nichts mehr bedeutet. Ein Menſch, der zu Allem gern lächelt, zeigt entweder Verarmung des Geiſtes an Einſicht, oder Verarmung des Herzens an richtigem Gefühle. Er lächelt auch, wenn er Heimtücke nährt; er lächelt auch, wenn er mit Verachtung bedeckt wird. Er iſt, wie ohne Zartſinn für ſich, ohne Zartſinn für Andere.

Hingegen die Sanftmuth des Chriſten iſt auf Empfindſamkeit gegründet. Der Weiſe iſt nicht gleichgültig gegen die Liebe und Achtung Anderer; eben darum behandelt er ſelbſt den Zürnenden mit Schonung, wie Jeden, der im Rauſche nicht ſeines Verſtandes mächtig iſt. Er zeigt, daß er gegen Verkennung nicht gleichgültig iſt; eben darum ſucht er den, welcher ihn verkennt, in eine ruhigere Stimmung zu verſetzen, wo es leichter wird, ein leidenſchaftloſes Urtheil zu fällen. Es iſt Folge richtigen Gefühls

vom eigenen Werth, daß er, wo er gefehlt hat, freiwillig eingesteht, geirrt zu haben. Diese Offenheit entwaffnet den Widersacher und vermindert mit Ruhm die Schuld, welche durch Läugnen nur vergrößert werden kann, oder einen Argwohn auf das Herz dessen erregt, der sie sogar als eine gerechte Handlung in Schutz nehmen möchte.

Sanftmuth gewinnt alle Herzen, wenn sie mit richtigem Gefühle gepaart ist. Da verzeiht sie schonend jede Uebereilung des Nächsten, trägt mit Geduld dessen Eigenheiten und Schwächen, ohne ihnen Weihrauch zu streuen. Denn Schmeichelei und kriechendes Wesen ist so wenig Sanftmuth, als Heuchelei eine Tugend. Der Weise will nur Friede, gegenseitige Achtung und schonendes Betragen befördern, wodurch allein häusliche und bürgerliche Glückseligkeit erwächset; der Schmeichler geht mit List zu Werk, will Leidenschaften zu seinen Gunsten erwecken und Menschen nach seinen Absichten leiten. Der Weise fühlt eben darin seine Hoheit, sein Glück, daß er immer mit Besonnenheit und in Freiheit von mächtigen Leidenschaften handeln kann. Der Schmeichler will Andern Besonnenheit und Freiheit rauben, indem er sie mit verdientem oder unverdientem Lobe blenden oder einschläfern möchte. Sanftmuth ist in der Denkart des ächten Christen eine herrschende Stimmung des Gemüths; Schmeichelei nur ein für kurze Zeit gewähltes Hilfsmittel, welches aufhört, wie die Umstände ändern.

Der Mann verbinde mit seiner Sanftmuth Würde; das Weib mit der ihrigen freundliche Anmuth. Jener gewinnt, wenn er bei stiller Gleichgültigkeit auf den Verstand derer wirkt, die ihn umgeben; das Weib hingegen, indem es durch Leutseligkeit auf das Herz derer wirkt, die sich ihm nahen.

Der Christ trägt auch sein schwerstes Schicksal mit Würde; er steht auch in den Fesseln des Tirannen, der ihn verfolgt, mit Würde; auch geschmäht, gelästert, verspottet und verhöhnt vom Pöbel, befremdet er diesen durch seine Hoheit. — Sanftmüthig und gelassen trug Jesus die Beschimpfungen, mit denen ihn eine rasende Menge Volks umringte; er schalt nicht wieder, da er gescholten ward, und drohte nicht, da er litt; unter dem Hohn-

jauchzen des Volkes schleppte er sein Kreuz zur Richtstätte auf den Todtenhügel, — aber seine Hoheit verlor er auch in diesem Augenblicke des Schreckens nicht. Mit Würde trug er seine Schmach, und sprach er: Ihr Töchter Jerusalems, weinet nicht über mich, sondern über euch und eure Kinder! — Mit Würde litt er den schmerzlichen Tod, daß selbst im Pöbel sich Stimmen erhoben und sprachen: Wahrlich, dieser ist Gottes Sohn gewesen!

Wie die Würde des Mannes, welche sich mit seiner Sanftmuth so schön vereint, nicht leere, angenommene Ziererei ist, sondern aus dem Gefühle seiner Kraft und seines Werthes von selbst hervorgeht: so geht die freundliche Anmuth, mit welcher sich die Sanftmuth der Christin paart, aus dem Wesen des Weibes hervor. Das Wesen und Eigenthümliche des Weibes aber ist nicht Herrschaft durch Kraft und Trotz, sondern durch Milde und Wohlwollen. Zarter gebaut durch die Natur, kann es keine Ansprüche machen, durch Furcht Gehorsam und Ehrerbietung zu erregen, sondern durch liebreiches und gefälliges Betragen. Der Zorn entstellt den Mann; aber das Weib entehrt er, und macht es ekelhaft und lächerlich. Ein zürnender Mann, wenn er sich für Unschuld, Recht und Wahrheit erhebt gegen die Bosheit, kann noch Ehrfurcht einflößen; ein zürnendes Weib entweiht die heilige Sache, indem es sich selbst schon entweiht hat.

Geduld und Sanftmuth bezwingen alle Herzen. Sanftmuth entwindet dem Wüthenden aus der erhobenen Faust den gezuckten Dolch, und löscht den Fluch aus, ehe er von der Lippe des Ergrimmten flammt. Sanftmuth besänftigt den Groll des Neidischen, und straft den gehässigen Verleumder mit Schamröthe. Diese Tugend, eine der reizendsten, welche das Christenthum lehrt, ein Kind des Himmels, verbreitet auch um sich her die Stille und den Frieden des Himmels. Es ist ein schöneres Leben in der Nähe des immer heitern, gelassenen Mannes, von welchem wir wissen, daß er, obwohl er unsere Fehler nicht liebt, doch uns auch mit keinem harten Worte wegen Uebereilungen verwundet; der uns gern unser Recht widerfahren läßt, wo wir es haben, und mit schöner Bescheidenheit lieber Unrecht duldet, wo es Niemandem schadet, als ihm, statt durch Rechthaberei und Wider-

ſpruch ſich ſelber gegen uns in Vortheil zu ſetzen und ein anhängliches Herz zu verlieren.

Sanftmuth gewinnt alle Herzen für ſich, denn ſie veredelt ſie auch. Nicht das Laſter allein iſt verführeriſch, die Tugend iſt es eben ſo ſehr. Wer kann widerſtehen, wo Liebe und Holdſeligkeit uns anſprechen, und wer möchte nicht mit Güte erwiedern? Wer kann den Sanftmüthigen beleidigen, ohne ſogleich über dieſe Schlechtigkeit zu erröthen? Wer mag ſich zügelloſen Leidenſchaften überlaſſen, wo uns das Glück ununterbrochener Gemüthsruhe von heitern Mienen anlächelt?

Vater im Himmel, Du Dir ewig Gleicher, ewig Langmüthiger, Schonender, Liebender! wie oft vergaß ich das ſicherſte, unſchuldigſte und ehrenvollſte Mittel, Glückſeligkeit in allen häuslichen Verhältniſſen und in meinen übrigen geſellſchaftlichen Verbindungen zu gründen! — Bin ich nicht ſelbſt der erſte Schuldige geweſen, wenn Freunde gegen mich erkalteten; wenn Widerſacher erbitterter gegen mich wurden; wenn Feinde unverſöhnlichen Haß gegen mich einſogen; wenn edlere Menſchen ihre Achtung für mich verloren? — Bin ich nicht der erſte Schuldige geweſen, wenn durch meine Heftigkeit die Heftigkeit Anderer entflammt, durch meinen Widerſpruchsgeiſt der Widerſpruch Anderer gereizt ward? — Habe ich durch meine Härte gegen Bekannte und Unbekannte nicht die harten Urtheile Anderer auf mich gezogen, und konnte ich Schonung verdienen, da ich zuweilen ſo wenig ſchonend gegen meine beſten Freunde war? Habe ich nicht die Bitterkeit in ihr Herz gegoſſen, die ſie mir nun durch ihr Betragen wieder zu ſchmecken geben?

Glänzendes Vorbild meines geiſtigen Lebens, Du ſanftmüthiger Menſchenfreund, Jeſus Chriſtus! göttlicher Dulder! werd' ich auch in dieſer Tugend Dir ähnlich werden können? — Ich ſollt' es! denn meine ganze Lebensruhe, mein Glück hängt vom Daſein dieſer ſchönen Geſinnung ab, die Du ſo herrlich in Deinem Wandel darſtellteſt. Selig ſind die Sanftmüthigen, denn ſie werden die Welt gewinnen. Selig ſind die Friedfertigen, denn ſie werden Gottes Kinder heißen! (Matth. 5, 5. 9.)

35.

Der Spieler.

Mark. 15, 24.

Mich soll nur Fleiß und froher Muth,
Nie Andrer Schaden nähren;
Des Spielers Gold ist böses Gut,
Benetzt von fremden Zähren.

Dein Segen, o mein Gott, erfreut
Den Fleiß'gen nur und Frommen.
Fürwahr, kein unrecht Gut gedeiht;
Es flieht, wie es gekommen.

„Und da sie Jesum gekreuzigt hatten, theilten sie seine Kleider, und warfen das Loos darum, welcher was überkäme."

Diese Stelle aus der Leidensgeschichte des göttlichen Erlösers muß jedes zartfühlende Herz empören. Nirgends spricht so laut die Verderbtheit des Menschen, als hier.

Jesus, der Heiligste unter den Sterblichen, schmachtete am Kreuz. Der Unschuldige ward ein Opfer des schmachvollsten Todes. Und während er zwischen Verbrechern da hing, und blutete und seufzte; während sich der Himmel verhüllte, und Engel trauerten; während ein Theil des Volks mit banger Furcht hinaufstarrte zum Leiden des Gerechten, und Maria, seine Mutter, vom unendlichen Schmerz durchbohrt, da stand vor dem sterbenden Sohn, und ihre Schwester Maria, Kleophas Weib, Maria Magdalena und Johannes weinend sie umringten, um ihr den Trost zu reichen, der ihnen selbst fehlte; während Erde und Himmel um den Gottmensch klagten: saßen gefühllos und kalt zwischen Blut und Thränen rohe Menschen da, nur lüstern nach Gewinn, und spielten um die Gewänder der grausam ermordeten Unschuld. Nicht die Todesangst Jesu, nicht die bleichen Wangen, die rothgeweinten Augen Maria's und ihrer Freunde sahen sie: sie sahen nur das Kleid, den elenden Gewinn, das Loos! Das dumpfe Stöhnen des Sterbenden über ihrem Haupte rührte sie nicht. — Das Wehklagen, der Jammer einer verzagenden Mutter, das Schluchzen der Freunde und Freundinnen Jesu bewegte ihr Herz nicht — sie spielten.

Gefühlvolle Seelen, ihr schaudert? Ihr könnt diese Rohheit, diese Verderbtheit des menschlichen Gemüths nicht begreifen? Wie? ist seit jenem furchtbaren Tage des Todes Jesu nichts Aehnliches mehr gesehen worden? Ist unter seinem Kreuze die Begier nach Gewinn durch Ohngefähr und Loos nun gestorben, und die Leidenschaft der Spielwuth aus der Welt geflohen?

Nein, dieses Laster, welches in der Brust manches hoffnungsvollen Jünglings schon den Keim alles Guten erstickt hat, dies Laster, welches für alles Wahre, Große und Edle den Sinn raubt, — es herrscht noch heute mit ungezähmter Macht. Es umwickelt noch heute mit seinen Reizen manchen Unerfahrenen; es schleppt noch heute seine beklagenswürdigen Opfer in den Abgrund der Verzweiflung, und bringt unzählige Menschen um Gesundheit, Ehre und Vermögen.

Geblendet von der Erwartung eines schnellen und müheloſen reichen Gewinnes, oder von Rachsucht und Aerger begleitet, das Verlorne durch neue Versuchungen des Glücks zu erobern, stirbt der Spieler allmälig seinen reinern Gefühlen, seinen bessern Grundsätzen ab. Sanfte Vergnügungen haben für den wenig Reiz mehr, der nur heftige Bewegungen des Gemüths gewohnt ist, und gewohnt, immerdar zwischen großer Furcht und Hoffnung zu schweben. — Was ihm ehemals erhaben, heilig und schön war, kann seine Seele nicht mehr ausfüllen; nur eine einzige Leidenschaft hat sich ihrer bemächtigt. Er spielt, würde er auch die wichtigsten Geschäfte versäumen; er spielt — und wenn er die ganze Welt am Sonntage vor Gottes Thron in Anbetung hingesunken sähe, er würde spielen.

Es weint die Armuth um Hilfe jammernd vor seiner Thür: sein Herz ist dem Mitleid verschlossen; er spielt! Die Geldsummen, welche er wagend dem Ohngefähr eines Augenblicks anvertraut, sie könnten das Glück einer hausarmen Familie machen; könnten eine Wittwe mit ihren nahrungslosen Kindern von der Verzweiflung retten — er spielt. Vielleicht ist schon sein eigenes Vermögen schwer zerrüttet; vielleicht drückt ihn schon die Last der Schulden; vielleicht darben in seiner freudenlosen Wohnung Weib und Kinder — die Gattin ruft vergebens den Gatten, die Kinder

ſchreien vergeblich nach dem Anblick des Vaters — — er ſpielt. Er würde ſpielen und geſpielt haben im Angeſicht des ſterbenden Jeſus am Kreuz, umringt von Blut und Thränen.

Die traurige Erfahrung lehrt uns, daß dieſes Laſter, welches den Menſchen zum Guten entnervt, und welches die Quelle unzähliger anderer Laſter iſt, unter höhern und niedern Ständen noch heutiges Tages ſehr allgemein ſei und immer gemeiner werde; die Erfahrung lehrt, daß dadurch noch immer Wohlſtand, Zufriedenheit häusliche Ruhe, Ehre und guter Name zu Grunde gerichtet werden.

Wohl dem, deſſen Gemüth noch frei iſt von der verderblichen Leidenſchaft; wohl dem, welcher ſich ihr noch nicht ganz dahin gegeben in die Knechtſchaft — ein ernſter Blick auf ihre ſchwarzen Folgen, und manche Seele iſt vor ihr immer bewahrt, manche vielleicht wieder aus ihrer Gewalt gerettet.

Es wäre die Aengſtlichkeit zu weit getrieben, alle und jede Spiele zu verdammen, beſonders diejenigen, welche zur Erheiterung des Geiſtes, zur fröhlichen Beluſtigung, vielleicht auch in gleicher Zeit zur Uebung des Scharfſinns, des Witzes, der Erfindungskraft, oder einer körperlichen Geſchicklichkeit dienen.

Sie gehören zu den erlaubten Freuden, die eben ſo nützlich als unſchuldig ſind, weil durch ſie kein Menſch gekränkt, kein Glück geſtört wird. Selbſt das Karten- und Würfelſpiel, dieſe furchtbaren Werkzeuge der raſenden Leidenſchaft, ſind an ſich nicht böſe, ſo lange ſie nicht zum Böſen gemißbraucht werden.

Nur dann iſt das Spiel verächtlich und gefahrvoll, und hört wenigſtens auf unſchuldig zu ſein, ſobald es dabei nicht mehr auf Erheiterung oder angenehme Zerſtreuung, ſondern auf Geldgewinn ankommt. In eben dieſem Augenblicke wird das Spiel, welches es auch ſein möchte, der Schlüſſel zu einer Hölle, aus deren geöffneten Pforten ſich eine Reihe ekelhafter Laſter hervordrängen, um das Herz des Menſchen in Beſitz zu nehmen. In dieſem Augenblicke wird der Eigennutz angeregt, und Furcht und Erwartung betrügen das Herz und ſeine ruhige Stimmung. An den Eigennutz drängt ſich beim Gewinn die hohnlachend

Schadenfreude, welche um so inniger ist, je mehr man sie verbirgt, um den nicht zu beleidigen, der da verliert. In dem Verlierenden sammelt sich Aerger, Erbitterung und Unzufriedenheit mit sich selbst. Was ihm Freude geben sollte, ist zum Gift geworden. Er darf seinen Verdruß nicht offen zeigen, damit er nicht vor Andern zum offenen Spotte werde; darum nimmt er die Heuchelei zu Hilfe, und verstellt sich und lächelt, wo er heimlich mit den Zähnen knirscht, und läßt ein ruhiges Gesicht erblicken, während er im Innern flucht.

Seht, welche Kette lasterhafter Empfindungen sich plötzlich um das umbefangenste Herz schlingt!

Aus eben dieser Ursache sollen christlichgesinnte Aeltern, weise Erzieher niemals der Jugend Karten- und Würfelspiele gestatten, oder andere, worin ein schneller Glückswechsel, rascher Gewinn und Verlust, die Hauptsache ist, was anzieht. Da das Herz junger Leute reizbarer und empfindlicher ist, und noch von keinen festen Grundsätzen beherrscht wird, ist es grausame Vermessenheit, strafbarer Leichtsinn, schon solche Leidenschaften in ihrer zarten Brust zu entwickeln. Ehret die fleckenlose Reinheit des Gemüthes! Sie ist zerstört, sobald ihr selbst mit thörichter Unvorsichtigkeit den Eigennutz, die Gewinnsucht, die Schadenfreude, die Erbitterung und Heuchelei spielend in ihr Herz aussäet. Entschuldigt euch nicht damit, der Gewinn und Verlust sei gering in den Spielen, welche ihr ihnen gestattet; — nein, Kindern ist auch das Geringe schon wichtig und werth; ihr seid die ersten, welche ihnen Neigung zum Spiele beibringen; ihr seid die ersten, welche ihnen eine vorher unbekannte Leidenschaft theuer machen; ach, es sind wahrlich nicht Kleinigkeiten, mit denen sie tändeln: sie spielen schon um Seelenruhe und Reinheit des Sinnes.

Selten wird der Mensch durch einen einzigen Tag zum leidenschaftlichen Spieler; er wird es allmälig, je mehr er nach und nach Freude und Gelegenheit zu dieser Beschäftigung findet. Aber doch war der erste Tag, da ihn ein Gewinn zur Fortsetzung des sogenannten Zeitvertreibs lockte, der erste seines nachherigen Verderbens. Er suchte ihn nun begieriger; ein abwechselnder Verlust schreckte ihn nun weniger ab. Ihn blendet die Möglichkeit

ansehnlichen Gewinnes; ihn fesselt die große Leichtigkeit, ohne große Mühe seinen Beutel mit Gold zu füllen; er wird zum leidenschaftlichen Spieler.

Jede Leidenschaft, das heißt, jeder unmäßige, fortdauernde Hang des Gemüths, welcher alle übrigen Vorstellungen, alle bessern Empfindungen verdunkelt, gleichsam die Vernunft verschlingt, und den Menschen endlich wider seinen Willen fortreißt, — ist Sünde. Der Mensch ist dann seiner selbst nicht mehr mächtig; der Mensch verhält sich leidend; nur seine allein herrschende Begierde ist thätig und verzehrt ihn.

Nichts aber wird dem schwachen Menschen leichter zur Leidenschaft, als die Gewinnsucht; und eben dadurch empfängt das Spielen seinen höchsten Reiz für ihn. Er verliert alles Zartgefühl der Rechtlichkeit; er bedenkt nicht länger, daß sein Gewinn der Ruin des Andern sein kann; daß seine Freude die Verzweiflung des Andern ist. Er geht darauf aus, seinen Nebenmenschen arm zu machen, um reich zu sein. — Kannst du, o Christenthum, noch mit reiner Heiligkeit im Gemüthe solches Verderbten wohnen? Wo weilt die Liebe, welche Jesus befiehlt?

Wie der Müßiggang junge Leute oft zum Spiel: so verleitet noch öfter die Spielsucht zum Müßiggang und unordentlichen Leben. Nützliche Beschäftigungen werden ihnen abgeschmackt; der Eifer zu den Berufsgeschäften erstirbt; ihr Gedanke ist nur auf die Spielstunde hingerichtet; die Vernachlässigung des rechtlichen Erwerbs muß der unerlaubte Gewinn ersetzen. Das Spiel wird zur Arbeit, und wilde Zerstreuungen in loser Gesellschaft müssen die Stelle der Erholungen einnehmen. Umsonst mahnet ihr die Unglücklichen von ihrem Verderben ab; umsonst rufet ihr sie zur Einförmigkeit des bürgerlichen Lebens zurück; umsonst, ihr Väter, drohet euer Ernst, umsonst, ihr Mütter, flehen eure Thränen — die Verwilderten spotten eurer, als langweilige Sittenprediger. Ihre Spielwuth ist ein Rausch; sie schwindeln in Betäubung dem Abgrunde unaufhaltsam zu.

Sieh das Antlitz eines Spielers, und du findest in demselben die Spuren mehr als einer schändlichen Leidenschaft. Wie könnte es anders sein? — Er, der bald Alles, bald Nichts hat, er, der

heute schwelgen kann, morgen verzweifeln möchte, ist selbst nur der Spielball immerwährender Sorgen und Unruhen gewesen. Es ist kein Frieden mehr in seiner Seele; er ist stumpf geworden für die edlern Lebensfreuden. In böser Gesellschaft (denn Menschen von Geist und Herz verdammen sich nicht zu dem ehrlosen Gewerbe!) sind seine guten Sitten verdorben. Haß, Zorn und Streit, die häufigsten Begleiter des Spiels, sind auch die seinigen.

So viele und heftige Gemüthsbewegungen, denen er sich fast täglich preisgibt, müssen endlich auch die festeste Gesundheit erschüttern. Die halb und ganz durchwachten Nächte, die Schädlichkeit der sitzenden Lebensart, die Unordnung im Genusse der Speisen und Getränke, zerstören die edlern Lebenskräfte. Die geschwächte Gesundheit des Körpers wirkt auf die Seele nachtheilig zurück und schwächt den Geist. Die Spielsucht raubt dem Leben nicht nur den Schmuck der besten Freuden — sie verkürzt auch das Leben.

Der Spieler ist heimlichen Elends voll — aber damit nicht zufrieden, verführt er auch Andere zu der gleichen Leidenschaft, zu den gleichen Lastern, zu dem gleichen Unglück. Nicht zufrieden, seine eigene Seligkeit verwüstet zu haben, bringt er auch Andere leichtsinnig um Vermögen und Gewissensruhe. Er häuft Schuld auf Schuld. Er achtet es nicht, daß ihn edlere Menschen bemitleiden, daß ihn die Unverdorbenen mit Ekel meiden, daß das Zutrauen der Mitbürger gegen ihn abnimmt, indem jeder seinen Untergang voraussieht. — Er hat sein schreckliches Loos gezogen. — Seine Laster hängen sich zentnerschwer an ihn und ziehen ihn hergab. — Er kann nicht mehr zurück. Er muß enden; er endet durch einen allzufrühen Tod, oder schrecklicher noch mit dem Verlust seiner Ehre, seines Vermögens — vielleicht als Betrüger — als Entwender anvertrauter Gelder; — endet vielleicht, erdrückt vom Jammer einer guten Familie, vom Gewichte seiner Schande, die unabwälzbar ist; vielleicht gefoltert von einem schrecklichen Gewissen, in Verzweiflung; — endet vielleicht das elende, ruchlose Leben mit blutigen Händen eines Selbstmörders! Oder er flieht als Betrüger, als Veruntreuer fremden Gutes, verfolgt von den Gesetzen seines Vaterlandes, verfolgt von seinem Ge-

wiſſen, verfolgt von den Klagen einer tiefgebeugten Familie, in fremde Gegenden, wo ihn Niemand kennt, und ſeine eigene Schuld ihn zum Grabe begleitet.

Dieſe letzten, die ſchrecklichſten Folgen der Spielſucht, ſind leider nicht die ſeltenſten. Aber wen das Laſter einmal umgarnt hat, den ſchrecken ſie nicht. Er ſieht ſie noch fern von ſich. Er ſpricht hohnlächelnd: ſo weit wird es doch mit mir nicht kommen!

Wer aber iſt dir Bürge dafür? Dein gegenwärtiger Wohlſtand? Aber er kann erſchüttert werden. Dein eigenes Gefühl des Rechten und Guten? Aber es kann durch Gewohnheit des böſen Beiſpiels ſtumpf werden. Andere, welche einſt waren, und ſich beruhigten, wie du, wurden dennoch der Raub der Verzweiflung, deren ſie einſt ſpotten konnten, wie du.

Gehe in dich, prüfe, ob du noch dein beſſeres Selbſt retten könneſt. — Erforſche die Macht deiner Leidenſchaft, ob du ihr noch Herr biſt, oder ſchon ihr unloskäuflicher Sklave. — Unterſuche, ob nicht ſchon dein guter Engel trauerte, und dich warnend zurückrief.

Hat dich die Sucht zum Spiel nicht ſchon edlern Geſchäften entriſſen? Hat ſie dir nicht ſchon manche goldene Stunde geraubt, die du nützlichern Arbeiten hätteſt geben ſollen? Hat ſie dich nicht ſchon in Verlegenheiten geſtürzt, die dir peinlich waren? Haſt du ihr nicht ſchon viele unangenehme Augenblicke vorzuwerfen? Hörteſt du nicht ſchon das Bitten deiner Verwandten und ihre warnende Stimme? — Mußteſt du nicht ſchon Thränen in den Augen der lieben Deinigen ſehen, welche du ihnen durch deine verworfene Lebensart auspreßteſt! — Drang nicht zuweilen bange Ahnung von böſern Folgen in deine Seele?

Unglücklicher! und dieſe Verlegenheiten, dieſe Bitten, dieſe Thränen, dieſe Ahnungen, vermochten ſchon nichts mehr über dich?

Siehe, vielleicht wirft ein Ohngefähr dies Blatt unter deine Augen — nein, es iſt kein Ohngefähr in der Schöpfung Gottes; — es iſt die heilige Vorſehung, welche dir den belehrenden Wink gibt. — Ermanne dich, prüfe dich! Die Ruhe deines Lebens, die Freude deiner Familie, die Seligkeit deiner

Seele ist wohl einen Augenblick der ernsten Selbstbetrachtung werth.

Ermanne dich, und sei deiner selbst würdig! — Du kennst das Bessere, wähle es. Fasse den männlichen edeln Entschluß, deine Leidenschaft zu verlassen, und zur einfachen Tugend zurückzukehren. — Verschiebe den Zeitpunkt deiner Aenderung nicht, sondern was du heute als schlecht erkennest, das meide schon heute, auch wenn es dir noch so viel Mühe kostet. Es gilt nur die strenge Beharrlichkeit von wenigen Wochen und Monden, und du hast den Sieg über dich selbst errungen.

Fliehe die Gesellschaften, die Oerter, die Gelegenheiten, welche für dich verführerisch waren, und wo du zuletzt deinem Triebe nicht widerstehen würdest, dein Glück abermals durch Wagstücke im Spiele zu versuchen. Sei gewissenhafter, als es fast nöthig wäre. Meide selbst kleine Spiele; sie würden nur deinen verderblichen Hang nähren, und in dir Sehnsucht nach der alten Lust erwecken.

Und wenn die verderbliche Neigung wieder lebhafter in dir aufwacht; wenn sie dich der bessern Vorsätze vergessen machen will; wenn sie jene schmerzlichen Gefühle schon in dir verdunkelt, welche du erlittest ihretwillen — dann sei Mann und Christ!

Dann gedenke der öffentlichen Verachtung, welche den Spieler begleitet; gedenke des Mißtrauens, welches du in dem Herzen deiner bessern Mitbürger gegen dich erweckst; gedenke der Mißbilligung und des Kummers der Deinigen, an deren Ruhe du im Begriffe stehst, Mörder zu werden.

Wirf deinen Blick auf das entsetzliche Ende manches Andern, der von seiner Leidenschaft verrathen ward. Sieh ihn, wie er mit zerstörter Gesundheit, mit Schande beladen, vom unreinen Gewissen gequält, dahinwankt; wie er zuletzt, unwillkürlich von Lastern zu Lastern gezogen, keine Ruhe auf Erden, keine Freude im Tode sieht; wie seine Hand, von Verbrechen befleckt, in einer schwarzen Stunde den Dolch gegen ihn selbst kehrt, während die Seinigen verzweifeln, und ihn in der Bangigkeit des Herzens selbst die Religion ohne Trost läßt!

O Gott, o Gott! Heiliger, Gerechter, furchtbar, und doch

wohlthätig in deinen Verhängniſſen: ja, ich erkenne es, auch ſchon auf Erden ärntet die Sünde ihren ſchauerlichen Lohn!

Ja, ich thue Dir in dieſer Stunde das feierliche Gelübde: nie will ich mich dem einreißenden Laſter der Spielſucht, dieſer Quelle hundert anderer Sünden, hingeben. Ich will keine Vergnügungen, keine Zerſtreuungen lieben, als nur ſolche, die mein Gewiſſen unbefleckt laſſen, und wodurch keinem meiner Nebenmenſchen ein trauriger Augenblick wird! — Ich will lieber einen geringen, mühevollen Erwerb durch ehrliche Arbeit, durch Fleiß in meinen Berufsgeſchäften, als einen ſchnellen, leichten Gewinn, der immer zum Schaden Anderer gereicht, und den deine Hand nicht ſegnen wird. Der glücklichſte Spieler verſpielt doch zuletzt die Ruhe ſeiner Seele! — Sei mir heilig, wie Dein ewiges Wort! Amen.

36.

Rechtmäßiges und unrechtmäßiges Eigenthum.

Spr. Sal. 16, 8.

Oft prangt der Sünder wie ein Baum
Voll grüner, friſcher Blätter,
Beſchattet einen weiten Raum,
Und trotzt dem fernen Wetter:
Doch plötzlich brauſt ein Sturm daher,
Zerbricht den ſtolzen Baum, und er
Behält nicht Stamm noch Krone!

Im Frieden ſcheinet er vielleicht,
Und weit geehrt zu ſterben;
Weh' aber ihm! denn bald erreicht
Ein Sturm des Fluches Erben!
Und ungerechtes Gut verfliegt,
Und auf des Frevlers Namen liegt
Der Abſcheu aller Tage.

Von allen Erdengütern, mit denen Gottes Vaterhand uns wohlthut, iſt wohl, außer einer ungeſchwächten Geſundheit, nichts, was Jeden ſo innig erfreuen kann, als der Genuß eines redlich erworbenen Eigenthums, von dem er ſagen kann: Dies iſt mein!

kein Anderer hat Ansprüche darauf; ich darf mich seiner mit gutem Gewissen bedienen!

Denn ich mag nicht auf jene Heuchler oder Schwärmer hören, die beständig über die Eitelkeit der irdischen Güter seufzen, die beständig predigen, man solle nicht sein Herz an diese Welt hängen und dem Mammon dienen, und dabei wuchernd auf Pfänder leihen, arme Familien drücken, und durch ihre Werke dem widersprechen, was ihr scheinheiliger Mund redet. Nein, Gott stellte seine irdischen Gaben auf Erden aus, daß wir uns derselben zu unserm Glück bedienen sollen, zu unserer eigenen Freude, zur Erquickung und Erheiterung Anderer. Ohne den Besitz eines hinlänglichen Vermögens wären wir nicht fähig, uns zu erhalhalten; wären wir andern Menschen zur Last, oder ihr Sklave; könnten wir, auch bei allem guten Willen, nicht so viel Tugend üben, als wir sollen.

Was ist denn unser Leib? Er ist ein Eigenthum, das uns Gott für einige Jahre lieh; ein Mittel, ein Werkzeug unserer Seele, wodurch sie sich erst wirksam in der Welt bezeigen kann. So ist denn jedes andere irdische Eigenthum, welches ich erwerbe, gleichsam eine Vergrößerung meines Ichs, eine Erweiterung meiner Mittel und Werkzeuge, eine Ausdehnung des Schauplatzes, in welchem die Kräfte meiner Seele wirksam sein können.

Nur dann erst sind Hab und Gut schädlich, wenn ich sie mißbrauche, wenn ich sie zum Hauptzweck meines ganzen Lebens mache, und mein Geist ihr Sklave wird. Nur dann erst gilt Jesu gerechter Eifer gegen das ängstliche Sorgen und Sammeln irdischer Schätze, über welchem der edlere Schatz meiner höhern Bestimmung vergessen wird!

So will ich also ungestört und freudenvoll die Gaben empfangen, die Gott mir ertheilt; mit Heiterkeit den Segen genießen, den er mir zur Verannehmlichung meines Erdenlebens zukommen läßt; und meine Dankbarkeit gegen den liebevollen Geber dadurch ausdrücken, daß ich, was ich habe, mit Mäßigkeit genieße, und zur Glückseligkeit Anderer benutze.

Das kann ich aber nur, wenn ich mein Eigenthum auf eine vollkommen rechtmäßige Weise erworben habe: wenn keine Sün-

denschuld, keine fremde Thräne, kein stiller Fluch an meinem Vermögen haftet. Wie könnte mir wohl sein, so lange ich unter dem, was ich besitze, noch irgend etwas fände, von dem mir mein Gewissen sagt: „Unredlicher! dies gehört dir nicht. Du schwelgst mit fremden Mitteln, die Andere entbehren müssen, weil du sie ihnen hinterlistig, vielleicht ohne ihr Wissen entzogst!"

Wahrlich, mit Recht sagt die heilige Schrift: „Es ist besser, wenig mit Gerechtigkeit, denn viel Einkommens mit Unrecht!" (Spr. Sal. 16, 8.)

Ich soll, ich darf von Allem, was ich habe, nichts mein nennen, von dem nicht Jedermann wissen dürfte, auf welche Weise ich es erworben habe. Nur das gehört mir, was ich entweder als Erbschaft, durch freien Willen der Verstorbenen, oder durch den Spruch bestehender Gesetze, oder was ich als Geschenk und Gabe von Andern, oder was ich durch gerechten Kauf und Tausch, oder als Belohnung und Frucht meiner Mühe, Arbeit und Sparsamkeit besitze. Alles Andere, was ich mir wider Wissen Anderer von ihrem gerechten Eigenthum durch List und Gewalt zugeeignet habe, gehört nicht mir, sondern ihnen Ich beraube sie täglich, so lange ich ihnen ihr Vermögen, oder auch nur den kleinsten Theil desselben, vorenthalte. Wenn mich auch die ganze Welt äußerlich ehrt, weil sie meine Schändlichkeit nicht vermuthet, nennt mich doch mein Gewissen fortdauernd einen strafbaren Dieb, einen schweren Schuldner des Andern, und meine Schuld vor dem Allwissenden, dem Allgerechten, ist größer, als der Werth derjenigen Sache, die ich mir auf unrechtmäßige Weise zugeeignet habe.

Es ist besser, wenig, aber mit Gerechtigkeit! — Nur so erst kann ich mich meines Eigenthums mit frohem Gewissen erfreuen. Nur so erst, wenn mein Blick übersieht, was mir durch Gottes Gnade geworden, erquickt es mich innig, zu denken: Dies ist nun dein; dies sind deine rechtmäßigen Hilfsmittel, wodurch du dir das Leben irdisch angenehm machen kannst, wodurch du dich vor der gänzlichen Abhängigkeit von andern, oft harten Menschen beschützen kannst; dies ist dein kleines Reich, in welchem und durch welches du den lieben Deinigen oder auch

andern Menschen nützlich werden kannst, wenn sie deiner bedürfen; dies ist die erste Grundlage, die ich selbst zur Achtung anderer Menschen für mich gelegt habe. Denn besitze ich auch nicht so viel, als Dieser oder Jener, der reicher ist, als ich bin, so hat doch, was ich habe, einen ganz eigenen, unaussprechlichen Werth dadurch erhalten, daß es auf die ehrlichste Weise erworben ist, daß darüber der schöne Segen der Redlichkeit schwebt. Ich darf jedes Stück meines Hab und Gutes ansehen, ohne vor mir selbst zu erröthen wegen der Art, wie ich es erhielt. Ach, wie Mancher, der wohl begüterter ist, kann dies nicht! Und was hat er denn von seinem Gut, wenn es ihm keine reinen Freuden geben kann? Lieber nichts, aber ein heiteres, sich keiner Schuld bewußtes Herz! Besser wenig, aber mit Gerechtigkeit!

Nur was ich auf rechten Wegen gewann, nur das ist wahrer Reichthum, und wäre es auch noch so gering. Denn reich macht mich doch nur das, was mich vergnügt machen kann. Was hat denn der Todte, und schliefe er in goldenem Sarge in Marmorpaläſten? Ihn erfreuen seine Schätze nicht. Was hat denn der Räuber von seinem Raube, und wäre er auch noch so kostbar, wenn er mit Furcht und Zittern über demselben liegt? — Aber ich darf mich meines gerechten Gutes mit vollem Herzen freuen, denn ich erblicke darin nicht nur meine eigene Sicherheit, sondern auch eine gedeihvolle Vorsorge für meine Nachkommen. Sind nicht Gatten, Kinder, Enkel auch mit meinem Leben aufs innigste verwandt? Ist nicht meine Sorge um ihren Wohlstand eine meiner liebsten Sorgen? Ist nicht die Aussicht, daß sie nicht ganz verlassen sein werden, eine der süßesten Beruhigungen? Und könnte ich diese Beruhigung ganz unbefangen genießen, wenn ich befürchten müßte, daß vielleicht nach meinem Tode die Ungerechtigkeit, mit der ich mein Eigenthum vergrößerte, bekannt, und mir und den Meinigen zum Unsegen werden sollte? — Nein, besser wenig, aber mit Gerechtigkeit!

Denn auch das Wenige ist mir dann ja ein Beweis des göttlichen Segens und göttlicher Liebe. Ich erkenne in Allem Geschenke des Himmels, während der Unredliche in seinem mit bösem Gewissen errungenen Gut nur Gaben des Verbrechens, nur Dar-

leben der Hölle findet. Ich erblicke auch in dem Wenigen, was ich besitze, die freundlichen Zeugen meiner pflichtvollen Mühe, meiner Klugheit, meiner Ordnungsliebe, meiner Sparsamkeit. Jedes Stück erinnert mich an eine frohe That meines Lebens, und auf welche Art, unter welchen Umständen ichs erhielt; und eben diese Art, diese Umstände sind eben so viele lobende Zeugnisse meines redlichen und gerechten Sinnes, meines Fleißes, meiner Unverdrossenheit, durch die ich Niemanden kränkte. Ich übersehe, indem ich das Eigenthum betrachte, welches mich umgibt, einen Theil der Geschichte meines Lebens und nützlichen Wirkens; ich finde in jedem einzelnen Theile meines Vermögens ein angenehmes Denkmal meiner Kraft und meines schuldlosen Strebens.

Und wenn es auch wenig wäre, was ich besitze: ist es nicht viel, da es vom Segen Gottes begleitet ist? Mögen doch Andere begüterter sein; wenn mir in meinem kleinen Vermögen wohl ist, wenn ich darin genügsam lebe, sind Andere nicht reicher als ich. Der Reichste kann nicht mehr Freuden empfinden, als der Minderbegüterte. Denn eben die Wonne, welche jenem der Anblick der Menge dessen erregt, was er hat, erregt mir der Anblick des mäßigen Gutes, das mir Gott gab. Mir gewähren Kleinigkeiten ein Vergnügen, wobei jener nichts empfinden würde. Mir ist ein einzelner Baum, der mir Schatten streut und Früchte schenkt, theurer und angenehmer, als dem Großen sein Landgut, welches er vielleicht nur selten erblickt. Ich kann mein kleines Reich übersehen; jener nur einen geringen Theil des seinigen. Jener lebt in mannigfaltigen verwickelten Verhältnissen und Sorgen; die meinigen sind einfacher und beschränkter. Jenen quält Mißgunst Anderer, oder ihn führt Schmeichelei irre; ich lebe unbemerkter und mehr mir und meinen Angehörigen.

Besser wenig, aber mit Gerechtigkeit, denn viel Einkommens mit Unrecht.

Mit Unrecht! — Welche Freuden können aus der Ungerechtigkeit aufblühen? Wie kann denn ein Acker des Fluchs Früchte des Segens bringen? Was hülfe es denn, spricht Jesus, der Heiland, wenn Jemand die ganze Welt gewänne, und litte Scha-

den an seiner Seele? Kann denn alles Gold der Welt ein frohes, zufriedenes Gemüth erkaufen, wenn es fehlt? Kann aller Reichthum die heimlichen Wunden eines durch eigene Schuld unglücklichen Herzens heilen?

O wie falsche Vorstellungen macht sich der Sterbliche oft vom Werthe des Reichthums! Wie leichtsinnig opfert er für das, was ursprünglich Staub ist und Staub bleibt, die Wollust der Seele auf, welche aus der Tugend quillt! — In welche Verbrechen, in welche Unruhe stürzt sich der Sinnliche nur zu oft aus unmäßiger Begierde nach Reichthum und Besitz!

Was wird es dir helfen, Unglücklicher, wenn du fremdes Gut entwendest; den Staat um das Seinige betrügst; dir Goldsummen machst, indem du deinen Nebenmenschen zu seinem großen Schaden hinterlistig bevortheilst; Gelder, die deiner Ehrlichkeit anvertraut waren, unehrlich zurückhältst und unterschlägst; mit zweideutigen Prozessen oder wohl gar mit falschen Eiden Andern das Ihrige verkürzest, so daß zwar das Gesetz der Menschen für dich redet, Gott und Gewissen aber wider dich zürnen; wenn du Verträge mißbrauchst, das Zutrauen der rechtlichen Menschen verräthst, Freunde hintergehst, und Wehrlose unterdrückst?

Was wird dir deine Unredlichkeit helfen? Bist du nun reicher geworden, weil du mehr besitzest? Nein, dieser errungene Besitz ist noch immer fremdes Gut, das nicht dir, sondern dem Betrogenen gehört. Du hast dir nur durch deine Untreue geheime Gewissensschmerzen erhandelt, und dir eine innere Verachtung gegen dich selbst eingeflößt! — Denn wie könntest du, wenn du deiner Unehrlichkeit gedenkst, dich selbst noch achten?

Freilich, du wirst dich mit mancher künstlichen Entschuldigung zu beruhigen suchen; du wirst dir Scheingründe erfinden, um dich selbst damit zu blenden. Armer Mensch, schon daß du dies zu thun gezwungen bist, verweiset dich auf deine bleibende Schuld; und wenn du glaubst, dich mit allen ersinnlichen Vorwänden bei dir selbst gerechtfertigt zu haben, sagt dir dein Bewußtsein doch plötzlich: „Aber es ist doch Unrecht! Du hättest ehrlicher handeln sollen. Du hast betrogen, Betrüger wirst du dich zeitlebens heißen müssen.“

Du ſchwelgſt in fremdem Vermögen. Wie? Wirſt du auch dann noch darin Lebensgenuß finden, wenn eine warnende Krankheit dich aufs Schmerzenlager hinſtreckt? Wird dir der Anblick deines Raubes noch behaglich ſein, wenn der Tod ſpricht: „Ich ſcheide dich von ihm, aber nicht von deiner ewigen Schmach!“

Worin beſteht nun dein Vermögen, oder der unrecht erworbene Theil deſſelben? Er iſt ja keine Erinnerung an deine Redlichkeit und Treue, ſondern nur die traurige Frucht eines in der Stille begangenen Verbrechens; er iſt nur ein Straf- und Schreckmittel mehr in der Hand des dich verdammenden Gewiſſens! — War es das, wonach du ſo begierig gegeizt haſt? War dies der Mühe werth, Verträge, Schwüre und Verſicherungen zu brechen?

Unrecht Gut gedeihet nie! — Es iſt zwar nur ein gemeines Sprichwort, aber doch kennen es alle Völker. Es muß dieſen Völkern durch viele und oft ſchreckliche Erfahrungen mitgetheilt worden ſein. — Glaubſt du, der du dich ſo gern ſelbſt betrügen möchteſt, du allein ſeieſt der Glückliche, bei welchem es eine Ausnahme machen werde? Worauf gründeſt du deine Zuverſicht? Daß vielleicht Niemand von den Lebendigen Zeuge deiner ſchlechten That geweſen? Oder daß die Todten ſchweigen? Oder daß der Buchſtabe bürgerlicher Geſetze dir ein ſcheinbares Recht gab? Oder daß Handſchriften zerriſſen oder vernichtet ſind? — Elender, vergrabe, wenn du kannſt, deine unehrlichen Handlungen unter einem Gebirge — ſiehe, es wird ſich ſpalten, und deine Schande offenbaren; ſenke deine Schuld auf den Boden des Weltmeeres, es wird ſich ſtürmiſch bewegen, und deine Schuld ausſpeien wie einen todten Leichnam. Denn Gott der Allwiſſende lebt! Denn Gott der Vergelter lebt, und ſeine ewige, geiſtige Weltordnung ſteht!

Deine Ungerechtigkeit gedeiht nicht. Der Balſam, den du ſtahlſt, wird auf deinen Wunden zum Gift. Der Stein, mit welchem du den Grund zum Gebäude deines Glücks zu legen hoffteſt, wird dich unter den Trümmern deſſelben begraben. Ereigniſſe, an die du nicht dachteſt, die kein Scharfſinn vorausberechnet, bringen deine begangene Niederträchtigkeit zu den Ohren der Menſchen. — Wie? iſt das das Glück, welches du durch Verübung geringerer oder größerer Unredlichkeiten zu erwerben glaubteſt?

Du fühlst dich vielleicht sicher, weil du schon lange die Frucht deiner Ehrlosigkeit ungestört genießest. Es verfloßen doch schon Jahre und Tage, und sie verriethen dich nicht. Stolzer, aber du lebst noch! Es leben ja noch deine Kinder, deine Verwandte, deine Freunde! Und wenn du einst aufhörst zu leben, bist du dann gerettet?

Nie ohne heimliche Vorwürfe blickst du auf deinen Besitz hin. Jedes Stück unrechtmäßigen Gutes klagt dich an, und scheint nach dem rechtlichen Eigenthümer zu begehren. Veräußere es, vertausche es mit anderm; auch das Neue bekleidet sich vor deinen Augen mit der alten Schmach. Du lieseſt überall Drohungen; du lieseſt sie im ernsten Blicke der Redlichen, die dich ansehen; du lieseſt sie in den nach deiner Schande, nach deinem Unglück schadenfroh spürenden Augen deiner Feinde. Selbst dies todte Blatt mit diesen Zeilen ist stark genug, dich zu erschüttern. Und wäre deine Verderbtheit stärker, desto beklagenswürdiger stehst du vor Gott!

Was du nicht als Segen deines redlichen Fleißes durch Gott gewannst, wird es zum Segen deiner Nachkommen werden? Der Fluch, welchen du in deiner Seele vernimmst, wird er nach deinem Tode sterben, da du Unsterblichkeit deiner Seele hoffest?

Nein, bekenne es dir selbst, was du auf ungerechte Art erworben, hat dir nie Freuden, nie Segen in's Haus gebracht. Du hast seitdem nicht die stille Ruhe, die himmlische Heiterkeit des ehrlichen Mannes empfunden. Du bekennst es, du wirst die Wahrheit der salomonischen Worte bekennen: Besser wenig mit Gerechtigkeit, denn viel Einkommens mit Unrecht.

Du sehnst dich vielleicht nach deiner verlornen Selbstachtung, nach deinem vorwurfslosen Frieden zurück; du fragst! „Was soll ich thun, daß ich wieder selig werde? — Die Kirchen besuchen? Zu Gott um Vergebung flehen? Den Armen Gutes thun? Milde Stiftungen unterstützen? Umsonst! Dich rettet nichts, als die Vernichtung deines Unrechts. — Umsonst bringst du Gott deine Gaben: sie versöhnen dich mit ihm nicht. Gib deinen Raub zurück; sei arm, aber ehrlich. Wenn du, sprach der Welterlöser, deine Gaben auf dem Altar opferst, und du wirst allda eingedenk,

daß dein Bruder etwas wider dich habe: so laß allda vor dem Altar deine Gabe, und gehe zuvor hin und versöhne dich mit deinem Bruder. — Sei willfährig deinem Widersacher, dieweil du noch bei ihm auf dem Wege bist, auf daß er dich nicht dermaleinst überantworte dem Richter, und werdest in den Kerker geworfen. Ich sage dir, wahrlich, du wirst nicht von dannen herauskommen, bis du den letzten Heller bezahlest. (Matth. 5, 23—26.)

Vielleicht sträubt sich dein Stolz, den schweren Schritt zu thun. Vielleicht ist es dir weniger mühsam, das ungerecht Erworbene zurückzuerstatten, als zugleich auch deine Ehre und das öffentliche Vertrauen dabei einzubüßen. — Wohl, dies Vertrauen und der gute Name, den du bis jetzt noch unverdient besaßest, sollen dir theuer sein; denn sie sind nicht nur dein, sondern auch deiner Kinder, deiner Verwandten Eigenthum. Erstatte das ungerechte Gut zurück, und rette deinen guten Namen. Die Klugheit, welche du bisher übtest, dein Vergehen zu verschleiern oder ganz zu verheimlichen, wird dich nicht verlassen, wenn du sie im Dienst der Tugend anwendest. Durchblicke deine Verhältnisse, forsche nach Gelegenheiten, — aber zögere nicht, eine heilige Schuld abzutragen, die dich drückt und von Gott trennt. — Zögere nicht; entbehre lieber, aber erstatte zurück, was durch unerlaubte Mittel in deinen Besitz kam. Besser wenig, aber mit Gerechtigkeit, denn viel Einkommens mit Unrecht! — Dann erst wirst du den verlornen Frieden des Gemüths wieder fühlen; die Heiterkeit des redlichen, sich keiner Schuld bewußten Mannes schmecken, und mit leichtem Herzen zu Gott schauen und beten.

Vater, Richter, Vergelter! — O vernimm Du mein heiliges Gelübde: nie soll Falschheit und Betrug meine Seele beflecken; nie soll Habsucht und Gelüst nach fremden Gütern mich zu unredlichen Schritten verleiten! Ich will genügsam sein mit dem, was ich durch Fleiß und Sparsamkeit erwerben kann; denn darauf, himmlischer Vater, ruht Dein Segen, und dieser Segen wird auch auf meine Nachkommen hinab erben!

Wie höchst unsicher ist doch zuletzt aller irdische Besitz; wie bald kann durch unvermuthete Schicksale das verloren gehen,

was der stolze Sterbliche als sein festes Eigenthum betrachtet! — Und sollte ich es, wenn Du gebeutst, verlieren — dann bleibt mir doch ein freudiges Bewußtsein vor Dir! — Wer nur die Achtung gegen sich selbst nicht verloren hat, wer nur Deiner Gnade sicher ist, o Lenker aller Schicksale, der hat nichts verloren. Seine edelsten Kleinodien raubt ihm keine Macht auf Erden.

Und wüßte ich, daß ich von allem dem, was ich durch Erbe oder Geschenk von Andern empfangen, irgend etwas als ein ungerechtes Gut ansehen müßte: ich wollte es gern zurückgeben, und damit die Schuld derer einigermaßen gut machen, die sich dasselbe durch tadelhafte Mittel angemaßt hatten. Rein sei meine Hand vom Bösen! — Besser wenig mit Gerechtigkeit, denn viel Einkommens mit Unrecht. Amen.

37.

Ehrfurcht vor fremdem Eigenthum.

2. Buch Mose 20, 15—17.

Von allen in der Welt im Schwange gehenden Fehlern, Sünden und Verbrechen, von allen Lastern, mit denen sich ein menschliches Herz beflecken kann, ist eins, welches als das niedrigste und ekelhafteste den lautesten Abscheu erregt — dies ist das Laster des Diebstahls. Nur Menschen ohne Ehre, ohne Treue und Glauben, nur Menschen ohne Gefühl für Recht und Pflicht, nur rohe, verworfene Geschöpfe, die in ihrer Schändlichkeit den Raubthieren gleichen, können sich mit diesem Verbrechen besudeln.

Die Achtung, welche man fremdem Eigenthum schuldig ist, wird unter allen Nationen des Erdbodens am häufigsten gefunden. Nur diejenigen wilden Völker, welche noch auf der untersten Stufe der Sittlichkeit leben, wo sie noch gleichsam den vernunftlosen Thieren verwandter sind, als den Menschen, pflegen über fremdes Gut ohne Gewissen zu sein, und Dieberei gilt bei ihnen noch wie ein Erwerb.

Sobald sich aber solche Wilde aus ihrer Niedrigkeit erheben, sobald sie in ordentliche Gesellschaften zusammentreten, feste Wohnplätze haben und bürgerliches Gewerb treiben, eben so bald fangen sie an, sich vor ihrem ehemaligen thierischen Betragen zu schämen; sie erröthen vor dem Gedanken, fremdes Gut mit Gewalt oder List an sich zu ziehen.

Darum sind alle weltlichen Ordnungen, alle Staaten, alle Gesetze, alle Verträge entstanden, daß jedem Menschen sein Eigenthum sicher gestellt werde; daß Niemand sich dasjenige zueignen dürfe, was ein Anderer mit Recht als sein Erbtheil oder als die Frucht seines Fleißes besitzt. — Alle bürgerlichen Einrichtungen, alle Obrigkeiten sind vorzüglich nur darum vorhanden, einen Jeden bei seinem Eigenthum, bei seinen Rechten zu schützen.

Derjenige, welcher sich also ein fremdes Gut anmaßt, sei es heimlicher oder hinterlistiger Weise, oder durch schändliche Gewalt, ist ein öffentlicher Feind der Gesetze, ein Zerstörer der bürgerlichen Ordnung, ein Widersacher der Obrigkeit. — Ihn trifft der Abscheu der Mitbürger, der Fluch des Gesetzes, das Schwert der Gerechtigkeit. Er wird als ein Ehrloser aus der Reihe rechtlicher Menschen hinweggestoßen; er darf nicht in der Mitte der Gesellschaft länger leben, die vor seiner Lasterhaftigkeit keine Sicherheit hat. Sie verbannt ihn von sich; sie verschließt ihn in Gefängnisse; sie übergibt ihn zuletzt dem Tode, als einen unerträglichen, besserungslosen Missethäter.

Wer sich einmal mit der Schande besudelte, sich an fremdem Gute vergriffen zu haben, behält auf immer die schmachvolle Erinnerung daran. Darum geht ein Sprichwort durch die Welt: Wer einmal stiehlt, ist für immer ein Dieb. — Alle Redlichkeit eines nachherigen Lebenswandels kann die Erinnerung nicht auslöschen: Du hast einmal gestohlen und dir zugeeignet, was dir nicht angehörte!

Wie wichtig für die Unschuld, Freude und den Adel unserer Seele ist es daher, daß wir uns Ehrfurcht vor fremdem Eigenthum tief einprägen, und uns selbst nie durch eine Niederträchtigkeit entehren, die wir mit Recht aus tiefstem Herzensgrunde an Andern verabscheuen! — Wie wichtig ist es, daß der Mensch,

zumal der Christ, vor jedem Eingriff in das Recht und Eigenthum seines Nächsten sich bewahrt!

Aber ist es möglich? Sollte es auch noch nothwendig sein, daß man ein christlich sein wollendes Gemüth vor dem niedrigsten und gröbsten aller Laster warnen müsse? Weiß nicht in unsern Zeiten fast jedes Kind, was Eigenthum und Recht sind? Weiß nicht fast jedes Kind, wie es die Heiligkeit andern Gutes ehren müsse? — O daß es doch also wäre! — Wehe, es leben Erwachsene, die auf Jesu Namen getauft sind; Erwachsene, die sogar glauben, eine gute Erziehung empfangen zu haben; Erwachsene, die sogar Kenntniß, Bildung, angenehme Lebensart haben, und öffentlich mit ihren frommen Gefühlen, mit ihrer Redlichkeit, mit ihrem Biedersinn prangen, und doch zuletzt nur zu der verworfenen Zahl der Diebe und Räuber gehören. Sie hüllen sich nicht in die Lumpen der Armuth; sie stehlen nicht aus verzweifelnder Noth; sie gehen wohlgekleidet umher; sie verheimlichen ihre Unehrlichkeit durch einen gleißnerischen Schein der Redlichkeit und Klugheit; sie sind eifrige Kirchengänger, scheinheilige Beter, heuchlerische Vaterlands- und Menschenfreunde, und dienen doch in der Stille nur ihrem Mammon, bereichern sich durch diebische Kunst, durch Betrug des Nächsten, durch unehrliche Handlungen. Dies sind die übertünchten Gräber, von welchen Christus spricht, daß sie auswendig hübsch scheinen, aber inwendig sind sie voller Todtenbeine und alles Unflaths. (Matth. 23, 27.)

Denn nicht der allein ist ein Räuber, welcher auf einsamer Landstraße den Vorübergehenden anfällt; nicht der allein ist ein Dieb, welcher im Dunkeln der Nacht zu dir einbricht, und mit verbrecherischer Scheu dein bestes Geräth entwendet. — Es gibt auch andere Wege, auf welchen Unehrliche einherwandeln, um das geheiligte Eigenthum ihres Nächsten räuberisch anzutasten.

Verletzung fremden Gutes ist es, wenn durch heimtückischen Betrug der Christ den Christen im Handel und Wandel übervortheilt, ihn mit falschem Gewicht betrügt, ihm schlechte Waare für gute verkauft, ihn in Verträgen überlistet, ihm das anvertraute oder erborgte Vermögen verprasset, es auf gefährliche

Unternehmungen und Spiele hinwirft, und mit Beschädigung derer, die ihm anvertrauten, durch muthwilligen Bankerot sich neues Eigenthum erlistet, zusammengesetzt aus der Beraubung derer, die er betrog. — Hier ist Diebstahl unter dem Mantel der unglücklichen Redlichkeit; hier ist Räuberei mit lächelndem Angesicht; hier ist diebische Frechheit im edeln Kleide.

Verletzung fremden Eigenthums ist es, wenn der Spieler, dem nach dem Gelde des Andern gelüstet, einem Andern die Leidenschaft der Spielwuth einhaucht, um ihn plündern zu können. Das Spiel ist nicht mehr für ihn eine Tändelei, eine Erholung nach den Geschäften des Ernstes; es ist dem Elenden ein Erwerbmittel. Wohl weiß er sich mit dem Vorwand zu entschuldigen: Auch ich wage ja mein Eigenthum gegen das andere! — Aber er kennt seine Kunst, und seine Ueberlegenheit und Gewandtheit. So darf auch der nächtliche Dieb sprechen: Ich wage mein Eigenthum, ja sogar meine Freiheit, mein Leben gegen fremdes Gut. Aber auch er vertraut auf seine Gewandtheit und Ueberlegenheit in der schändlichen Kunst, fremdes Eigenthum ohne Mühe zu dem seinigen zu machen.

Verletzung fremden Eigenthums ist es, wenn mit heuchlerischer Liebe der Habsüchtige einen dem Tode nahen Bekannten umschleicht, um rechtmäßige Erben zu verdrängen, und sich einst des Vermögens bemeistern zu können, das ihnen mit allem Recht zufallen sollte. Der Erbschleicher hüllt sich verbrecherisch in den Mantel einer der reizendsten Tugenden — der Freundschaft, um Unschuldige ihres Rechtes berauben zu können. Er bestiehlt durch die Hand eines Sterbenden die verstoßenen, rechtlichen Erben. Er verdrängt die Blutsverwandten, und gibt seiner Ehrlosigkeit einen Anstrich der Dienstfertigkeit gegen den, nach dessen Gut ihn gelüstet. Er betrügt mit heimtückischer Schadenfreude den Sterbenden und die Lebenden, — er nennt nur Klugheit, was Diebesthat gewesen, heißt Selbstliebe, was unehrliche Zueignung durch treulose Mittel war.

Verletzung fremden Eigenthums ist es, wenn neidische Menschen, gallsüchtige Verleumder die Ehre und den guten Ruf ihrer Mitbürger durch boshafte Anmerkungen

verdächtig machen, üble Gerüchte eifrig verbreiten helfen, und mit leichtsinnigem Wohlgefallen Alles nachreden, was einen Schatten auf die Denkart und das Gemüth des Nebenmenschen werfen mag. — Wie, ihr Grausamen, sind ehrlicher Name, guter Leumund, unbescholtener Ruf nicht eben so heilig, als anderes Gut und Vermögen? Sind guter Name und Ehre nicht selbst noch höhern Werthes, als Geld, kostbares Geräth und liegende Güter? — Ist jede boshafte Bemerkung, wodurch ihr den Mitbürger herabwürdigt, ist jede nachtheilige, entehrende Vermuthung, die ihr boshaft über ihn und das Seinige äußert, ist jedes Nachplaudern und Verbreitenhelfen eines schändlichen Argwohns, einer ihn befleckenden Sage, nicht Diebstahl am Heiligsten, was der Mensch besitzt? Ist Ehrenraub nicht oft von fürchterlicherer Wirkung, als Güterraub? — Der Dieb schleicht mit falschen Schlüsseln zu den Thüren fremden Eigenthums; der Verleumder tödtet mit falscher Zunge den guten Ruf des Mitbürgers. Der Dieb kann zuletzt noch in seinem Raube schwelgen; aber du, der du so gerne verbreiten hilfst, was man Uebels vom Nachbar zu sagen weiß, woran ergötzest du dich noch, wenn nun das unglückliche Schlachtopfer mit Hilfe deiner giftigen Zunge gefallen ist?

Verletzung fremden Eigenthums ist es, wenn Menschen aus Mißgunst, aus Handwerksneid, den Beifall, welchen sich Jemand erwarb, das Zutrauen, welches er durch Redlichkeit und Güte im Handel und Gewerb verdiente, das Ansehen, welches ihm seine Kenntnisse und Tugenden gewinnen, zu verkleinern oder zu stürzen trachten. Jedes Mißvergnügen über den aufblühenden Wohlstand des Nächsten entspringt aus einem verdorbenen Herzen. Denn der Neider haßt in seiner Ungerechtigkeit nicht nur den Nebenmenschen, sondern auch das Werk der göttlichen Vorsehung, die den Mitbürger gesegnet, die ihn hervorgehoben hat. Der Neider wagt es, über den Werth der Andern besser zu richten, als Gott; oder jenes Mißvergnügen des Neides stammt aus einem schwachen Verstande, welcher gewissen Gütern einen höhern Werth beilegt, als sie verdienen. Immer sind die Bemühungen des Neides verbrecherisch. Ein Räuber ist,

wer das öffentliche Zutrauen vernichten will, welches Jemand durch Fleiß, Glück und Klugheit zu erwerben wußte; wer es zerstören will, um sich in die Vorzüge zu setzen, die der Andere genoß. Wodurch ist er vom gemeinen Diebe getrennt? Ehrlos ist beider Mittel, sich Eigenthum zu gewinnen. Der Räuber stiehlt den Lohn des Fleißes, die Frucht des Erwerbes. Der geschäftige Brodneid stiehlt die Quellen des rechtlichen Erwerbs, Kredit und Zutrauen des Nebenmenschen.

Verletzung fremden Eigenthums ist es, wenn diejenigen, deren Redlichkeit das Gut Anderer vertraut ward, schlechte Verwalter desselben sind; wenn ungetreue Vormünder das Hab und Gut der Waisen und Wittwen durch schmähliche Mittel an sich ziehen, oder durch Nachlässigkeit verwahrlosen; wenn Vorgesetzte die Güter und das Vermögen milder Stiftungen und menschenfreundlicher Anstalten zu unerlaubten Zwecken benutzen; wenn sie die Einkünfte und Zinsen, so sie zu verwalten beauftragt sind, zum Theil für ihren eigenen Vortheil anzuwenden suchen, oder in schwelgerischen Gastmählern und Festen zum Theil vergeuden.

O ihr ehrwürdigen Stifter frommer Vermächtnisse und gemeinnütziger Anstalten, könntet ihr euch aus euern Gräbern aufrichten, und die Anwendung eurer Gaben sehen: wie oft würde sich euer Blick voll Unwillens von den Schwelgern hinwegwenden, denen das vertraut wurde, was ihr der weinenden, verlassenen Armuth geweiht hattet! — Könntet ihr aus euern Gräbern heraufsteigen, tugendhafte Väter und Mütter, die ihr eure verwaiseten Kleinen der Obhut und Liebe redlicher Menschen anzuvertrauen glaubtet: wie oft würde sich jammervoll euer Blick vom Schicksal eurer hinterlassenen Lieblinge hinwegwenden! — Jene Heuchler, sie sprechen von Barmherzigkeit gegen Wittwen und Waisen, in deren Gut sie ihre unreinen Hände waschen; sie feiern den Stiftern frommer Anstalten Feste, damit sie die Zinsen von Vermächtnissen zum Theil verschwelgen können, die den Nothleidenden angehören. Ihr seid es, die an der Armuth Raub begehen, und die Todten bestehlen. Ihr seid es, denen Jesus Christus das Wehe zuruft, wie den heuchlerischen Pharisäern,

die der Gerechten Gräber schmücken, und inwendig voller Untugend sind. (Matth. 23, 28. 29.)

So sind noch vielerlei Arten, durch welche fremdes Eigenthum verletzt wird. Ach, wer möchte die mannigfaltigen Mißgestalten des Lasters und Verbrechens zählen? Ich will es nicht. Solch ein Anblick empört das tugendhafte Gemüth. Die reine Seele wird sich unter solchen Gräueln fremd auf Erden, und klagt: Wohne ich unter denen, deren Knie sich vor Gott beugt?

Ehrlichkeit ist selbst noch keine Tugend, und doch kann Keiner den Namen des Christen tragen, ohne ein redliches Gemüth zu haben. Ehrlichkeit ist an sich selbst keine Tugend, sondern nur Abwesenheit des Verbrechens. Denn ehrlich ist schon Jedermann, der nicht stehlen, berauben, betrügen will; ehrlich ist, wer Niemanden übervortheilt, Niemanden um Ehre und guten Namen betrügt. Aber der Mensch, bloß ohne Laster, ohne Verbrechen, ist noch kein Christ. Was thut ihr Sonderliches, sagt Jesus, wenn ihr zu euern Brüdern freundlich redet, wenn ihr ihnen nichts Uebels thut? Thun nicht die Heiden auch also? (Matth. 5, 47.)

Aber strenge Ehrlichkeit, Rechtschaffenheit in Verwaltung fremden Gutes, Achtung gegen Anderer Eigenthum und Recht, ist die erste, unentbehrlichste Grundlage zur Tugend; ohne sie ist keine Liebe, kein Werk der Herzensgüte gegen Mitmenschen möglich.

Darum sei Ehrfurcht vor fremdem Eigenthum das erste Gesetz aller meiner Handlungen im Umgang mit Menschen. Die Rechte Anderer müssen und sollen für mich jederzeit einem unverletzlichen Heiligthum gleichen. Und wenn ich Noth leide, wenn ich mit den Meinigen in bitterer Verlegenheit traure, wenn mich irgend eine Ungerechtigkeit dann retten, irgend ein Betrug dann bereichern könnte — verflucht sei der Gedanke, welcher zu solcher Schandthat in meine Seele dringen möchte! — — Ich kann leiden; aber durch Habsucht oder Betrug will ich keine Leiden mehr in der Welt machen. Ich kann weinen; aber durch Verleumdung, durch Mißgunst will ich keinem andern Auge Thränen erpressen. Ich kann arm sein; aber durch Verrätherei

und Hinterliſt will ich niemals mir das Geringſte von fremdem Vermögen zu eigen machen. Mein Troſt ſei Gerechtigkeit, mein Reichthum ein reines Herz, meine Hoffnung Gottes Segen!

Chriſtlicher Vater, chriſtliche Mutter, präge deinen Kindern ſchon früh, ſchon in der zarteſten Jugend, Ehrfurcht vor fremdem Eigenthum ein! Sie ſei ihrem Herzen das heiligſte Gebot! — Mit unerbittlicher Strenge ſtrafe jede ihrer Neigungen, ſich durch Schlauheit oder Gewalt etwas zuzueignen, woran ſie kein Recht haben, oder fremdes Eigenthum boshafter Weiſe zu verletzen und zu verderben. Auch gegen das kleinſte Unrecht, welches ſie mit kindiſchem Muthwillen verüben, ſei nicht gleichgültig. — Erinnere dich, erinnere ſie an die Geſchichte aller Unglücklichen, welche ihr ehrloſes, geſchändetes Leben zuletzt unter dem Schwerte des Gerichts, oder in den Feſſeln des Kerkers beſchloſſen. Erinnere dich, erinnere ſie, wie jene bejammernswürdigen Verbrecher die erſten Uebungen der Ungerechtigkeit nur im Spiel, nur in Kleinigkeiten verſuchten, und mit grobem Betrug, mit treuloſer Verwaltung, mit diebiſcher Antaſtung fremden Vermögens, mit gewaltthätiger Räuberei endeten. — Erinnere dich, erinnere ſie, daß Sparſamkeit, Fleiß und Genügſamkeit das Glück des Lebens, den Wohlſtand jedes Hauſes gründen; daß Ehrlichkeit des Gemüths am leichteſten und ſicherſten das Vertrauen der Welt erwirbt; daß redlich gewonnenes Vermögen am längſten dauert und göttlichen Segens gewiß iſt. Erinnere dich, erinnere ſie, daß auch Noth und Verzweiflung uns zu keiner Ungerechtigkeit Erlaubniß geben, ſondern daß Gottes Vatergüte für uns ſorgt, daß ihr Beiſtand am nächſten iſt, wenn unſere Verlegenheit und Angſt am größten iſt.

Oft, mein Vater und mein Gott, oft und vielfach habe ich das im Laufe meines Lebens erfahren! Wenn alle Hilfe mir fern ſchien, warſt Du mir nahe! Wenn ich nach Troſt mich umſah, dann kamſt Du ſelbſt, mein Retter! — Warum ſollte ich denn meinen Brüdern ſchmälern oder rauben, was Du ihnen gabſt? Warum ſollte ich ihnen mißgönnen, was Du ihnen geſtattet haſt? Warum ſollte ich mich mit ungerechtem Gute bereichern, auf welchem Dein Segen nicht ruhen mag? Was hälfe es mir denn,

wenn ich die ganze Welt gewänne, und Schaden litte an meiner Seele? — Warum sollte ich die Ruhe meines Gewissens vertauschen gegen ein unrechtmäßiges, irdisches Gut, das vielleicht noch früher vergeht, als mein Leib im Grabe? — Nichts von Allem rette ich mit hinüber in das künftige Leben, nicht Ansehen, Würde, Ehrenstellen, nicht Gold und Gut und Macht; nur das freudige Gewissen bleibt mir treu in der Todesstunde; nur die Tugendkraft meines unsterblichen Geistes geht mit mir in das Reich der Ewigkeit über.

Nie wehe, wie ein Fluch, der Seufzer einer durch mich bedrängten Wittwe über meine Handlungen! Nie falle, wie ein Schwert, die Thräne einer durch mich betrogenen Waise auf meine Seele! Nie mische sich ein Sündengeld unter mein Vermögen, daß es nicht Unglück erzeuge, statt Segen!

38.

Was der Menſch werth iſt.

1. Moſ. 39, 6.

Ich will die Welt verachten,
Wenn mich ihr Zauber rührt,
Will nicht nach Gütern ſchmachten,
Die man ſo leicht verliert: —
Will jede Leidenſchaft
Im erſten Ausbruch dämpfen,
Und ſie als Chriſt bekämpfen
Durch Gottes heil'ge Kraft.

Soll ich nach Schatten laufen,
Zu des Verderbens Rand?
Ich ſelber mich verkaufen
Um einen flücht'gen Tand?
Nein, was mein Herz verehrt,
Iſt göttlich, iſt nicht Bürde! —
Ich fühle meine Würde!
Ich fühle meinen Werth!

Nur Du, Gott, hör' mein Flehen:
Laß mich im ernſten Streit
Mich ſelbſt nicht hintergehen,
Gib mir Entſchloſſenheit!
Mein Glaube lehre mich
Mein eig'nes Herz bewachen,
Es unbeſiegbar machen,
Und ſiegreich ſein durch Dich!

Es iſt eine merkwürdige Erſcheinung im menſchlichen Leben, daß Jeder auf ſich ſelbſt den höchſten Werth ſetzt; Jeder die ganze Welt behandelt, als wäre ſie nur allein ſeines Vortheils willen vorhanden; Jeder ſich gleichſam für den Mittelpunkt betrachtet, um den ſich alles Andere bewegt: und daß dennoch ſo Viele bei all dieſem Eigendünkel Sklaven eines Andern, oder Leibeigene eines höchſt unwichtigen Gegenſtandes ihrer Begierden werden können. — Dieſe Widerſprüche in der Bruſt des Sterblichen, dieſer ungemeſſene Stolz neben aller Gefühlloſigkeit des eigenen Werthes, dieſe nimmerſatte Selbſtſucht neben einer verächtlichen Geringſchätzung, ſind ſo gewöhnlich, daß es nur noch auffällt, warum ſelbſt klügere Perſonen durch dieſe Wahrnehmung nicht aufmerkſamer auf ſich ſelbſt werden! —

Jeder hat einen Preis, um welchen er sich weggibt! sagt das Sprichwort. Und wie wahr, wie tief aus der menschlichen Natur entlehnt ist der Inhalt dieses Wortes! — Wer schlau oder Menschenkenner genug ist, weiß bald am Andern zu beurtheilen, um wie viel er feil ist; darnach behandelt er ihn. Ist der Preis gering, macht er den Thoren zu seinem Diener.

Jeder Mensch hat einen Preis, um welchen er sich weggibt. Es lächelt der Hochmüthige und spricht: Wohl mag es der Schwachen genug geben, welche um ein Spottgeld ihr Leben, ihre Ehre, ihre Rechtschaffenheit weggeben; schändliche Richter, die sich durch Geschenke einnehmen lassen; feile Wollüstlinge, die durch einen neuen Anlaß zu Ausschweifungen verführt werden können, Unschuld, guten Namen, Ehrlichkeit, Alles zu vergessen; aber gebet mir Millionen und alle Freuden der Welt, nie werdet ihr mich dadurch zu einer Niederträchtigkeit erkaufen! So spricht er, und fühlt es, was er spricht. Doch saget ihm Schmeicheleien, und er wird sich gefangen geben; bietet ihm Ehrenbezeugungen, Titulaturen und mächtigeres Ansehen, er wird für den glänzenden Zweck ein ganzes Land ins Unglück stürzen; lasset ihn in verzweiflungsvolle Umstände treten, die, wenn sie bekannt werden, ihn um Hochachtung und alle Würde bringen, er wird, einem Rasenden gleich, gegen Alles wüthen; er wird heimlich zum Betrüger, zum nichtswürdigen Dieb, zum Meuchelmörder, ja, fruchtet Alles nicht, zum Selbstmörder werden können! — O ihr unglückseligen Länder, wie viel tausend glückselige Familien wurden schon mit Jammer erfüllt, um einiger Menschen Ehrgeiz! Wie mancher ließ Vermögen, Freundschaft, Liebe, und selbst das eigene Leben fahren, um nur seinen Namen, die Ehre seines Hauses zu retten! — Er war also um einige Ehrenbezeugungen feil, die er nicht verlieren, nicht überleben wollte.

Er handelte wohl thöricht, ruft ein Anderer, so wie Jeder, welcher sich um den leeren Schaum des Ruhmes Sorgen und Kummer aufbürdet. — Was kann uns auch daran liegen, ob die Leute uns mehr oder weniger äußere Achtung bezeugen? Wer kennt die Welt nicht; wer nicht den Wankelmuth im Urtheil der

Sterblichen? Wen sie heute vergöttern, den verspotten sie morgen. Sie beugen sich vor dir mit dem Haupte, aber im Herzen bist du ihre Verachtung. Je mehr Ansehen, um so mehr Neid und verdrießliche Nebenbuhlerei. Nein, für solchen Preis opferte ich nicht Glück und Frieden meiner Tage und die Grundsätze meiner Handlungsweise hin, geschweige das Leben selbst. — So spricht er, der sich vielleicht um einen noch weit größern Preis weggibt. Ladet ihn zu Gaste, er wird euch liebkosen, wenn er auch von eurer Unwürdigkeit die offensten Beweise hätte. Setzet dem Lüsternen seltene Weine vor, er wird sich freudig berauschen, und in der Trunkenheit seine und seiner Freunde Geheimnisse verrathen, die unanständigsten Reden zu führen keine Scham haben, und in alle Schändlichkeiten einwilligen. Lasset ihn verarmen, daß er nicht mehr den bisherigen Aufwand, die bisherige Schwelgerei fortsetzen kann; er wird sich nicht mit geringem Trank, mit schlechter Kost begnügen, er wird den Verlust aller gewohnten Bequemlichkeiten nicht ertragen können, und den Tod lieber, als solch ein trauriges Leben begehren. O wie mancher reiche Prasser, wenn er nun verarmte, ward sein eigener Henker, weil er glaubte, nicht mehr mit einem geringen Vermögen leben zu können, was doch zur Unterhaltung mehrerer genügsamer Familien hingereicht haben würde. Dieser Elende war also um einige volle Schüsseln, um den Saft seiner Trauben, um eine glänzende Behausung zu jedem Verbrechen feil.

Doch ein solcher gehört auch zum gemeinsten Auswurf der Menschheit! ruft ein Anderer: Nie würde ich mich ganz zum Thier herabwürdigen, und nur leben für den Kitzel des Gaumens. Was liegt an Schwelgereien und Festen? Es ist genug, daß man sich sättige. Was an Ehrenämtern? Genug, wenn man nicht über Verachtung und Haß zu klagen hat, und ungestört durch fremde Bosheit für sich dahin leben kann. Nein, um solchen Preis Freundschaft, Liebe, Seelenruhe und Leben wegschleudern, heißt auf der niedrigsten Stufe der Verworfenheit stehen. So spricht er. Aber dieser, welcher alle Andern tadelt, daß sie sich so wohlfeilen Preises weggeben, um welchen ist er mit all seinen tugendhaften Grundsätzen selbst feil? — Stellt die Spieltische zurecht,

lasset die Karten, die Würfel beim Schimmer der Kerzen glänzen; sammelt Gesellschaft zum raschen Wechsel des Glücks — und hinweg ist jeder edle Stolz! Er drängt sich hinzu, der Unglückselige! Er, der sonst der gefühlvollste Mensch sein mag, wird nun hartherzig gegen Anderer Verlust; er, sonst der redlichste Mann in seinen Geschäften, verzeiht sich nun, eines schändlichen Gewinnes willen, jede Betrügerei, wenn sie nur unentdeckt bleibt; er, sonst der zärtlichste Vater, der treueste Gatte, wird nun, von seiner höllischen Sucht ergriffen, ihrer nicht mehr gedenken. Er spielt, und verspielt ihr Hab und Gut. Ihr Jammer rührt ihn nicht; ihre Thränen, ihre Beschwörungen, die Warnungen seiner Freunde und Vorgesetzten, das Achselzucken seiner Untergebenen — Alles ist vergebens. Er spielt, und wendet endlich das Glück das falsche Antlitz von ihm ab, steht er da, ohne Vermögen, ohne Hilfe, verhöhnt von denen, die sich in sein Gut theilen — dann führt ihn Verzweiflung und Reue zu jedem Wagestück des Bösewichts. Er wird, um nur spielen, um sein Verlornes wieder erbeuten zu können, anvertraute Gelder unterschlagen, Obrigkeiten betrügen, Handschriften verfälschen, falsche Eide ablegen können — Alles können, bis die Wellen des Unglücks über ihn zusammenschlagen, und er mit verruchter Hand sein ruchloses Leben endet. O wie Mancher, der wegen anderer vortrefflichen Eigenschaften höchst schätzbar gewesen, richtete sich und die Seinigen ohne Rettung durch die Wuth der Spielbegierde zu Grunde! Dieser war also um ein Geist und Gesundheit verderbendes Vergnügen feil, am Tische der Karten und Würfel von Angst und Lust durch den schnellen Umschwung des Glücks ergötzt zu werden.

Jeder Mensch hat seinen Preis, um welchen er sich weggibt. — Und also auch du! — Um welchen bist du mit deinem Glauben, mit deiner Unschuld, mit deiner Ehrlichkeit feil? — Du stehst betroffen da? Du zweifelst, daß es einen Preis in der Welt gebe, um welchen du dich um die Ruhe dieses und die Seligkeit jenes Lebens hinbötest? — Wie, warst du gegen Versuchungen bis heute so standhaft, daß dich keine, auch die reizendste, nicht bezwungen hätte? Wandtest du dich immer,

wenn deine Redlichkeit, deine Keuschheit, deine Zufriedenheit, deine Treue in Gefahr kamen, schaudernd von der lockenden Sünde hinweg, wie Joseph einst in der Versuchung, als er rief: Wie sollt' ich ein so großes Uebel thun, und wider den Herrn, meinen Gott, sündigen? (1. Mos. 39, 9.)

Es ist möglich, die Spielwuth rührt dich nicht; aber auch nicht die Eitelkeit? Und wenn dich Eitelkeit zu keinen Fehltritten und Selbstentwürdigungen verleiten könnte, auch nicht der Haß gegen Andere? Und wenn nicht der Haß, auch nicht der Stolz? Und wenn nicht der Stolz, auch nicht der Hang zur Wollust? Und wenn nicht die Wollust, auch nicht die Begierde nach Gewinn und Reichthum? Und wenn nicht der Reichthum, doch die Furcht vor Schande? Und wenn nicht Schande, doch Trotz gegen Andere oder auch Schadenfreude? — Wehe, wollt' ich die Reihe der menschlichen Schwachheiten durchzählen, du gäbest dich vielleicht um mehr als einen Preis weg. Tadle nicht den freiwilligen Krieger, der um geringe Besoldung Blut und Leben wagt. Ihm ist die geringe Besoldung höchste Nothwendigkeit zu seiner Erhaltung; du bist vielleicht verhältnißmäßig um einen geringern Sold dienstbar! — Tadle nicht den Schiffer, welcher auf gebrechlichem Fahrzeuge den ungetreuen Wellen des Meeres und den Tücken der Sturmwinde sich preisgibt, weil er nur Weniges gewinnen kann, wenn gleich mit Lebensgefahr. Es ist ja sein Beruf und Gewerb; aber du, um vielleicht weit flüchtigern und nichtigern Gewinn, wagst Ehre, Wohlstand, Tugend und häusliches Glück auf weit bedenklichere Handlungen hin.

Jeder Mensch hat einen Preis, um welchen er sich weggibt. Welches wäre dein Preis? Hast du deinen eigenen Werth schon jemals erwogen? — Gehe hin in dein Kämmerlein, und prüfe dich selbst in einem ernsten Augenblick des Nachdenkens, um welches Gut du feil sein könntest. — Untersuche deine Handlungen nur seit dem vergangenen Jahre; untersuche deine geheimen Gedanken und verschwiegenen Wünsche nur seit einigen Wochen! — O du wirst sie bald erkennen, deine Schwächen, welche kein Versucher allzustark berühren dürfte, daß er nicht

eben so schnell den Preis gefunden hätte, um welchen deine Tugend, dein Christenthum, dein Himmel auf Erden, deine Ewigkeit feil wären. — Du schauderst? Du magst nicht in dein Innerstes sehen? — O, wenn dir die Fortdauer deiner Tugend, wenn dir dein Christenthum, dein Himmel, deine Ewigkeit werth sind, so meide den Anblick deiner selbst nicht! Daß du dich, deine Todesschwäche und die gräßlichen Klippen erblickst, bei welchen deine Seele jeden Augenblick in Gefahr schwebt, — ach, es ist ein großer, entscheidender Augenblick in deinem Lebenslaufe. Vielleicht von eben diesem Augenblicke, der dich überrascht und zur Selbsterkenntniß bringt, hängt es ab, ob du dich jemals mit Allem, was dir sonst heilig ist, um irgend einen schnöden Lohn, um irgend eine Befriedigung niedriger Gelüste, um irgend einer schwachen Bedenklichkeit willen, weggeben wirst; oder ob du, mit hoher Selbstbeherrschung, dir und deinem Gott immerdar angehören kannst.

Jedermann hat einen Preis, um welchen er sich weggibt! Kennst du den deinigen, kennst du deinen eigenen Werth?

Ach, ich senke beschämt, o Allwissender, die Augen vor Dir nieder. Ich bin nicht würdig der Treue und Huld, welche Du mir von früher Jugend auf erwiesen! Wie erhaben ist die Würde, welche Du mir verliehen; wie elend der Werth, welchen ich auf mich selbst setzte! — Ich bin Dein Geschöpf, o Gott, Dein Kind, o Vater voller Gnaden, und ich — — ach, ich gebe mich und Deine Gnade um Staub und Tand, um irgend eine rohe Freude weg. — Ich bin Mensch. Hoch stehe ich auf der Stufenleiter der gottgeschaffenen Wesen; hoch über den Miriaden anderer Geschöpfe, welche nicht die Vernunft, nicht die Erkenntniß, nicht die Offenbarung haben, wie ich: und doch ich vergesse und vernichte, mich selbst entehrend, meine angeborne Menschenhoheit um Dinge oft, die selbst das tief unter mir stehende Thier nicht achtet. In meiner Seligkeit, in meinem Hoffen und Lieben, Verabscheuen oder Begehren entarte ich nur zu oft zum Thiere! —

Ich bin zur Unsterblichkeit gerufen! Für mich stehen die Pforten einer Ewigkeit offen, deren Wonne ich hienieden in

ihrer beseligenden Kraft kaum ahnen kann. Ach, tausend andere Wesen sterben ringsum jährlich zu meinen Füßen hin. Sie waren und sind nicht mehr. Nur ich, erhabener als sie, von Gott erleuchtet, nur ich bin zur Unsterblichkeit geboren. Und wie, wodurch habe ich dieses hohe Loos vorzugsweise vor Millionen anderer erschaffener Wesen verdient? Wehe, ich verkaufte schon den Adel meiner Seele um den niedrigsten Preis meiner sinnlichen Gelüste, meiner Einbildungen oder menschlichen Vorurtheile! Ich gab, o wie oft, die Ruhe meines Lebens weg, um irgend einen Groll zu befriedigen, irgend eine Eitelkeit zu stillen, irgend eine Begierde zu sättigen! Ich gab mich weg, und meine Ansprüche auf Vollkommenheit und ewiges Wohl, für eine Hand voll Vergänglichkeit! — — Ich bin erkauft und erlöset vom Tode durch Jesu Blut und Leiden! Er, der Gottmensch, kam, und zeigte mir den Weg zum Vater; durch seine Lehre heiligte er meinen Geist; auf Golgatha besiegelte sein Opferblut das heilige Werk der Erlösung! — Wehe mir, wenn mich Versuchung reizte, wie wenig achtete ich auf Jesu Lehre, durch die er mich von Sünden reinigen wollte; wie wenig übte ich die Werke des Glaubens, während ich die Worte des Glaubens leichtsinnig bekannte! Ich gab mich und Jesu Erlösungswerk hin, um einen verbotenen Wunsch zu befriedigen, der mich nur zu bald wieder gereute. Wie schwach, wie nichtswürdig bin ich oft gewesen, ich Gottgeschaffener, Erhabener, zur Ewigkeit Erkorner, durch Jesum Erlöseter!

Ein banger Schauer durchdringt mich. Warum bin ich so tief oft gesunken? Fehlte es an Warnung und Lehre? Warnten nicht Jesu Worte, nicht Aeltern, Verwandte, nicht theure Gelübde, nicht ernste Schicksale, die mir die Folgen des Unrechts zürnend vorspiegelten? — Warum hatte ich so selten die meiner hohen Bestimmung würdige Selbstbeherrschung, durch welche allein ich mich über das Thier erhebe, welches nur von seinen Leidenschaften und blinden Trieben geleitet wird? Welchen Lohn hatte ich denn davon, daß ich mich hingab? — Ach, flüchtige Lust, nur allzuoft langes Leiden, großen und bittern Verdruß. Warum sind denn so viele Menschen innerlich unglücklich? Ach,

sie haben sich um einen schlechten Preis weggegeben, und büßen nun, wie Sklaven ihre Thorheit von jeher gebüßt haben.

Wohl mir, daß diese Stunde mich so überraschend in mich selbst zurückführt. Sei mir gegrüßt, du Segensvolle, dich hat die Sorge und Langmuth meines Gottes gesandt! Ich kenne den schnöden Preis, um welchen ich mich wegzugeben immer Gefahr laufe — fern sei er von mir. — Und wenn die Reizungen sich zu meiner eigenen Herabwürdigung wieder in mir erneuern, will ich emporblicken zum Himmel, zu meiner ewigen Bestimmung, zu dem, der für mich in Gethsemane blutigen Schweiß vergoß, und sprechen: Wie sollte ich ein so großes Uebel thun, und wider den Herrn, meinen Gott, sündigen?

Staub kann wohl gegen Staub, Waare gegen Waare vertauscht werden; aber nie die Vollkommenheit meines Geistes gegen Stillung roher Neigungen; nie meine innere beständige Zufriedenheit für einen augenblicklichen Rausch der Sinne und des Herzens. Was hätte ich davon, wenn ich die ganze Welt gewänne, und nähme Schaden an meiner Seele?

Jesu Christi Wahrheiten, des Christen Tugend, Gottes Wohlgefallen sind um keinen Preis wegzugeben; oder was hätte im ganzen Weltall noch einen Werth, wenn nicht das Göttliche? Dafür opferte der Gottmensch selbst sein heiliges Leben auf, als ihn die Welt der Sünder verdammte; dafür starben unter schweren Qualen die heiligen Boten Jesu — dafür ertrugen die ersten Christen und Christinnen freudig Armuth, Verfolgung, Schande, Ketten und Foltern, und freudig den Tod. Darum prangt noch heute herrlich der Name dieser Gerechten im Gedächtnisse der Welt und in den Büchern des Himmels. Ihre Seelengröße, die Kraft ihrer Selbstbeherrschung entzückt uns noch heute. Ja, es gibt noch Etwas, das erhabener ist, als die Macht der Welt, als Erdenwürden, Tonnen Goldes, Schmeicheleien der Schönheit und des Ruhmes, und als Alles, was die Sinne bewundern mögen. Es gibt noch Etwas, das nicht feil ist um alle Herrlichkeiten des Lebens, die uns die verbotene Lust anpreisen mag, wie einst der Versucher dem Heiland anbot in der Wüste und auf dem Berggipfel. Es ist die Gottähnlichkeit eines

tugendhaften Geistes, dessen Blick über den Staub des Hierseins in das Ewige emporgerichtet ist!

Und diese Gottähnlichkeit — o wie weit bin ich noch von ihr entfernt! Ach, darf ich Schuldbeladener zu Dir, Erbarmer, — darf ich hinaufblicken? Darf ich noch zu Dir beten, Vater? Ich schaudere vor meiner eigenen Entwürdigung. — — Gott! Gott! Ich möchte beten — — Gott, sei mir armen Sünder gnädig! Amen.

39.

Die Blinden und Taubstummen.

Matth. 9, 27. 33.

Wenn wir vor Begierde brennen,
Und, den Engeln gleich, uns freu'n,
Wo wir Andern helfen können,
Andern unser Leben weih'n;
Wenn wir Taube zwar nicht hören,
Aber Dich, Gott, kennen lehren;
Blinden zwar nicht das Gesicht
Geben können, doch Dein Licht:

Welch' ein Heil, Gott, schon auf Erden,
Engeln an Vollkommenheit
Immer ähnlicher zu werden,
Aehnlich einst der Seligkeit!
Laßt uns nicht in eitlen Träumen
Dieses große Heil versäumen;
Lehr' uns Deine Wege geh'n,
Einst, wie sie, Dich auch zu seh'n.

Als Jesus Jairi Tochter aus den Armen des Todes wieder erweckt hatte, und das ganze Land voll des Rufes seiner Wunderkraft ward, folgten ihm auch, wie der Evangelist Matthäus (9, 27 — 33.) erzählt, glaubensvoll zwei Blinde nach, die schrien und sprachen: Ach, du Sohn Davids, erbarme dich unser! Und da er heimkam, traten die Blinden zu ihm. Und Jesus sagte zu ihnen: Glaubet ihr, daß ich euch solches thun könne? Da sprachen sie zu ihm: Herr, ja. Da rührte er ihre Augen an, und sprach: Euch geschehe nach euerm Glauben! und ihre Augen

wurden geöffnet. Christus befahl ihnen, zu schweigen von dem, was er ihnen gethan. Er forderte keinen Ruhm, kein Lob, keinen Dank. Aber vergebens. Die entzückten sehend gewordenen Blinden verkündeten im ganzen Lande die Wunderthaten des Heilandes, die er durch Gotteskraft an ihnen verrichtete. Da brachte ihm das Volk einen Menschen, der war, wie der Evangelist nach damaligen Begriffen der Leute meldet, stumm und besessen vom Teufel. Denn was in jenen frühern Zeiten, wo noch so viel Aberglauben und Unwissenheit herrschte, irgend Böses in der Natur oder irgend unerklärlich Krankhaftes an Menschen gefunden wurde, pflegte man den Einwirkungen des Teufels zuzuschreiben. Auch noch heutiges Tages haben wir viele der nämlichen Krankheiten, die damals herrschten; aber weil man sich gegenwärtig dieselben besser erklären kann, hält man sie keineswegs mehr für die Frucht teuflischer Besitzungen. Sogar Nachtwandler und Mondsüchtige, die mit geschlossenen Augen umhergehen, und im Schlafe alle Geschäfte, auch die schwierigsten, oft glücklicher als im Wachen, verrichten, wurden damals für Besessene gehalten, und sie heilen hieß eben so viel, als den Teufel von ihnen austreiben zu können. (Matth. 17, 14—21.)

So ward denn auch der Teufel von jenem Stummen ausgetrieben, das heißt, Jesus heilte ihn von seinen Gebrechen, und das Volk verwunderte sich, und sprach: Solches ist noch nie in Israel gesehen worden.

Waren nun die Blindgebornen, die Tauben und Stummen ein so besonderer Gegenstand des Erbarmens für unsern Herrn: warum sollten sie es weniger für mich sein? Ist er nicht in aller Tugend mein Vorbild? Bin ich nicht in jeder heiligen That zu seinem Nachfolger geweiht?

Wenn ich nur daran denke, wie viel tausend Freuden der Blindgeborne entbehren muß, die mir ungerufen von allen Seiten in die Seele strömen! Ach, für ihn schmückt sich die Natur heute vergebens mit ihrem ganzen Blumenschmuck. Für ihn kleiden sich vergebens Thal und Hügel, Wald und Wiese in ihr leuchtendes Grün, und vergebens strahlen Abends und Morgens die Gewölke vom feurigen Golde. Warum führt ihr ihn hinaus

in die reizendsten Gärten, wo eure Blumen in den Beeten mit tausendfach ändernden Farben prangen? Er sieht sie nicht!

Von Kindheit an entbehrt er. Das blinde Kind steht einsam, in ewige Finsterniß verstoßen, und kann sich nicht mit Gespielen freuen, wie die andern. Es hört jauchzen und kann nicht mitjauchzen. Es vernimmt von ihren Spielen und kann sie nicht mitspielen. Es hat Aeltern, es hat Geschwister und kennt sie kaum. Stehen sie einen Schritt von ihm entfernt, so hat es sie verloren. Aller Ersatz, welchen ihr dem armen Kinde geben wolltet, ist für seinen Verlust zu klein. Selbst was ihr ihm gebet, es nimmt es, und erblickt es nie.

Und je älter es wird, je empfindlicher wird sein Unglück, je größer die Zahl seiner Entbehrungen. Ihr tretet frei und unabhängig ins Leben hinaus: der arme Blinde bleibt immer, wie in den ersten Jugendtagen, der Aufsicht, Leitung und Pflege Anderer bedürftig; immer ist er von Gefahren umringt, vor welchen man ihn beschützen muß. Er möchte arbeiten, nützlich sein, und kann es nicht. Was sollte er erlernen, welche Kunst könnte er treiben, wer will sie ihn lehren? Ihr schließet Freundschaften; ihr sehet das Lächeln eurer Geliebten; ihr leset euer Glück in fremden Augen. Der Blinde ist einsam, wie ein Verstoßener, und in die Freundschaft für ihn mischt sich die Regung des Mitleids. Er hört von Gott, von den Wundern des Allmächtigen. Ihr redet ihm von der Pracht eines hellgestirnten Himmels, von dem Glanze und den unermeßlichen Fernen jener Welten. Umsonst. Ewige Finsterniß bedeckt sein Auge; er hat von der Herrlichkeit seines Gottes nur dunkle Vorstellungen. Aus seiner langen Nacht wird nie eine Sonne hervorgehen.

Und doch ist er noch reich und glücklich zu preisen an der Seite des Taubstummen. Denn obwohl dieser das Tageslicht erblicken kann, ist ihm doch viel Köstlicheres, als Alles entzogen, die Sprache, diese Mittheilungsgabe der Seelen. Er sieht die Pracht der Natur, aber für ihn ruht sie im ewigen Schweigen des Todes verloren. Der Strom rauscht vergebens, der Donner hallt umsonst am Gebirge; keine Stimme dringt bis zu ihm. Er sieht die Sterne des Himmels leuchten; aber wer deutet ihm ihre Be-

stimmungen, und erklärt ihm ihre Fernen? Wer sagt ihm von dem Dasein Gottes, seines Schöpfers, von dessen Macht und Weisheit und Erbarmen? Ach, nur dunkle Ahnungen erheben sich darüber in seinem Gemüthe, und er kann sie nicht aussprechen, und sie Keinem verständigen. Er sucht seinen Gott, den Urheber aller Dinge; ach, und die ganze Welt schweigt gegen ihn. Wo soll er ihn finden und verehren? Auch für ihn starb Jesus den Opfertod am Stamm des Kreuzes; er erfährt es nicht. Die ganze Menschheit ist für ihn nicht älter, als er selbst ist, er weiß von keinen vorhergegangenen Jahrtausenden und den Schicksalen seiner Vorfahren; er weiß nicht, woher Alles kam und geworden ist, wie es nun ist, und begreift nicht, was daraus werden wird. — O der beklagenswürdige Unglückliche! Niemand klärt seine verworrenen Vorstellungen auf, und berichtigt die Urtheile seines Verstandes. Das Weltall, wie sein eigenes Leben, bleiben ihm ein unauflösliches Räthsel. — Selbst das freundliche Wort seines Vaters dringt nicht zu ihm. Umsonst koset ihn die Mutter mit schmeichelnden Namen: er hat nie den rührenden Ruf der betrübten Mutter vernommen. Er, wenn er leidet, muß sich selber trösten; Keiner kann ihm Trost geben, und die Stimmen der Freundschaft gehen an ihm vorüber, als wäre er nicht zur Gegenliebe geboren. Das große All der Welt ist ihm nur ein stilles, glänzendes Grab, das Leben ein stummer, bedeutender Traum; und jeder andere Mensch erscheint ihm wie ein wunderbares Wesen höherer Art.

Wohl will ich mich dieser Blindgebornen und Taubstummen erbarmen, wie sich auch Jesus Christus, der göttliche Menschenfreund, ihrer herzlich erbarmt hat. Ja, wir, denen Gott die Gabe des Gesichts, des Gehörs, der Sprache verlieh, stehen allerdings als beglücktere, höhere Wesen ihnen gegenüber. Und wie noch erhabenere Geschöpfe, Engel, Seraphim, auf der unendlichen Stufenleiter der Wesen über uns vorhanden sein mögen, die, mit noch ganz andern Sinnen, als wir, bekleidet, die Herrlichkeit Gottes klarer schauen, und größerer Seligkeiten fähig sind, als wir: so sind auch wir schon auf Erden im Besitz unbeschreiblich hoher Vorzüge und vieler Freuden, welche Blindgeborne

entbehren müssen. Darum sollen wir ihnen mit unsern von Gott empfangenen Gaben dienen; wir sollen ihre Schutzengel sein, und uns gleich Engeln freuen, sie zu Gott führen zu können. Eben dies vielleicht ist einer von den Zwecken der himmlischen Vorsehung gewesen, warum sie die herrlichsten Gaben ungleich vertheilte, damit wir uns ihrer Gnade lebhafter erfreuen sollten, mannigfaltigern Anlaß zur Uebung gottgefälliger Thaten empfinden, und Ahnungen fassen sollen von den Vollkommenheiten und Glückseligkeiten eines künftigen Lebens und höherer Wesen, neben denen wir hienieden nur noch Blindgeborne und Taubstumme sind.

Jene unsere von der Natur versäumten Mitbrüder und Mitschwestern sind bald in größerer, bald in geringerer Zahl in allen Gegenden vorhanden. Es kann uns also nie an Anlaß fehlen, ihnen beizustehen. Es ist unsere heiligste Pflicht. Von ihnen besonders gilt, was Jesus Christus sprach: Was ihr dem Geringsten unter euern Brüdern thut, das habt ihr mir gethan.

Es ist unsere Pflicht, dafür zu sorgen, daß sie nicht lebenslänglich unmündige Kinder und beständige Hilfe bedürfende Waisen bleiben. Gott hat ihnen Verstand und Willen gegeben, wie uns, obgleich sie an Sinneswerkzeugen dürftiger bleiben, als wir. Ihr Geist ist unsterblich, wie unser Geist.

Es ist unsere Pflicht, dafür zu sorgen, daß sie einen zweckmäßigen Unterricht empfangen, sowohl um wahrhaft menschlich und für die Schönheit der Tugend empfänglich zu werden, als auch, nach Maßgabe ihrer beschränkten Kräfte, in der menschlichen Gesellschaft nützlich zu sein. Denn das Nützlichsein und Nichtvergebensgelebthaben ist die Grundlage alles Guten. Zwar die Kunst, Blinde anzuweisen, geschickte Handarbeiten zu verrichten, oder sie lesen, schreiben, rechnen, musikalische Werkzeuge spielen, oder andere Sachen zu lehren, für welche sie Fähigkeiten zeigen, ist mit mancher Schwierigkeit verknüpft. Doch haben wir aller Orten Beispiele genug, daß die größten Hindernisse auf eine fast unglaubliche einfache Art besiegt worden sind. Hat man doch, Gott sei Dank, Erfahrungen genug gemacht, daß Taubgeborne und deswegen der Sprache auf immer Beraubte nicht

nur im Schreiben, Rechnen und Lesen, nicht nur in vielerlei Handwerken und nützlichen Künsten, sondern sogar in höhern Wissenschaften die auffallendsten Fortschritte gemacht haben; daß sie von Gott die geläutertsten religiösen Begriffe, von Jesu Verdienst die vollkommenste, reinste und erhabenste Ueberzeugung, und von der Tugend, wie von der Sünde, deutliche Erkenntniß empfingen.

Fast immer haben die, welche des Gesichts und des Gehörs beraubt sind, eine große Gelehrigkeit. Sie ersetzen den mangelnden Sinn durch Schärfung der übrigen. Der Taubgeborne hört gleichsam mit den Augen; der Blindgeborne sieht gleichsam mit den Fingern und seinem feinen Gehör. Ihr Geist, weniger zerstreut durch die Menge der Gegenstände, welche herbeiströmen durch verschiedene Sinne, heftet seine Aufmerksamkeit auf das, was ihm vorliegt, und hält es mit ungeschwächter Kraft fest. Dies Alles erleichtert den Unterricht der Blinden wie der Taubstummen sehr, und soll uns ermuthigen, sie dem bürgerlichen Leben, wie sich selber und den lieben Ihrigen, nützlich zu machen.

Dies nicht allein. Ihr Geist ist unsterblich! Auch der Blinde soll Gott schauen, auch der Taubgeborne den Ruf des ewigen Erbarmers an sein Herz vernehmen. Unsere Pflicht ist es, als der Unglücklichen Engel dazwischen zu treten, und Mittler zu werden. Wir sollen sie zu Jesu und durch Jesum zu Gott führen. Auf uns lastet die Verantwortlichkeit, wenn sie in halbthierischer Verwilderung aus dem Leben scheiden, und in heidnischer Blindheit keinen Erlöser kennen, der auf Golgatha auch für sie blutete.

Es ist vor Allem Pflicht und Verantwortlichkeit der von Gott verordneten Obrigkeiten: Vormünder und Pflegeältern der Blinden und Taubstummen zu sein. Denn wo in ihrem Lande, in ihrer Gemeinde ein Unglück ist, welches nicht von einzelnen Bürgern gehoben werden kann, sollen sie es durch die vereinte Kraft der ganzen Gesellschaft mindern, welcher sie vorzustehen haben. Die gehörige Unterweisung der Blinden und Taubstummen erfordert aber solche Vorbereitungen und solche Kenntnisse von Seiten der Lehrer, daß sich dergleichen nicht für jeden einzeln im Lande wohnenden Unglücklichen besonders auffinden lassen, noch den

Vermögensumständen aller Aeltern möglich wäre, für ihre Kinder die Kosten der Vorbereitungen und Lehrer abgesondert zu bestreiten. Daher sind öffentliche Anstalten für blinde Kinder oder Taubstumme allein zweckmäßig.

In allen Ländern der Welt, bei Christen, Juden, Heiden und Türken, ist es der Obrigkeiten schönster Ruhm, Versorger der Wittwen und Waisen zu sein. Warum erbarmt ihr euch nicht der Taubstummen und Blindgebornen! Und wenn sie schon Aeltern haben, sind sie darum minder verwaiset? Sie sind Waisen der Menschheit, Verlassene der Natur. Der Blinde steht in finsterer Wüste; der Gehörlose hat selbst den Trost des Gebetes, das Aufblicken zum himmlischen Vater, die Hoffnung der Ewigkeit nicht.

In allen Ländern, wohin mit dem Christenthum das Gesetz der Menschlichkeit kam, findet man öffentliche Anstalten zur Verpflegung Hilfsbedürftiger und Nothleidender. Die Kranken und Armen haben ihre Versorger. Aber warum werden die Taubstummen und Blindgebornen vergessen, deren sich doch in jedem Lande oft mehr befinden, als man glaubt? Sind sie nicht weit ärmer, als der ärmste Bettler an der Straße, dem nichts fehlt, als der Bissen Brodes, der ihm so bald gegeben ist? Sind sie nicht hilfsbedürftiger, als der ärmste Kranke, dem doch das Mitleiden Arzneien, und der Gedanke an den Gott und Vater der Unglücklichen Trost geben kann? Aber Almosen geben dem Blinden nicht die Freuden des Auges, und keine Arznei heilt das Gebrechen des Taubstummen. Warum versäumt ihr sie, die ihr getauft seid auf den Namen dessen, der mit besonderer Liebe sich der Stummen und Blinden erbarmte? Warum versäumt ihr sie, die ihr von Gott Beruf, Weihe und Macht empfinget, die Glückseligkeit eurer Mitbürger zu befördern?

Schon haben sich in mehreren Ländern menschenfreundliche Stimmen für bessere Pflege unserer unglücklichen Mitgeschöpfe erhoben; schon sind in einzelnen Städten ehrwürdige Männer aufgestanden, und haben sich aus eigenem edelm Trieb dem Unterricht der Taubstummen oder Blinden gewidmet — Gott segne sie! — haben von ihrem eigenen Vermögen zum Besten der Welt

hingeopfert — Gott lohne sie! Aber allen Armen jener beklagenswürdigen Menschenklasse beizustehen, das waren sie nicht vermögend; das ist Sache der gesammten bürgerlichen Gesellschaft, deren Mitglieder diese Unglücklichen sind; das ist Pflicht der Obrigkeiten, die von Gott gesetzt sind, der Schirm der Vergessenen und Versäumten zu werden.

Christliche Obrigkeiten, erbarmt euch eurer lichtberaubten, eurer stummen Mitbrüder! Sie sind Gottes Kinder. Ihr versorgt die Waisen, aber nicht die Allverwaiseten! Ihr kleidet die Nackten, ihr speiset die Hungrigen; aber die am Geiste darben, und selbst oft des Gedankens an Gott und Erlösung entbehren müssen, lasset ihr hilflos. Ihr wachet mit Sorgfalt über die Schulen und Tempel euers Landes; aber für die ist keine Schule, kein Tempel, welche derselben am bedürftigsten sind, da selbst der Anblick der göttlichen Schöpfungen sie nicht rühren, belehren und erheben kann. Erbarmt euch ihrer, daß ihr geschlossenes, finsteres Auge euch nicht anklage, sondern einst belohnend auf euch blicke, und ihr stummer Mund nicht vor dem Thron des ewigen Richters seufze, sondern euch dankbar segne.

Aber auch jedem Einzelnen, er stehe hoch oder niedrig, wenn er sich Nachfolger oder Jünger Jesu nennen will, liegt die Pflicht ob, sich der Taubgebornen und Blinden anzunehmen, und um so mehr, da sie, vergessen von der Natur, auch von den Menschen am meisten vergessen sind. Frage nicht, edle Seele, die vom stillen Mitleiden bei dem Gedanken an diese Unglücklichen bewegt wird, frage nicht: Was kann ich doch für sie thun? Ich bin nicht reich genug, sie zu unterstützen, oder Anstalten des Unterrichts für sie zu gründen. Was kann ihnen mein ohnmächtiger Wunsch helfen?

Wenn man ernst entschlossen ist, Gutes zu stiften, dann ist man nie arm. Gott hilft; sein Segen macht das Senfkorn zum Baum, und das Scherflein der armen Wittwe zum Schatz. Gehe hin, ehre die Unglückseligen; sei ihr Schutzengel, wo du es je sein kannst. Schuldloses Unglück ist immer ehrwürdig. Dulde nicht, wenn rohe Halbmenschen Spott treiben mit armen Blinden; oder wenn gefühllose Herzen sich Luft machen, die Stummen und Gehörlosen zu necken. Sei ihr Vertheidiger, ihr Fürsprecher; sei

ihr Freund, wo du sie findest, daß sie nicht Aergerniß an der Menschheit nehmen, und glauben, größerer Vorzug sei die Ursache größerer Schändlichkeit.

Gehe hin, versuche es, die Zahl der versäumten Blinden, der armen Taubstummen zu erfahren, die in deiner Gegend, in deinem Lande ohne allen zweckmäßigen Unterricht leben. Du wirst deren eine größere Anzahl finden, als du vielleicht vermutheſt. Dies wird dich zu ihrem Besten nur beredter und thätiger machen, und deinen Worten bei Andern größern Nachdruck gewähren.

Erlaubt es dein Vermögen, oder begünstigt dich dein Stand, zur Stiftung einer Unterrichtsanstalt für arme Blinde oder Taubstumme deines Vaterlandes hinzuwirken: versäume es nicht, zumal wo es an weisen und menschenfreundlichen Obrigkeiten fehlt, oder wo du in einem Lande wohneſt, wo man das Vergnügen mehr, als das Nützliche, das Glänzende mehr, als das Pflichtgemäße schätzt. Verzage gar nicht beim drohenden Mißlingen des ersten Versuchs; zittere vor den Hindernissen nicht: du wirst siegen, denn der Vater der Stummen und Blinden, Gott, ist mit dir. Trage dein Scherflein bei; sprich nicht: wozu dies Wenige? du bist reich; denn Gottes Segen wird dein heiliges Unternehmen weihen, wird das Wenige in Viel verwandeln, und Herzen erwecken. — Gehe hin, hilf mit deinem Scherflein, wo Männer von Kenntniß, Kraft und gutem Willen sich der Unglücklichen annehmen wollen. Unterstütze sie nach deiner Kraft. Dränge dich nicht vor. Verlange kein Lob, keinen Dank; sondern tritt bescheiden in die Verborgenheit zurück, wie Jesus, der göttliche Demuthsvolle, als er die Blinden sehend gemacht hatte, und ihnen zu schweigen befahl.

Und Du, der Blinden und Stummen Erbarmer und Vater, segne jedes Werk, welches auf Erden zu ihrem Heil unternommen wird. Auch ich will, wo ich kann, wo ich weiß, dazu ermuntern, beisteuern, rathen, daß Dein Reich auch zu denen komme, die Deinen heiligen Namen nie hören, nie stammeln werden auf Erden; daß Dein Licht voll Gnade und Seligkeit auch in die ewige Nacht derer leuchte, welche nie die Wunder Deiner Allmacht erblicken! Amen.

40.

Mit Weisheit Almosen geben.

2. Kor. 9, 6—10.

Sei werth, mein Herz, der hohen Freude,
Des ganz Verlass'nen Trost zu sein;
In seinem schwer gefühlten Leide,
Das Gott nur kennt, ihn zu erfreu'n.
Ja, du mein Bruder, ich will eilen,
Ganz deine Noth mit dir zu theilen;
Gott, Du hörst den Entschluß!

Sei mir gesegnet, nied're Hütte,
Wo unbekanntes Elend wohnt!
Sei ruhig, Armer, deine Bitte
Hört der doch, der im Himmel thront! —
Er kennt die Leiden, die dich quälen;
Du darfst sie alle mir erzählen,
Mich sandte Gott zu dir!

Seid barmherzig, wie euer Vater im Himmel barmherzig ist! ruft Jesus, rufen seine Jünger, ruft unser eigenes Herz. Denn bei der ungleichen Vertheilung der Glücksgüter kann es, besonders in großen Staaten, nicht fehlen, daß, während einige Menschen im Ueberflusse schwimmen, unzählige am Nothwendigsten Mangel leiden. Viele sinken durch unverschuldete Ereignisse in Armuth, viele auch durch eigene Nachlässigkeit und Verschwendung.

Aber von allen Tugenden, welche uns Religion und Vernunft zur Pflicht machen, ist auch keine, welche leichter ausgeübt wird, und daher auch keine, welche allgemeiner beobachtet wird, als die Wohlthätigkeit.

Was ist doch dem Menschen leichter, als einen kleinen Theil seines Ueberflusses in Almosen zu verwandeln und dem Bettler zuzuwerfen, welcher in Lumpen gehüllt sich mit demüthiger Geberde naht? Diese geringe, dem Elenden freundlich hingeworfene Gabe würde vielleicht auch auf eine andere Art verthan worden sein, ohne daß der Geber seinen Verlust merkbar empfunden hätte; er gibt, was er selbst kaum zu gebrauchen weiß. Aber ist dies nun eine Tugend? Ist dies Verdienst für unser Herz?

Zuweilen gibt man das Almosen mit wahrer Begierde, um

nur den ekelhaften Anblick verkrüppelter, ungesunder Menschen von sich zu entfernen. Man gibt es gleichsam wie ein Lösegeld, mit dem man sich von den Empfindungen des Abscheues und Grausens loskaufen will, welche die Darstellung des höchsten Elends in unserer Brust erregt hat. Wir werfen die Gaben in den Schoos der Unglücklichen, weniger ihretwegen, als unsertwillen. Aber ist dies eine Tugend, die unserm Herzen vor Gott und unserm innern Richter einigen Werth ertheilen kann?

Man spendet milde Gaben, oft weil man sie entbehren kann, und dann damit doch die angenehme Empfindung in sich verknüpfen kann: Wie glücklich bin ich neben diesem Elenden! Das schmeichelhafte Gefühl unsers Wohlseins ist so reizend, daß wir schon einige Münzstücke aufopfern, um es uns zu verschaffen. Es ist uns ziemlich gleichgültig, ob wir die Gabe einem würdigen Armen, oder einem Verschwender unter den Bettlern geben. Aber ist diese Art der Barmherzigkeit eine wahre Christentugend?

Mancher reicht dem Flehenden gern das Almosen, weil er von Natur ein weiches Herz hat, welches leicht vom wahren oder geheuchelten Elend gerührt wird. Er gibt es, weil er sich dabei selbst überredet, ein gutes Herz zu haben, mag es auch in andern Stücken noch so fehlerhaft sein. Er sucht mit seinem Hang zur Wohlthätigkeit den Hang zur Ungerechtigkeit gegen Andere, oder zur Wollust und Verschwendung zu verdunkeln. Er möchte mit diesem Almosen gleichsam sein eigenes Gewissen bestechen. Ist dies der Geist Jesu, der den Barmherzigen beseelt?

Ein Anderer begnügt sich nicht mit kleinen Gaben, die er vorübergehenden Bettlern reicht; er ist immer bereit, selbst beträchtliche Summen von seinem Ueberflusse zur Unterstützung der Leidenden, für die gesammelt wird, für Kriegsbeschädigte oder in Feuers- und Wassersnöthen Verunglückte hinzugeben, wenn nur sein Name dabei genannt wird. Es liegt ihm weniger daran, eine gute That zu thun, als mit dieser zugleich einen Vortheil für sich selbst zu erbeuten. Er wünscht als wohlhabend angesehen oder von seinen Mitbürgern als ein besonders wohlthätiger Mann geschätzt zu werden, um seinen Einfluß bei Hohen und Niedern zu erweitern, das öffentliche Zutrauen für sich zu vergrößern.

Er gibt nur glänzende Almosen als ein kluger Rechner, welcher für ein Geringes, so er hinopfert, desto ansehnlichern Gewinn zu ziehen hofft. Heißt dies aber Barmherzigkeit üben in Jesu Sinn? Nein, Wohlthätige dieser Art gehören zu denen, von welchen Jesus spricht: „Wahrlich, ich sage euch, sie haben ihren Lohn dahin!“ (Matth. 6, 2.)

Ueberhaupt kann man heutiges Tages wohl nicht mehr hartherzig gegen Bedürftige sein, ohne sich dem Tadel der Menschen auszusetzen, und ein schädliches Vorurtheil im Volke gegen sich zu erregen. Viele sind wohlthätig, nur um diesem Uebel auszuweichen; sie ertheilen die milden Gaben nicht aus Liebe, sondern aus Furcht; sie geben sie nicht sowohl dem Bedürftigen, als der öffentlichen Meinung hin. Das Darreichen eines Zehrpfennigs ist so wenig, aber das Verweigern desselben kann so großen Schaden bringen. Darum sind die Menschen zum Almosengeben überall willig. Aber dürfen sie sich des Zeugnisses ächter Menschenliebe und Barmherzigkeit erfreuen?

Läugnen wir es uns nicht: das Darreichen milder Gaben, Beisteuern und Almosen ist bei dem größten Theil derer, die sich Christen nennen, weniger eine Tugend, als eine Anständigkeit; sie bringen ihre Gaben mehr Ehren halber, als aus inniger Begierde, zu helfen und zu retten. Sie steuern bei, um der guten Ordnung willen, nicht weil sie sich vom Geiste wahrer Barmherzigkeit und tiefen Mitleidens getrieben fühlen.

Läugnen wir es uns selber nicht, daß wir im Leben oft besser handeln, als wir sind; daß wir die Thaten der Liebe und Großmuth verrichten, ohne die Empfindung der Liebe und Großmuth zu haben. Darum achtete Christus einst das Scherflein der Wittwe unendlich höher, als die reiche Austheilung und Spende der Pharisäer.

Wohlthätigkeit ist nur dann wahrhafte Tugend, wenn die Bereitwilligkeit zu Geschenken für Dürftige aus innerer Theilnehmung an ihrem Unglück entspringt, und mit Klugheit geübt wird, ein vorhandenes Leiden zu enden, oder wenigstens zu mildern, so viel es in unsern Kräften steht.

Das bloße Hinreichen milder Gaben ist daher an sich so wenig

verdienstvoll, als man aus langen und häufigen Gebeten immer auf ein frommes Herz schließen darf. Nicht die That ziert das Herz, sondern der Wille muß die That ehren.

Auch die That und der Wille zu helfen ist noch nicht genug; wir müssen, um wahrhaft wohlthätig zu werden, keine Mühe scheuen, zu lernen, wie unsere Wohlthaten am zweckmäßigsten angewandt werden können. Wir sollen mit Weisheit Almosen geben.

Jede Tugend, welche ohne Klugheit geübt wird, kann bei dem besten Willen des Thäters die Quelle großen Verderbens werden. Verzeihung und Gnade gegen räuberische Bösewichte würde die grausamste Ungerechtigkeit gegen gute Bürger sein. Nachsicht gegen einen Betrüger würde alle Redlichen in Gefahr stürzen. Eine betrübende Wahrheit, unbehutsam gegen einen Kranken ausgesprochen, könnte ein theures Leben verkürzen, welches außerdem zum Wohle Vieler noch fortgedauert haben würde. Eben so kann Wohlthätigkeit, ohne Vorsicht geübt, die Pflanzschule aller Laster werden.

Mit Weisheit wohlthätig sein, heißt nicht leichtsinnig jedem scheinbar Elenden Unterstützung zuwerfen, wie er begehrt, sondern prüfen, ob er der Hilfe bedürftig sei, und wie ihm am sichersten geholfen werden könne.

Daher ist das Almosenspenden an gemeine Bettler, welche aus ihrer Armuth ein schändliches Handwerk, aus ihrem Elende einen öffentlichen Beruf machen, eine der gefährlichsten Arten des Wohlthuns. Ach, was wir für Wohlthaten halten, ist nur allzuoft Uebelthat. Wir begünstigen träge Müßiggänger im Laster ihrer Faulheit; wir theilen die Frucht unserer Arbeit, unsers Schweißes mit ihnen, weil sie die Arbeit, welche uns ehrt und nährt, verschmähen. Selbst ohne Tugend, ohne Ehrgefühl, benutzen sie unsere Gutmüthigkeit, um sich bequeme Tage zu machen und nach ihrer Art Wohlleben zu führen. Das Wort der heiligen Schrift: im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brod essen! verachten sie, so lange der Leichtsinnigen genug sind, die ihnen auch ohne Verdienst das nöthige Brod zuwerfen, oder Kleider, um ihre Blößen zu decken.

Diese unglückseligen Menschen, ohne Erziehung, ohne Religiosität, ohne Zartgefühl, eine unnütze Last der bürgerlichen Gesellschaft, Verminderer des öffentlichen Wohlstandes und des Landesreichthums, den sie verzehren und nie vermehren helfen, sind noch dazu gewöhnlich, weil sie anständiger Vergnügungen unfähig bleiben, den gröbsten Ausschweifungen in der Stille ergeben. Sie erröthen kaum, lasterhaft zu sein; wälzen sich in thierischen Wollüsten, zeugen Kinder, die sie in den Uebungen ihrer schändlichen Künste bilden, und durch sie die Schaar der Müßiggänger vergrößern und im Lande verewigen. Und wir, durch das unbesonnene Spenden größerer oder geringerer Gaben, unterstützen sie zum Nachtheil guter Bürger, zum Nachtheil des gesammten Vaterlandes. Wir selbst treten, ohne es zu denken, mit ihnen in die Verschwörung gegen gute Sitten, Religiosität und öffentliche Sicherheit.

Das Dasein solcher Elenden, welche sich mit der Armuth brüsten, um den Müßiggang des Reichthums zu genießen, und Mitleiden zu erwerben suchen, um in den niedrigsten Wollüsten sich wälzen zu können, gereicht aber noch minder den gutmüthigen, freigebigen Einwohnern des Landes, als den vorhandenen Obrigkeiten, zum gerechten Vorwurf. Denn an diesen ist's, das Laster zu strafen, an diesen, die Pflanzschule grober Verbrecher auszurotten.

Das Land, in welchem müßige, arbeitsfähige Bettler ungestraft den Fleiß des redlichen Einwohners brandschatzen dürfen, ist noch fern von jener guten Ordnung, die Gott und Menschen angenehm ist. Die Nachlässigkeit oder Unbehilflichkeit der Obern, die dem Lande vorstehen, verdient den Tadel der Weisen, und erwartet einst der Gottheit ernstes Gericht. Der Mangel weiser Gesetze und Einrichtungen, wodurch öffentliche Armuth und grobe Laster verhütet werden sollen, ist ein Verbrechen der Regenten gegen die bürgerliche Gesellschaft, ein Verbrechen gegen eigene Würde, ein Verbrechen gegen Gottes heiligen Willen.

Mit Weisheit Almosen geben, heißt, auf alle Weise und nach allen Kräften solche Anstalten befördern, durch welche arbeitsfähige Müßiggänger gezwungen werden, das Brod rechtlich zu

erwerben, welches sie ernährt; oder durch welche Arbeitslosen Verdienst verschafft, oder Unglücklichen, welche zu jeder nützlichen Beschäftigung untüchtig sind, Versorgung zu Theil wird, daß sie nicht hilflos verschmachten, oder durch ihr Beispiel schädlich werden.

Willst du helfen — eile, diese Anstalten zu stiften, oder zu begaben. So wirst du der Wohlthäter nicht der Armen allein, sondern auch der ganzen Stadt und des ganzen Landes. Dahin trage den Ueberfluß, welchen der göttliche Segen über dein Haus verbreitet hat; dahin, du Reicher, die Geldsummen, welche du bisher an bestimmten Tagen öffentlich den Bettlern und trägem Volk ausspenden ließest; dahin, du Wittwe, das Scherflein, welches du zur Hilfe der Armen von deinem Vermögen ersparteſt. So wirst du nicht nur Retter manches Verlassenen, den deine Gabe erquickt, sondern auch der Retter mancher Seele, die ohnedem im Müßiggange und unter schändlichen Beispielen, fern vom Sehen und Hören des Bessern, verwildert und verloren gegangen sein würde! Das heißt Almosen geben mit Weisheit, nach Jesu Willen und zur Beförderung der Gottseligkeit.

Aber glaube nicht, wenn du deine Gaben solchen lobenswürdigen Stiftungen zum Besten der Armen dargebracht hast, du habest nun Alles gethan. Nein, deine Wohlthätigkeit, als Christ, muß keine andern Grenzen kennen, als die Grenzen deiner Kraft. — Diejenige Tugend ist die größte, welche dir die schwerste Ueberwindung kostet. — Was hast du aber Großes gethan, wenn du nur einen Theil deines Ueberflusses an die öffentlichen Armen gibst? Vielleicht empfindest du den Verlust deiner Gabe kaum; vielleicht gibst du manchem Wohlhabenden ein Geschenk, oder machst zu seinem Vergnügen einen Aufwand, der viel beträchtlicher ist, als was du zur Erquickung der Armen ertheilt hast.

Um ein vollkommener Christ zu sein, mußt du das Außerste thun, das Höchste opfern lernen. Hast du denn, um Nothleidenden zu helfen, schon deinen eigenen kostbaren Vergnügungen einigen Abbruch gethan? Hast du denn schon, um Unglücklichen mit Nachdruck Beistand zu leisten, je deinen entbehrlichen Aufwand beschränken müssen? Hast du, um die Seligkeit der Tugend

ganz zu fühlen, schon andere seliger durch das gemacht, was du dir selbst entzogst, so lieb es dir auch war?

Guter Meister, sprach einst zu Jesus ein reicher Jüngling, was soll ich Gutes thun, daß ich das ewige Leben haben möge? — Gehe hin, antwortete der göttliche Lehrer, verkaufe was du hast, gib es den Armen; so komm und folge mir nach! Da der Jüngling das hörte, ging er betrübt von ihm, denn er hatte viele Güter. (Matth. 19.)

Wie Viele gleichen ihm! Sie möchten Siege, doch ohne Kampf; Vollkommenheit, doch ohne Mühe; Seelengröße, doch ohne Selbstverläugnung.

Zahllose Arme hungern nach dem Bissen Brodes, welchen ihr verschwenderisch verderben lasset, zahllose hilflose Kranke schmachten nach dem Tropfen Weins, welcher sie als Arznei stärken würde, und den ihr bei wilden Gelagen verschüttet. Und ihr rühmt euch in euerm Herzen, wohlthätig zu sein? Wann habet ihr jemals euern Aufwand in Schmuck und köstlichen Gewändern einschränken müssen, weil ihr Nackte zu kleiden hattet? Wann bestelltet ihr jemals ein üppiges Gastmahl ab, weil ihr mit den Unkosten desselben irgend eine arme Haushaltung viele Wochen lang ernähren konntet? Welche Selbstverläugnung habet ihr geübt, daß euer Gewissen euch bezeuge: du warst wohlthätig, auch wenn es dir schwer ward?

Nicht, daß es die Pflicht des Christen wäre, sich und den Seinigen das Nothwendige zu rauben, und damit den Armen Ueberfluß und gute Tage zu machen; aber Pflicht ist es dem Christen, so lange überflüssigen Aufwand zu meiden, und mit Sitteneinfalt, obgleich immer seinem Stande gemäß, zu leben, als er weiß, daß es Unglückliche in seiner Nähe gibt, die er glücklich machen könnte durch Ersparniß kostspieliger Freuden.

Umsonst ist die Entschuldigung: ich will mich nicht auszeichnen; ich muß Manches thun, Meinesgleichen willen; man würde mich verspotten, wenn ich plötzlich meine gewohnte Art zu leben unterbräche, um allen Armen beizustehen. Du bist der Nachfolger Jesu nicht; du hast jene Selbstverläugnung nicht, welche zu göttlichem Sinn erhöht; deine Eitelkeit ist gewaltiger,

als deine Tugend. Du wirst sterben; — die, denen zu gefallen du glänzteſt, werden dann an deinem Grabe die Achſeln zucken; keine durch dich beglückten Familien werden dir ſegnend nachweinen; du trittſt vor Gott hin, unreif zu höhern Beſtimmungen, weil du auf Erden mehr Thier, als Geiſt geweſen; mehr im Vergänglichen lebteſt, als deiner unſterblichen Seele Kraft ausgebildet hatteſt.

Umſonſt iſt die Entſchuldigung: Aber wie ſoll ich wohlthätiger werden, als ich bin? Ich gebe den Armen regelmäßig, die vor meines Hauſes Thür erſcheinen; keiner verläßt unbegabt meine Schwelle; ich ſteuere zu den milden Stiftungen bei; ich ſchließe mich nicht aus, wo für fremde Verunglückte Almoſen eingeſammelt werden — darf ich mich nicht des Uebrigen von meinem Ueberfluſſe erfreuen?

Wohl darfſt du es, wenn kein Elender mehr in deiner Nähe ſeufzet, der durch dich beglückt werden könnte. Aber haſt du auch ſchon die Hütten der Armuth beſucht? Haſt du dich ſchon zum Vertrauten der Nothleidenden gemacht, die ſchamvoll ſich verbergen, und ihre Nächte unter bangen Sorgen verträumen?

Kennſt du keine brodloſe Familie, die jedes rechtliche Mittel verſucht, ſich das Leben, wenn auch noch ſo kläglich, zu friſten? Vielleicht eine Mutter, in deren Armen noch unerzogene Kinder weinen? Vielleicht einen kranken Vater, dem nun zur Arbeit die Kraft gebricht, dem nichts geblieben iſt, als ſein Gebet zum Allbarmherzigen dort oben? Vielleicht verwaiſete Geſchwiſter, die ihre Tage, ihre Nächte kümmerlicher Mühe weihen, um vor der Welt wenigſtens anſtändig zu erſcheinen, und das Andenken ihrer erblaßten Aeltern in Ehren zu halten? Vielleicht ein junges Ehepaar, willig zur Arbeit, doch ohne Kundſchaft, ohne Vorräthe, ohne Hilfsmittel, ohne Zutrauen, das mit Bangigkeit ſeinem letzten Elend jede Stunde näher tritt? — Gehe hin, der du es vermagſt, werde du der Engel, den ihnen Gott in der trüben Unglücksſtunde ſendet, um ſie von der Verzweiflung zu erlöſen. Gehe hin, und breite den Glanz der Freude über die bleichen Wangen, welche unter vielen kummervollen Augenblicken längſt das Lächeln verlernten; weide dich an den ſüßen Thränen ihrer

Bestürzung, ihres Entzückens; weide dich an ihrer Wehmuth und Lust, in welcher selbst die matte Stimme brechen will, welche dir Dank stammeln möchte.

O, diese Thräne, worin Schmerz und Seligkeit zusammenfließen, die Thräne, welche dir ein gerührtes, erkenntliches Herz als Opfer zollt — was ist daneben das Juwel, das in den Locken der Fürstinnen strahlt? Was ist die Pracht deiner Gastgebote, von denen die Eingeladenen oft dich selbst verlachend zurückkehren; was der Schimmer der Bälle und Lustfahrten gegen den dankbaren Blick durch dich beglückter Familien, in welchem dir Hoffnung und Liebe entgegenstrahlen? — gegen das schöne Roth der Freude, welches wieder die erblaßten Wangen färbt? — gegen Gebete, welche glühende Andacht für dich zum Thron Gottes sendet?

Kennst du keine verlassene Waise, die kärglich gegen Frost und Hunger geschützt, ohne Mittel zu einer bessern Erziehung schon in den Kindertagen aus bitterer Armuth den Grund zu einem ganzen Leben voller Dürftigkeit und Elend legt? Werde ihr Vater, ihre Mutter; sei ihr Schutzgeist. — Kennst du keine elende Hütte, in welcher ein Kranker ohne Arzt und Arznei schmachtet, ohne kräftige Nahrung, vielleicht ohne Bett und Erwärmung? Suche ihn auf, rette ein Leben, das dich vor Gott segnen könne! — Hast du nicht von einem Unschuldigen, von einem Unterdrückten gehört, den der Uebermuth, den die Habsucht eines Mächtigern verfolgt und drängt, der aus Mangel an Vermögen sein Recht nicht vor den Gerichten durch einsichtvolle Sachwalter vertheidigen lassen kann? Eile herbei, und werde der Schirm des Bedrängten gegen den Trotz der Ungerechtigkeit; gib die Mittel zur Vertheidigung seines Rechts. Das heißt mit Weisheit Almosen geben.

Sprich nicht: Aber was ist oft die Frucht unserer Aufopferungen? Undank ist gewöhnlich der Welt Lohn. Sollte ich mir Sorgen und Verdruß für Fremde aufbürden, die zuletzt schlecht anerkennen, was ich für sie that? — Nein, thue das Gute, aber zähle nicht, wie der Wucherer, auf deinen Zins. Sei nicht tugendhaft, um bezahlt zu werden. Die also thun, sie haben

ihren Lohn dahin. Handle göttlich, wie Jesus, erhaben über Dank und Undank; so läßt auch Gott seine Sonne leuchten über Gerechte und Ungerechte.

Sprich nicht: Aber ich bin selbst nicht reich. Ich habe keinen beträchtlichen Ueberfluß; ich muß sorgen, wie ich nur mich und die Meinigen anständig in der Welt erhalte. Gedenke des Scherfleins, welches die arme Wittwe zum Gotteskasten trug! Hilf, wo du einen Bedrängten findest, mit freudigem Rath; sprich einem Weinenden süße Worte des Trostes, verwende dich für die Noth einer verlassenen Familie getrost um Beistand bei Reichen und Wohldenkenden deiner Stadt. Man bittet mit leichterm Herzen, und dringender und besser, für Anderer, als für eigenes Anliegen. Werde du der Schutzredner verlassener Waisen; empfiehl du den kranken Fremdling einer menschenfreundlichen Pflege. Siehe, das ist das herrliche Scherflein der Wittwe, welches du darzubringen hast — und hast du es so oft gebracht, als du es wohl konntest? — das heißt mit Weisheit Almosen geben! Nicht die schlechte Scheidemünze, mit der du den andringenden Bettler auf der Straße abweisest, sondern deine Mühe, deine Sorgen, deine Verwendung für Hilfsbedürftige sind die wahrhaften Almosen, welche der Himmel von dir fordert.

So sei wohlthätig bis zum letzten Athemzuge, und verlaß endlich auch die Erde nicht, ohne, wenn du es vermagst, noch die letzte Stunde mit einer wohlthätigen Handlung zu bezeichnen. Wie schön, wenn dich einst, Engel einer bessern Welt, auch auf dem Erdenstern die Enkel als einen Tugendhaften preisen! — Dich hatte Gott vielleicht mit irdischen Gütern gesegnet. Du mußt sie zurücklassen; nichts nimmst du mit dir, als deinen tugendvollen Geist. Du vertheilest dein Vermögen im letzten Vermächtniß an deine Erben; für dich selbst hast du nichts mehr vonnöthen. — Gedenke der Armen, der öffentlichen Anstalten deines Wohnortes, deines Vaterlandes in deinem letzten Willen! — Mache auch die Unglücklichen zu deinen Erben, die ohne dich kein besseres Erbe zu hoffen hätten; besonders wenn deinen Kindern, deinen Verwandten ohnehin Vermögen genug bleibt, um mit Anstand zu leben. —

Du theilest nur von dem Segen, welchen dir Gott gab, auch denen mit, die dir Gott durch Jesu Mund empfahl. Du machst von dem, was du nun entbehren mußt, den würdigsten Gebrauch, und beschließest deine Tage in wahrhaftem Christensinn. Wenn deine schwache Zunge in den letzten Augenblicken kein Gebet mehr stammeln kann, dann beten deine guten Thaten für dich zu dem großen Erbarmer, zu dem unendlichen Wohlthäter der Welt!

Daß auch für mich dereinst zu Dir, o Allerbarmer, meine Tugenden beten möchten, wenn ich's nicht mehr kann! — Ich empfinde es, ich bin noch nicht so wohlthätig für meine Mitmenschen gewesen, als ich es hätte sein sollen und auch hätte sein können. Ich sorgte bisher mehr für mich, mehr für meine Ergötzlichkeiten, als für die Verlassenen und in Noth Verschmachtenden. Aber ich will ihr Vater, ihre Mutter, ihr Fürsprecher, ihr Tröster werden. Ich will es nicht mehr bei bloßen Worten, bei schlechten Almosen bewenden lassen, die man ohne Mühe hinwirft; ich will die Kräfte, das Vermögen, welches Du mir, o Gott, gabst, würdiger und weiser zum Heil derer anwenden, die, vom leichtsinnigen Haufen verlassen, keinen Vater haben, als Dich, o mein Gott!

41.

Der Selbstmörder.

Erste Betrachtung.

Matth. 27, 3—5.

Richtet nicht, wenn Sünder sterben,
Rufet nach dem Tode nicht
Ueber sie herab Verderben,
Gottes Donner und Gericht.
Welch ein Jammer, bloß zu wissen,
Wie sie dort erzittern müssen!

Fluchet ihnen nicht! Sie sollten
Kinder Gottes sein, wie wir;
Konnten's werden, wenn sie wollten;
Jeder war ein Mensch, wie ihr.
Daß sie nach dem Tod auch leben —
Wer kann's denken und nicht beben?

Wer darf richten, wer verdammen?
Wißt, es ist ein Einziger,
Welcher richten und verdammen
Und vergeben kann — der Herr!
Wer da steht — vernehmt es Alle! —
Sehe zu, daß er nicht falle.

Ein mit tiefem Abscheu gemischtes Grauen durchbebt jedes Gemüth beim Anhören von der Botschaft eines Selbstmordes. Es erscheint uns solche That wie ein zerreißender Widerspruch aller unserer menschlichen Gefühle, wie das unnatürlichste aller Verbrechen, indem es die Liebe des Lebens verläugnet, welche jedem Wurme, und selbst dem unglücklichsten aller Geschöpfe noch in der Mitte seines Elendes treu zu bleiben pflegt; wie ein Aufruhr gegen die Ordnung der Schöpfung, indem der Selbstmörder die natürliche Todesfurcht in Todesliebe verkehrt, und eigenmächtig ein Werk der Schöpfung vernichtet, das nur dem Schöpfer zustand, fortzusetzen oder zu enden. Es erscheint solche That als ein Verbrechen, für dessen Größe die menschliche Zunge keinen Namen, und das Gesetzbuch der Völker auf Erden keine Strafe hat.

Wir stehen zweifelhaft da, ob wir in der gewaltsamen Selbstverkürzung des Lebens einen furchtbaren Muth des Thäters anstaunen sollen, der mit empörter Hand die Gesetze der Natur

brach, den Tod ohne Schaudern umarmte, und des Urtheils aller Sterblichen spottete; oder ob wir darin die heilloseste Feigheit schmähen sollen, indem der Unglückliche aus Furcht vor Uebeln, die er nicht ertragen konnte, in den Schoos der Verwesung flüchtete.

Verdammung ist unser zweiter Gedanke — Verdammung einer That, die, wir mögen sie auch aus Mitleiden entschuldigen wollen, immer das Gepräge der Abscheulichkeit an der Stirn behält, immer die Brust der Ueberlebenden mit Entsetzen füllt. Ist Mord an Andern ein Verbrechen, wie sollte Mord des eigenen Lebens nicht Verbrechen sein? Er erscheint uns wie ein gräßliches Selbstgericht wegen verübter Unthaten, die vielleicht Niemand kennt, als der allwissende Gott; wie ein vollzogenes Todesurtheil, ausgesprochen von der Verzweiflung des Gewissens. Ein dunkler Schatten fällt durch die ruchlose Hand des Selbstmörders über die Ehre seiner ganzen Familie, die ihn von nun an mit schmerzlichem Gefühl von Scham nur ungern als ihr gewesenes Mitglied nennt. Auf seinem Grabe weint die Liebe und Sehnsucht der hinterlassenen Freunde keine Thräne; sie wenden scheu und schüchtern, mit unwillkürlichem Grausen, den Blick von der traurigen Stätte hinweg, die den zerstörten Leichnam umfaßt, und die Erinnerung der That erschreckt sie nach Jahren noch wie ein Gespenst.

Dies sind die gewöhnlichen Empfindungen und Urtheile beim Tode eines Selbstmörders. Wer könnte sie ganz verwerfen, oder sich ihrer im ersten Augenblicke erwehren?

Aber wenn ich, als Christ, über eine solche Begebenheit nachdenke, scheinen doch noch andere Urtheile stattfinden zu können, und noch andere Gefühle. Zwar die That bleibt immerdar abscheulich, aber nicht immer der Thäter. Zwar er griff, wie ein Aufrührer, in die Rechte des Schöpfers ein, aber wer hat mir Befugniß gegeben, durch ein voreiliges Verdammungsurtheil in die Rechte des großen, allwissenden Richters der Todten einzugreifen? Warum soll ich den Selbstmörder mit meinem Fluch verfolgen? Hat er mich denn beleidigt? Nein — aber er sündigte gegen die Gottheit. Kann ein Sterblicher jemals der Rächer der

Gottheit sein? Hat uns der Ewige seine vergeltende Gewalt gegen die Todten übertragen? Wie, oder weiß ich, daß Gott für sich Rache fordert?

Maße sich kein Sterblicher an, Stellvertreter des höchsten Wesens in seinen Gerichten auf Erden zu sein! Es ist Vermessenheit, die an Verwirrung des Verstandes grenzt. Maße sich kein Sterblicher an, über Werth oder Schuld abgeschiedener Seelen das Urtheil auszufällen — es ist die eitelste und thörichtste aller Verwegenheiten. Denn wer hienieden hat jenen Sonnenblick des Geistes, daß er damit die geheimsten, dunkelsten Tiefen des menschlichen Herzens aufhellen und erforschen könnte? Wer hienieden ist fähig, mit Gerechtigkeit über alle Beweggründe des Menschen zu seinen verschiedenen Handlungen zu sprechen? Und ist dies niemals eines Sterblichen Amt, um so viel weniger liegt es in seiner Einsicht und Macht, Urtheil und Gericht über die Todten zu halten.

Jedes Verdammungsurtheil über den Tod des Sünders ist also vorschnell — ist unerlaubter Leichtsinn — ist selbstsüchtiger Unverstand — ist eine Ungerechtigkeit. Nur der, welcher Herz und Nieren prüfet, nur der Allwissende, welcher Zeuge des ganzen Lebens jedes Sterblichen ist; nur Er, dem alle innern Zustände und Veranlassungen zu den Handlungen der Menschen bekannt sind — nur er weiß, wie viel Schuld oder Unschuld den Gedanken, Entschließungen und Thaten Jedermanns zugeschrieben werden könne.

Es ist ungerecht, die Todten zu verdammen. Und wenn wir Abscheu vor der That des Selbstmörders fühlen müssen, berechtigt uns nichts, ihn selbst zu verabscheuen. Denn wäre er in der That vorher ein geheimer oder öffentlicher Verbrecher gewesen: gibt nicht — wenigstens in einigen Fällen — ein Selbstmord schon ein Zeugniß, daß er die Größe der Schuld erkannte, ihren Folgen unterlag, und nun in dumpfer Verzweiflung und Reue dahinfuhr? Diese verzweifelnde Reue vernichtete in ihm alle andern Vorstellungen, vernichtete seine Besinnung — ließ ihm nur den einzigen Wunsch, daß er sich selbst zerstören und mit eigener Hand aus der Reihe aller Wesen vertilgen könnte.

So überfielen die Nattern der Reue einst auch das Herz des Verräthers Judas, als er sah, wie Jesus zum Tode verdammt ward. Und er brachte das Blutgeld, den Lohn seiner Verrätherei, den Hohenpriestern und Aeltesten wieder und rief: „Ich habe übel gethan, daß ich unschuldig Blut vergossen habe!“ — und warf mit Entsetzen die Silberlinge auf den Boden des Tempels, worauf er — was konnte seine Schuld aussöhnen? — in verzweiflungsvoller Betäubung sich selbst erhenkte. (Matth. 27, 5).

Verrucht war der Hochverrath dieses Jüngers an seinem Wohlthäter und göttlichen Freund, entsetzlich der Selbstmord, mit dem er sich selbst richtete — aber in dieser Verzweiflung wohnte Reue; und Reue ist der erste wiederaufglimmende Funke einer erloschenen Tugend.

Doch, ist denn immer der Selbstmord eine Folge von vorhergegangenen Verbrechen? eine Frucht der geheimen, schrecklichen Reue? Wer darf es behaupten? Wer weiß nicht, daß augenblickliche Gemüthsverwirrungen fürchterlicher Art durch Zerrüttung der Gesundheit entstehen? Wem ist unbekannt, daß Schwermuth und Hypochondrie auch den besten Menschen in eine solche Geistesstimmung versetzen können, wo er zuletzt seiner selbst nicht mehr mächtig ist, und Vernunft und Verstand sich in ihm in solchem Grade verdunkeln, daß er, um seine Leiden zu enden, das Leben endet? Dieser beklagenswerthe Gemüthszustand gleicht dem Rausche von betäubenden Getränken, in welchem sich der Mensch nur düster bewußt ist, was er wolle oder thue. Er gleicht einem Wahnsinn, in welchem der Unglückliche von keiner Vergangenheit, keiner Zukunft weiß; wo Pflichten, Rechte, Rücksichten auf Feinde und Freunde, Gedanken an Ehre, Liebe, Verwandte in Dunkelheit versinken, und ihm nur einzelne Vorstellungen hell bleiben, die ihn zum Handeln bewegen. Er begeht die Handlung, und glaubt bei der Einseitigkeit der ihm übrig gebliebenen Urtheilskraft, ein Recht zu thun. Was er ehemals bei voller Besinnung selbst gräßlich fand, was er sich von sich nie einbilden konnte, ist ihm ein Leichtes. Er kann die Schreckensthat sogar mit Bewußtsein, mit Ueberlegung, mit scheinbarer Ruhe verüben.

Aber dieses Bewußtsein, diese Ueberlegung, diese Ruhe, was

sind sie bei dem Geisteskranken, in welchem alle edleren Rücksichten verschwunden sind, alle Freundschaft für die Lebenden ausgestorben, und selbst der in alle Naturen tief eingewurzelte Trieb zum Dasein daraus erloschen ist? Was ist das Bewußtsein, die Ueberlegung, die Ruhe eines Nachtwandlers, welcher mit einer Sicherheit, die unser Erstaunen erregt, neben den gefährlichsten Abgründen hingeht, ohne von Gefahren zu wissen, oder vor Abgründen zu zittern? Wie der Nachtwandler, wenn er zur vollen Besinnung zurückgekommen ist, selbst mit Entsetzen an die Wagstücke denkt, welche er verschlossenen oder verdunkelten Auges unternahm: so würde auch der Selbstmörder vor seiner That erschrecken, könnte er mit dem Leben auch zugleich einen unzerrütteten Gesundheitszustand des Körpers und einen freien Gebrauch aller seiner Geisteskräfte zurückempfangen.

Wer kann die Todten verdammen? Sie stehen außer unserer Macht. Das Gericht Gottes geht über sie, der kurzsichtige Mensch schweige. Und doch ist diese Verdammungssucht noch unter den Menschen so gewöhnlich, besonders aber gegen die Selbstmörder üblich. Ach, wer weiß denn, was im Herzen der Unglücklichen, was in ihrem Geiste vorging, ehe die schauerliche Verwandlung in ihnen geschah, daß sich die angeborne Todesfurcht in eine unnatürliche Vernichtungsliebe verkehrte? Oft werden noch ihre Leichname auf eine schimpfliche Weise oder an Orten vergraben, die entehrend sein sollen. —— Mensch, der du der Asche des Entseelten die übliche Ruhestätte versagst, um deinen Verdammungsspruch über ihn geltend zu machen — weißt du um Gottes Gericht? Bist du vielleicht nicht ein strenger, blinder Richter, während der Allbarmherzige schon Gnade gehabt über den, welchem du noch flucheſt? Bist du, im vollen Besitz deiner Geisteskräfte, durch dein liebloses Urtheil nicht vielleicht sträflicher, als der beklagenswerthe Unglückliche, welcher sich in einer tödtlichen Betäubung seiner Vorstellungen verging?

Die Strafe aber, welche du, o blinder, kurzsichtiger, unbefugter Richter, über die Asche des Selbstmörders verhängst — kann sie ihn bessern? Eine Strafe aber, die nicht den Zweck hat, den Fehlbaren zu bessern, ist Unsinn oder unmenschliche Rache.

Wer gab dir das Recht zur Rache? Mein ist sie, spricht der Herr: ich will vergelten!

Wie eine jede Empfindung von Rachsucht des Christen unwürdig ist: so ist das Mittel der Rache gegen den Selbstmörder lächerliche Frucht des Unverstandes. Wen wollen die Thoren strafen, an wem Rache üben? Hat der Staub gesündigt, dem sie die übliche Ruhestätte versagen? Nein, der Geist war es, der nun aber, über das Irdische entrückt, in der Gerichtsbarkeit Gottes schwebt. Warum rächet ihr euch an dem Staube, der unschuldig ist, und von euerm Zorn nichts weiß? Straft man auch den Stein, mit welchem man geworfen ward, oder aber denjenigen, dessen Hand ihn warf? Und welche Strafe verhängt ihr? Den Leichnam verscharren lassen an entehrender Ruhestätte? Kann Staub und Asche entehrt werden, oder die Erde den Staub entehren, welchen sie umschließt? Ist nicht die Erde überall des Herrn? Wenn einst, o ihr Thoren, eure Gebeine auf dem Schlachtfelde oder im Grunde des Meeres eine Nahrung der Würmer oder Fische werden: glaubet ihr dadurch euer Leben entehrt?

Es ist ein seltsamer Wahn, zu meinen, daß durch solche Rache oder Strafe andere Menschen vom Selbstmorde abgeschreckt werden können. Ihr könnet nicht mehr thun, als die allen lebendigen Geschöpfen eingepflanzte Liebe zum Leben schon thut. Wer aber zu jener entsetzlichen Gemüthsstimmung, zu jener Betäubung des Geistes kam, daß die Lust des Daseins in ihm erlosch; daß er in der unnatürlichen Todessucht Gottheit und Menschheit, Rechte und Pflichten vergaß; an die Urtheile, an das Schicksal, an den Jammer seiner hinterlassenen Verwandten gleichgültig dachte — dem ist noch gleichgültiger das Urtheil derer, die ihm schon im Leben gleichgültig waren; den kümmert wenig, welchen Platz ihr dem unbrauchbaren Staub geben möget, den er euch hinterläßt.

Auch beweiset es die Erfahrung aller Orten zur Genüge, daß da, wo man den Leib der unglücklichen Selbstmörder wie andere Leichname vergräbt, die Selbstmorde keineswegs häufiger und beliebter werden; noch, daß Verzweiflung und krankhafte zum Selbstmorde geneigt machende Gemüthszustände sich

durch den Gedanken an des hinterlassenen Leichnams Schicksal heilen.

Vielmehr ist die Mißhandlung der Todten, durch welche man sie zu entehren vermeint, schon darum unbillig, weil man dadurch oft das Andenken guter, aber durch augenblickliche Geisteszerrüttung unglücklicher Menschen entweihen kann. Und wahrlich, es ist dem wahren Christen geziemender, lieber das Andenken von zehn Schuldigen nicht zu beschimpfen, als das Gedächtniß eines einzigen Unschuldigen zu entweihen.

Eine Entweihung dieser Art betrübt niemals den Todten; wohl aber die Lebenden, die ihm näher oder entfernter angehören. Es ist grausam, diejenigen, welche durch die Handlung eines Selbstmörders in Jammer und Thränen gestürzt wurden, noch durch öffentliche Schmach zu quälen. Denn nicht die Todten, sondern die überlebenden Freunde und Bekannten trifft der Schimpf. Es ist eine lieblose Härte, die an Unmenschlichkeit grenzt, Personen, welche wegen des großen Unglücks, das sie traf, Mitleid verdienen, noch durch Entehrung eines ihrer Freunde zu kränken, der elend genug war, durch sich selbst untergehen zu wollen. In wahrhaft christlichen Gemeinden sollte daher, schon aus Menschenfreundlichkeit und Schonung der Ueberlebenden, jener Unfug nicht geduldet werden; man sollte die ohnehin Tiefgebeugten nicht durch fruchtlose Unbarmherzigkeit noch tiefer beugen. Wer dies gut heißt, theilt mit dem Selbstmörder eine seiner größten Verschuldungen.

Doch seitdem ein hellerer, christlicher Geist unter den Völkern sich auszubreiten anfing, hat auch der oft erwähnte Mißbrauch sehr abgenommen; man hat gelernt, unglückliche Selbstmörder zu beklagen und ihren Verwandten mit zarter Schonung zu begegnen.

An manchen Orten ist die Mißhandlung der Todten, ihre Entfernung von den gewöhnlichen Begräbnißstätten, ihr Verscharren an einen entlegenen, selten besuchten Platz, nur eine Wirkung finstern Aberglaubens. Der Unwissende, den die Todesart des Unglücklichen mit Entsetzen füllte, und nach dessen Meinung der Verstorbene von Gott ohne Barmherzigkeit verstoßen wird,

bildet sich leicht ein, daß die Seele desselben auf Erden keine Ruhe finden könne. Sie werde also noch auf Erden umherirren, und am liebsten über dem Grabe des Leichnams, von welchem sie sich wider den Willen des Schöpfers eigenmächtig getrennt hat.

Bedarf dieser Aberglaube einer Widerlegung? Wenn die Geister aller Verbrecher zur Strafe ihrer Vergehungen auf die Erde zurückgebannt sein sollten, wie groß wäre die Zahl derselben! Wenn sie dem Auge der Lebenden sichtbar werden könnten, wie allgemein würde ihre Erscheinung sein! Aber wahrlich, es gab der unglücklichen Selbstmörder viele, die ihr Leben tugendhafter durchwandelten, als mancher gekrönte Sünder, als mancher reiche und glückliche Verbrecher, der mit allem Pomp kirchlicher Gebräuche, unter dem Geläute der Trauerglocken, unter dem Geräusche besoldeter Sänger, in feierlicher Begleitung der Menge, den anständigsten Platz unter öffentlichen Begräbnissen empfing. Es starb mancher Selbstmörder, ein Schlachtopfer seiner zerrissenen Gesundheit, der, bis er die unselige That vollbrachte, unschuldiger lebte, wohlthuender handelte, als mancher stattliche Bösewicht, über dessen Asche eherne und marmorne Bildsäulen prangen. Manche verführte Unschuld, die in einer Stunde unbewachter Tugend die Beute eines schmeichelnden, verheißenden Wollüstlings ward, ergriff den allzuraschen Entschluß der Selbstvernichtung, übermannt von Reue, Scham und verzweifelnder Furcht, während der unverrathene, schändliche Verführer ruhig in seinen Lüsten fortschwelgt, und die öffentliche Achtung begehrt und empfängt. Mancher Elende, den das Schicksal der Mittel beraubte, sich und die Seinigen anständig zu erhalten, oder der durch Leichtsinn oder allzuverwegene Bemühungen, Reichthümer zu sammeln, in Armuth und Schulden stürzte, endet in Verzweiflung, während ein schlauer Bösewicht mit Reichthum und Ehre prahlt, wiewohl er Erben um ihr rechtmäßiges Gut betrog, Wittwen bestahl, Waisen übervortheilte, arme Familien durch seinen Wucher in den Staub niederdrückte.

Ach, laßt uns nicht verdammen, nur Gott richtet über die Herzen gerecht! Laßt uns nicht verdammen, denn es ist wohl möglich, daß derjenige, über welchen wir mit stolzer Selbst-

zufriedenheit den Stab brechen, vor Gottes Richterstuhl mehr Barmherzigkeit findet, als wir durch unsere Gesinnungen und Thaten verdienen. Menschen, werdet menschlicher, Christen, werdet christlicher! Und wer Einfluß und Gewalt hat, suche auch da den mildern, weisern Sinn zu verbreiten, wo er leider noch nicht herrscht.

Es dulden, daß mit der Asche unglücklicher Selbstmörder Unfug getrieben, daß sie auf entehrende Weise an beschimpfende Oerter begraben werden, heißt Unmenschlichkeit gegen unschuldige Verwandte begünstigen, heißt die Frechheit menschlicher Verdammungsurtheile über die Todten loben; heißt das Vorurtheil des rohen, bildungslosen Pöbels unterstützen; heißt den finstern Aberglauben einer unwissenden Menge feierlich rechtfertigen, ihm neue Kraft und Bestätigung geben.

42.

Der Selbstmörder.

Zweite Betrachtung.

Röm. 1, 28—32.

Lasset nicht des Grabes Schrecken —
Ach, wie furchtbar sind nicht die! —
Euch zur Heiligung erwecken!
Eilet hin, beschleunigt sie;
Die nur, welche heilig leben,
Werden nicht dem Tod gegeben.

Seht des Heiligen Verklärung,
Seht des Sünders stille Noth!
Denn die Tugend gibt Verehrung,
Doch der Sünder Sold ist Tod.
Höll' und Himmel winken — wähle!
Kannst du wanken, meine Seele?

Noch einmal wende ich meinen Blick auf jenen traurigen Gegenstand, der mich so ernst beschäftigte. Dem Menschenfreunde, dem Weisen, dem Christen ist der Tod des Selbstmörders eine der auffallendsten und schrecklichsten Erscheinungen. Denn dieser Tod ist der Gipfel und Schluß eines unaussprechlichen und unerträg-

lichen Elendes, welches das Nichtsein im Schooße der Verwesung reizender macht, als das Leben. Dieser Tod ist immer die Frucht eines schwarzen Augenblicks, in welchem von dem Sterblichen nicht nur alle Freuden gewichen sind, sondern in welchem ihn selbst die Hoffnung verlassen hat, sonst die treueste Gefährtin des menschlichen Geschlechts! Die Hoffnung, die dem Leidenden sonst Balsam auf die brennendsten Wunden gießt; die den Verurtheilten in die Nacht eines lebenslänglichen Kerkers begleitet; die sich freundlich an das zerbrochene Ruder des Steuermanns setzt, wenn die Wellen des stürmischen Ozeans über ihm zusammenschlagen; die am Krankenbette dem Sterbenden ins gebrochene Auge lächelt, bis sein letzter Seufzer verfliegt!

Wem Menschenglück theuer ist, dem wird die Frage wichtig: Wie kann ein Mensch in solchen Abgrund des Elends versinken, daß ihm selbst sein Leben zum Schmerz wird? — Indem ich mir diese Frage beantworte, würde ich vielleicht die wirksamsten Mittel erfahren, Selbstmorde zu verhüten. Denn diejenigen Mittel, welche man bisher in gutmeinendem Eifer anwandte: Beschimpfung der Leichname, ihr ehrloses Begräbniß und dergleichen, fruchteten doch, wie die Erfahrung lehrt, wenig oder nichts. Wie glücklich würde ich mich preisen, wenn nach Erkenntniß besserer Mittel ich dadurch vielleicht in meinem mir von Gott angewiesenen Wirkungskreise in Stand gesetzt würde, den schwarzen Augenblick der Verzweiflung von Manchem zu verbannen, der ihm nahe steht, oder, ohne es selbst zu glauben, ihm in vollem Laufe entgegen eilt.

Alle in Selbstmord endende Verzweiflung ist schon an sich ein unnatürlicher Zustand des Menschen, ist Wirkung entweder eines zerrütteten Körpers oder eines zerrütteten Geistes. Oft wirken beide Fälle furchtbar zerstörend zusammen.

Die Anlagen des Körpers, Schwermuth des Gemüths zu bewirken, sind Krankheiten, welche oft selbst der erfahrenste Arzt nicht durch seine Kunst heben kann, und schon in der fehlerhaften Verfassung des Leibes, seiner innern und edlern Theile, gegründet sein können. In diesem Fall ist der Körper ein mangelhaftes Werkzeug für die Seele, und diese selbst wird durch ihn in ihren Verrichtungen gehemmt. Oft ist ein solcher körperlicher

Zustand, der zuweilen, bei aller anscheinenden Gesundheit, zu Geistesverwirrungen und zum Wahnwitz geneigt macht, in Familien sogar erblich, wenn nicht dafür gesorgt ward, daß bei Verheirathung der Erwachsenen die Ehe mit Personen geschlossen wird, die des Krankhaften Familie auf keine Art und Weise, auch im entferntesten Grade nicht, verwandt sind. Denn darum untersagen göttliche und menschliche Ordnungen die eheliche Verbindung unter Personen allzunaher Blutsverwandtschaft, damit die Fehler der körperlichen Verfassung nicht fortgepflanzt und durch Fortpflanzung immer größer würden.

Weit öfter aber werden die Anlagen zur Schwermuth *erworben*, als *angeboren*. Sie werden erworben durch eine *naturwidrige Lebensweise*, *welche die Gesundheit des Leibes zerstört*. Dies zu verhüten liegt in des Menschen Macht und im Kreise seiner Pflichten gegen sich selbst. Er soll das Werkzeug als ein Heiligthum ehren, welches der Schöpfer ihm verliehen.

Aber wie soll ich alle jene Ursachen aufzählen, welche die Zerrüttung unserer Gesundheit bewirken! Sie sind zu mannigfaltig und vielfältig. Jede unnatürliche Behandlung des Körpers ist eine Vergiftung desselben. Am meisten wirkt dahin jegliche *Unmäßigkeit*, das heißt, jede allzuanhaltende, vorzugsweise Beschäftigung und Reizung eines einzelnen Theils des Körpers zum Nachtheil der übrigen. So ist es Unmäßigkeit im Essen und Trinken, welche die edeln Verdauungswerkzeuge schwächt, daß sie, gelähmt in ihren Verrichtungen, nicht mehr im Stande sind, gesunde Säfte aus den genossenen Speisen auszuscheiden; daß sie das Blut vergiften, oder die allzusehr gereizten Nerven geneigt machen, leicht und auf schreckliche Art verstimmt zu werden. Daher sieht man Prasser und Fresser frühzeitig an allerlei Uebeln kränkeln; daher die Freunde starker, geistiger Getränke, beim übermäßigen Genuß derselben, frühzeitig an Geistesschwächen leiden. So entspringt jede Unordnung im Innern, welche entweder zu frühem Tode, oder zur Gemüthsverwirrung, oder, wenn schwere Schicksale treffen, den in seiner Kraft gelähmten Geist zum Selbstmord des Leibes hinreißen.

So ist es die thierische Wollust, welche das köstliche Werkzeug des Geistes, den Körper, furchtbar zerrüttet, indem sie die Nerven, durch welche der Geist am unmittelbarsten auf den Leib einwirkt, entkräftet und zerstört. In der That findet man den Selbstmord am gemeinsten in größern Städten, wo die Sittenlosigkeit am meisten im Schwange ist; und unter den Selbstmördern zeigen sich da jene Opfer thierischer Wollust am häufigsten, die, zu schnell erschlafft und abgestumpft, keine Freude mehr empfinden konnten, und, von heimlichen Leiden gedrückt und von einem ewigen Mißbehagen gequält, das Dasein verachten. Denn die Wollust, die den Menschen entmarkt und entnervt, erzeugt mit der Schwächung des Leibes einen Ueberdruß und Ekel an allem Guten und Schönen, eine todte Gleichgültigkeit gegen die reinern Freuden des Daseins und eine desto peinlichere Empfindlichkeit gegen jedes Ungemach, welches, wenn es den Verzärtelten antastet, ihm unerträglich wird. Der geschwächte Wollüstling ist schon in den Jahren, da er in voller Pracht prangen sollte, auf der Stufe, da der hochbetagte Greis steht; er ist lebenssatt, wie dieser, und, was schlimmer noch ist, voller Verachtung seiner selbst. Jene Lebenssattheit, verbunden mit den Unbehaglichkeiten eines zerrütteten Nervengewebes; diese Selbstverachtung, verbunden mit den Foltern eines unreinen Bewußtseins, erzeugen endlich bald die finstere Schwermuth, bald die gefährliche Einseitigkeit von Gedanken, die zum Selbstmorde reizen können.

Sogar — denn jede Unmäßigkeit wird dem Körper Gift — sogar schon eine anhaltend sitzende Lebensart ist hinreichend, die traurigsten Wirkungen hervorzubringen, indem sie die Eingeweide schwächt, Stockungen verursacht, den regelmäßigen Kreislauf der Säfte hindert wodurch mit krankhaftem Druck und Spannung der Nerven schwere Beängstigungen die gemeinste Folge zu sein pflegen. Diese Beängstigungen vermehren sich, je länger die Ursachen derselben fortgesetzt, je weniger Abwechselungen in der Lebensart und körperlichen Bewegung versucht werden. Daher wird bei denjenigen Handwerkern, Künstlern und Gelehrten, welche durch eine beständig sitzende Lebensweise ihre Gesund-

heit zerrütten, ohne dem Körper durch entgegengesetzte Beschäftigungen Erholung zu gewähren, der meiste Hang zur Schwermuth und Schwärmerei angetroffen. Er kann, durch andere traurige mitwirkende Anlässe vermehrt, zuletzt in Verstandesverwirrung übergehen und zum Selbstmord verleiten.

Christliche Aeltern, christliche Erzieher, denen die Bildung der zarten Jugend anvertraut ist, vielleicht geschieht es schon durch eure Sorglosigkeit, daß ihr, ohne es zu wollen, ohne es zu vermuthen, Selbstmörder erziehet. Eure Wachsamkeit hätte sie retten können, hätte sie retten sollen in jenen Tagen, da die jungen Menschen noch aller guten Eindrücke fähig waren. Lehret sie das Kleinod der Gesundheit als ein Heiligthum ehren, und daß nur in einem gesunden Körper ein gesunder Geist wohnen könne. Lehret sie früh jede Unmäßigkeit, das heißt, jede allzuanhaltende Reizung oder Beschäftigung eines Theils ihres Körpers meiden, die immer auf Unkosten anderer Theile zu geschehen pflegt. Nur durch harmonische Ausbildung aller Theile entsteht Harmonie und regelmäßige Wechselwirkung aller Theile des Leibes. Lehret sie abwechseln im Genuß der Speisen und Getränke, daß sie keiner Art mit verwöhnter Lüsternheit einen Vorzug geben; lehret sie abwechseln mit der Ruhe und Bewegung, daß weder übertriebene Anstrengungen, noch erschlaffende Trägheit und Einförmigkeit ihre edlern Leibesvermögen lähmen. Lehret sie früh in allen Dingen die goldene Mittelstraße lieben, zwischen dem Zuviel und Zuwenig wandeln; denn eben dies ist's, was dem Ungestüm der Jugend gewöhnlich das Schwerste ist; und eben diese Verschmähung weiser Mittelbahn ist's, was den frühesten Stoff zu Krankheiten oder zu vorherrschenden gefährlichen Neigungen und Leidenschaften erzeugt. Am meisten verwahret sie vor jeglicher Verweichlichung; nur Uebung der Kräfte vermehrt die Kräfte; nur wer gewohnt ist, jeder Witterung, dem Uebel aller Zeit Trotz zu bieten, dem schaden die Stürme des Lebens nicht, und nicht die Entbehrungen, welche er leiden muß. In Städten und Ländern, wo Verzärtelung und Ueppigkeit daheim sind, begegnet ihr auch den häufigsten Krankheiten. Unter einem abgehärteten Volk, dem Sitteneinfalt heilig ist, wo weder das Bei-

spiel noch der Reiz zur Wollust gemein ist, gehören kränkliche Menschen zu den Seltenheiten; Selbstmörder sind unbekannt. Wie mag ein gesunder Geist in einem kräftigen Körper, der die Unannehmlichkeiten des Tages ruhig besteht, Unlust am Leben fühlen, das der Freuden so viele bietet? Nur der Entnervte, der durch Verzärtelung allzureizbar Gewordene, der mit Wollüsten Uebersättigte und durch Vergeudung seiner Kräfte Abgestumpfte mag zuletzt das Leben eine Bürde heißen.

Also mögen kränkliche Umstände des Leibes oft zu unnatürlichen Geistesstimmungen Anlaß geben; aber auch der Geist hat, unabhängig vom Körper, seine Krankheiten, die ihn, bei schrecklicher Entartung, zum Wahnwitz und Selbstmord, und bei weitem öfter noch als jene durch den Körper entsprungenen Uebel, leiten.

Alle solche von dem Gesundheitszustande des Leibes unabhängigen Geisteskrankheiten bestehen aber in der übermäßigen Werthschätzung gewisser irdischer Annehmlichkeiten. So ist Unmäßigkeit in den Handlungen der Seele folglich nicht minder gefährlich, als Unmäßigkeit in Rücksicht des Körpers ist.

Unter den irdischen Glücksgütern, welche für den Menschen vorzüglichen Reiz haben, stehen Schönheit, Reichthum und Ehre obenan.

Die Schönheit verführt den Menschen zu einer übermäßigen leidenschaftlichen Liebe gewöhnlich in jenem Alter, wo der Geschlechtstrieb am regesten, und die Einbildungskraft am mächtigsten ist. Daher werden durch sie gewöhnlich nur junge Leute das traurige Opfer. Die Werthschätzung einer geliebten Person artet in diesem Alter um so leichter in zerstörenden Wahnsinn und zum Selbstmord aus, je feuriger da noch der Drang des Blutes, je merkbarer da noch das Gefühl wachsender Kräfte, und je geneigter da noch des unerfahrne Gemüth ist, allen Hindernissen die Stirn zu bieten. Die leidenschaftliche Liebe, wie jede Leidenschaft, ist an sich selbst schon eine Art Wahnsinns. Es ist nicht die Schönheit des geliebten Gegenstandes, sondern die eigene träumerische Vorstellung und Erhöhung derselben im Gaukelspiel

der Einbildungskraft, was die Leidenschaft nährt und den Wahnsinn hervorbringt, und zuletzt Leben und Tod gleichgültig macht.

Es gibt kein Mittel, das Erwachen einer heftigen Geschlechtsliebe zu hindern — denn die Natur selbst weckt den Trieb — aber es gibt Mittel, die Entartung solcher Empfindungen zu verhüten, und das wirksamste aller Mittel liegt in einer weisen Erziehung.

Es liegt darin, daß man dem jungen Menschen schon frühzeitig die ehrwürdigsten Angelegenheiten der Menschen am theuersten macht. Ehrfurcht vor der Gottheit, Liebe zur Gottheit, religiöse Ausübung unserer Pflichten und die erhabene Bestimmung des unsterblichen Geistes sei ihm das Heiligste. Wurden diese Gedanken, diese Gefühle frühzeitig, schon von den Kindheitstagen an, in ihm vorherrschend gemacht: so werden sie auch in der gefährlichen Stunde, mitten durch den Sturm empörter Leidenschaften, ihre Stimme hören lassen, und den verirrten Geist zu seinen eigenen Gesetzen zurückrufen. Es wird eine höhere Liebe, als die Geschlechtsliebe, ihre Rechte immer geltend machen; es wird das dankbare Andenken an Aeltern und theure Verwandte die wilden Ausbrüche der Leidenschaft mildern.

Ein anderes Mittel, welches die Erziehung darbietet, liegt in der vorsichtigen ersten Behandlung junger Leute, welche von Natur schon eine lebhafte Einbildungskraft erhalten haben. Alles, was die Einbildungskraft besonders reizt und nähret, zum Nachtheil anderer Seelenvermögen, ist dem phantasiereichen Kinde gefährlich. Beschäftiget vorzugsweise seinen Verstand, seine Urtheilskraft, seinen Scharfsinn, sein Gedächtniß. Die Uebung dieser Gemüthseigenschaften wird das Ueberhandnehmen des Einbildungsvermögens am kräftigsten beschränken, ohne es darum zu tödten. Entfernt euer Kind von allem dem, was die Phantasie auf irgend eine Weise erhitzen kann: Erzählungen aller Art, die allzulebhafte Theilnahme erwecken; Bücher, welche nur Werke der Phantasie sind, Schauspiele, Romane, Gedichte, welche statt der wirklichen Welt eine eingebildete geben und die Vorstellung für Gegenstände erhitzen, die nirgends als in Träumen vorhanden sind.

Die meisten Selbstmörder aus Liebe, so wie diejenigen, welche

durch solche Leidenschaft den Gebrauch ihres Verstandes gänzlich einbüßten, geriethen in dieses Unglück durch eine übermäßige Ausbildung und Reizung ihrer Einbildungskraft zum Nachtheil anderer Seelenkräfte. Nur harmonische Entfaltung aller Seelenvermögen, so daß die edlern (Urtheilskraft und Scharfsinn) die vorwaltenden, die geringern hingegen (Einbildungskraft, Gedächtniß, Empfindsamkeit) die untergeordneten und gehorchenden sind — nur solche harmonische Entfaltung begründet die Gesundheit der Seele dauerhaft.

Eben so viele Selbstmorde, als die ungeregelte Leidenschaft der Geschlechtsliebe und die dadurch überspannte Einbildungskraft verursachte, hat auch die übermäßige Werthschätzung des Reichthums veranlaßt. Schon Unzählige, die sich dem Laster des Geizes ergaben, legten Hand an ihr Leben, wenn sie durch irgend einen bedeutenden Verlust ihres zusammengescharrten Vermögens nun die ganze Mühe ihres Lebens vereitelt sahen, oder in die verzweiflungsvolle Furcht geriethen, ihre Tage im Elend hinschleppen zu müssen. Wer Geld und Gut nicht um des Gebrauches willen liebt, welchen man davon für sich und Andere machen kann, sondern diese Schätze um ihres Selbstes willen liebt, sie nicht als Mittel, sondern als Zweck hoch ehrt, für die es allein der Mühe werth ist, zu leben, der verdient geizig genannt zu werden. Die übertriebene, an Wahnsinn grenzende Hochachtung des Reichthums ist eine krankhafte, einseitige Richtung des Geistes — eine Abstumpfung der Gefühle für alles Edlere im Leben, und endet daher oft, bei Unglücksfällen, mit Hinwegwerfung des Lebens oder mit Verrücktheit.

Gewöhnlich wird zu dieser einseitigen Geistesrichtung ebenfalls schon in der Jugend der Grund gelegt, indem Aeltern und Erzieher entweder selbst dem Kinde eine zu hohe Vorstellung vom Werth des Reichthums beibringen, ihm denselben als einen Hauptzweck des Lebens darstellen, es nicht lehren, denselben durch weisen Gebrauch nur als ein nützliches Mittel zu betrachten — oder, wenn sie zu wenig auf die Neigung manches Kindes achten, welches am Einsammeln und Aufbewahren glänzender Kleinigkeiten, an fruchtlosem Sparen ein ganz besonderes Wohl-

gefallen findet, und den meisten Schmerz äußert, wenn es, um Andern Freude zu machen, von seinem kleinen Eigenthum mittheilen soll. Ja, die Thorheit der Erzieher bestärkt wohl noch zuweilen das Kind in diesem engherzigen Sinn, in diesem kleinlichen, eigennützigen Hang der Sparsucht und des Vielhabens, indem man es mit Lobsprüchen beehrt und aufmuntert, und dagegen den Leichtsinn und die verschwenderische Freigebigkeit Anderer als Laster nebenanstellt. O wie viele unvorsichtige Erzieher legten durch ihre Unachtsamkeit schon den Grund zum lebenslänglichen Elend eines künftigen hartherzigen, golddürstigen, für alles Gemeinnützige und Gute, zu dem er beitragen sollte, gefühlloſen Geizhalses! Wie viele Aeltern erweckten durch tadelnswerthes Lob im Kinde jene übermäßige Werthschätzung irdischen Gutes, welche den Mann nachher zur Verzweiflung und zum Selbstmorde riß!

Am allergemeinsten aber ist unter den Ursachen des Selbstmordes der falsche überspannte Ehrgeiz.

Allerdings soll uns die Hochachtung unserer Mitmenschen theuer sein; je mehr Liebe und Achtung uns umringt, je größer ist unser Wirkungskreis, je tiefer treten wir gleichsam ins Leben selbst ein. Allein das Streben nach Ehre hat eine falsche Richtung genommen, sobald uns mehr an dem gelegen ist, was die Leute von uns sagen, als an der Tugend selbst, derentwillen wir Achtung fordern könnten; unser Streben ist falsch, sobald wir die Ehre selbst zum Hauptzweck und nicht zu einem Mittel machen, wodurch wir um so wohlthätiger wirken können, je mehr Menschen Vertrauen in uns setzen; unser Streben ist falsch, wenn wir in Dingen Ehre suchen, die zufällig, aber weder Eigenschaften unsers Geistes, noch unsers Herzens sind. In diesem Augenblick beginnt die Verkehrung der Begriffe, die Verwirrung des Verstandes. Nicht das Amt, nicht die hohe Stelle kann einen Mann ehren, sondern er soll durch seine Tugenden das Amt ehren und glänzender machen. Nicht der Reichthum kann und mag den Besitzer ehren, sondern der Eigenthümer soll seinen Reichthum durch den weisen Gebrauch ehren, welchen er davon macht. Der Weise und Tugendhafte, wenn er von den bürger-

lichen Ehrenstellen verdrängt wird, ist darum nicht minder ehrwürdig, mag ihn auch der Pöbel verkennen; der Böswicht oder Unwissende im hohen Amt ist nicht minder verächtlich, mag sich auch der Schmeichler kriechend vor ihm beugen. Der edle Mann, wenn er verarmt, ist darum nicht minder edel und geachtet, mag er gleich nicht durch Glanz die Augen der Gaffer auf sich ziehen. Der Niederträchtige oder Thor ist in der Fülle großen Reichthums darum nicht minder verächtlich, mag ihn auch das Heer feiler Schmarotzer umgaukeln.

Nur Herz und Geist adeln, nur Verdienst und Tugenden sind ehrwürdig. Wer sich durch Amt und Würde allein geehrt fühlt, und nicht in das, was er im Herzen und Geiste werth ist, den höchsten Preis des Lebens setzt, sondern in das, was die Leute von ihm halten, was ihm Menschengunst, Glücksspiel und Zufall geben, der eilt mit verirrten Begriffen falschen Zielen nach, und je leidenschaftlicher, je näher dem Untergang.

Raubet einem solchen, dem das Urtheil des blinden Haufens das höchste Gut, die Gottheit seines Lebens ist, einen Theil oder das Ganze seines Vermögens, — nehmet ihm seine bürgerliche Würde, sein Ordensband, nehmet ihm die Achtung seines Geburtsortes und Aufenthaltes, weil er sich durch irgend einen Fehltritt schuldig machte: und er wird mit dem Verlust seiner Gottheit das Leben ferner zu besitzen verschmähen; er wird Selbstmörder, weil er wahnsinnig an verkehrten Begriffen hing.

Wie viele Opfer schlachtete schon der falsche Begriff von Ehre, die Furcht vor dem ungünstigen Urtheil der Leute! Und wer mag es läugnen, daß auch diese schrecklichen Schauspiele durch unzweckmäßige Erziehung verursacht sind, da man Kindern wichtiger machte, auf das, was die Leute sagen würden, zu achten, als auf das, was Gott und unser Bewußtsein uns von uns selbst sagen!

Jeder falsche Begriff, jeder Irrthum, wenn er lange genährt und wirksam auf unsere übrigen Vorstellungen und Handlungen wird, ist Keim und Anlage zu einer Gemüthskrankheit. Jeder Widerspruch gegen das Wahre, jede Verletzung der einfachen Naturordnungen bringt Zerstörung und Untergang.

Gott, ewig und ehern und heilig sind Deine Ordnungen, schauderhaft die Wirkungen, welche aus einer Empörung wider dieselben entspringen. Laß mich Wahrheit suchen in allen meinen Wegen, und in Eintracht wandeln mit Deinen Gesetzen! Laß mich beständig eingedenk sein, daß dieses Leben nur dann seinen höchsten Glanz vor uns entfaltet, wenn wir den wahren Werth unsers Daseins mit Klarheit einsehen; daß aber die höchsten Güter dieses Daseins nicht das Irdische sind, sondern was ewig und unsterblich in dem unsterblichen Geiste lebt: Weisheit, Tugend, Seelenadel!

Mit Ernst will ich über mich wachen, daß keine andere Lust in mir mächtig werde, als die, nach Deinen Gesetzen zu leben. Nur Du, Allerheiligster, Du bist mein Gott, und ich will keinen andern Gott neben Dir anerkennen; nicht Sinnentand und Sinnenkitzel, nicht Schönheit, nicht Ruhm, nicht Pracht. Nur Du bist mein Gott, nur in Dir ist mein Reichthum, mein Ruhm und das Glück meines Lebens!

43.

Todtenerscheinungen und Ahnungen.

Luk. 24, 39.

Messias kam. — Die falschen Weisen
Verschwanden! Gott, Dich muß man preisen,
Der Du uns Deine Wahrheit gibst!
Doch wem — wem gabst Du Deine Rechte?
Dem wankelmüthigsten Geschlechte.
Das ist es, das so sehr Du liebst?
Kaum aus der Nacht hervorgezogen,
Verachtet Deine Welt ihr Glück,
Und hält, gleich einem losen Bogen,
Und fällt in ihre Nacht zurück.

Sie läßt sich Deine Wahrheit rauben:
Jahrhunderte voll Aberglauben!
Voll Gräu'l! für die Vernunft voll Hohn!
Entweiht klagt die Religion.
Der Wahn von Juden und von Heiden
Muß sich in Christi Lehre kleiden,
Und — wehe! — triumphirt noch heut
Mit Jesu Wort und Licht im Streit!

Es gehört zu den Seltsamkeiten unserer Tage, daß nicht nur unwissende Leute, von mangelhafter Erziehung, falsche Vorstellungen von den Eigenthümlichkeiten und Kräften der Natur haben, sondern die in mancherlei Dingen große Kenntnisse und Geschicklichkeiten erworben haben mögen, welche in die thörichtsten Vorurtheile der unwissendsten Zeitalter, in die längst und mit Recht verspotteten Aberglauben aller Art wieder eintreten.

Dies rührt, wie es scheint, wohl vornehmlich daher, daß Manche, welche in ihrem Eifer für Licht anfangs zu weit gegangen waren, auch hin und wieder eine gesunde Aehre unter die Spreu geworfen und Alles und Jedes, was ihr Verstand nicht begriff, was mit ihren Naturkenntnissen nicht ganz übereinstimmte, für Irrthum und Aberglauben erklärt hatten. Dadurch wurde Andern wieder die Arbeit solcher, welche Aufklärung verbreiten wollten, sehr verdächtig. Wo Verdacht einkehrt, wandert das Zutrauen aus. Man hielt das Verworfene nachmals für wichtig genug, neu aufgehoben zu werden. Man prüfte von

neuem, und je nachdem einzelne solcher Prüfer eine lebhafte, zu Schwärmereien geneigte Einbildungskraft, einen reizbaren Nervenbau hatten, oder nicht, nahmen sie von ungeistlichen und altvettelischen Fabeln, vor welchen Paulus (1. Tim. 4, 7.) warnt, mehr oder weniger in ihren Glauben auf.

Eine andere Quelle dieses Uebels scheint auch die zu sein, daß es heutiges Tages leichter ist, als vor Zeiten, seine eigenen Meinungen durch Druckschriften schnell zu verbreiten. Es schreiben nun Viele über Dinge, worin ihnen gründliche Kenntnisse abgehen, Bücher, deren ganzes Verdienst oft nur in der Anmuth der Schreibart und der Wahrscheinlichkeit besteht, mit welcher sie ihre Einbildungen und Muthmaßungen auszuschmücken wissen. Da nun aber der größte Theil von denen, die solche Schriften lesen, weder Scharfsinn genug hat, Trugschlüsse der Schriftsteller zu zerstören, noch Kenntniß und Erfahrung genug besitzt, Träumereien zu widerlegen; da ferner in jedem Menschen die geheime Neigung zu Allem lebt, was den Reiz des Wunderbaren führt: so kann man sich leicht erklären, wie der Glaube an Gespenster, Geistererscheinungen, Hexerei, Kobolde, Ahnungen und dergleichen nicht nur im unwissenden Volkshaufen, sondern selbst unter vielen Personen, die einen bessern Unterricht genossen, mehr oder minder herrschend bleibt.

Es ist bekannt, daß schon die Juden zur Zeit unsers Erlösers Jesu Christi vielen solchen Aberglauben von den Heiden aufgenommen hatten, mit denen sie, als Nachbarn, im täglichen Verkehr standen, oder unter deren Herrschaft sie, wie z. B. in Zeiten der babylonischen Gefangenschaft, gestanden waren. Die Juden waren damals selbst den heidnischen Römern als ein äußerst abergläubisches Volk bekannt und verächtlich. Christus fand bei den Juden den Glauben an Erscheinungen und Gespenster, an Umherwandeln von mancherlei Teufeln, denen sie verschiedene Namen gegeben hatten, üblich. Wollte er mit ihnen reden, wollte er sich ihnen verständlich machen, so mußte er nothwendig in der Sprache, in der üblichen Vorstellungsart dieses in Unwissenheit gerathenen Volkes reden. — Weil in der heiligen Schrift, selbst in den Reden Jesu, die Vorstellungsart der Juden aufgenommen worden

ist, nicht als wahrhaft, sondern als üblich: so hat dies in spätern Zeiten Manchen verleitet, das, was die Juden von den Heiden erlernt hatten und glaubten, oder das, was bei ihnen in ihrer Art zu denken üblich war, auch für wahrhaft zu halten.

Solche Arten des Irrthums auszurotten, überließ Jesus, Gottes Sohn, der Kraft seiner hohen Lehre, vor welcher einst solche Traumgestalten schwinden würden, wie die Nachtschatten vor der aufgehenden Sonne. Menschenlehren läutern sich selber. Denn auch bei dergleichen Wahn kann man ein frommer, tugendhafter Mensch sein und in seinen Gesinnungen wohlgefällig vor Gott. Ohnedem hat jedes Zeitalter seine Schwächen und Lieblingsirrthümer, die so lange behauptet werden, bis sie durch bessere Einsichten verschwinden. Jesus führte sein hohes Lehramt nur drei Jahre. In so kurzer Frist hatte er unendlich erhabenere Dinge zu vollbringen. Er unterschied die Irrthümer des Verstandes, die an sich niemals Sünde sind, von den Verirrungen des Herzens. Von diesen letztern wollte der Messias die Menschheit befreien, und sie zu Gott zurückleiten. Daher eiferte er mehr gegen die Sünden der Welt, als gegen die mangelhafte Kenntniß der Natur und ihrer Kräfte. Er liebte daher die Kinder, weil sie noch rein von den Lastern und bösen Gewohnheiten der Erwachsenen sind, ungeachtet der kindliche Verstand arm an Erfahrungen, noch reich an Irrthümern ist.

Heutiges Tages, da wir seit Jesu Tagen eine Erfahrung von beinahe zweitausend Jahren mehr haben, ist der Glaube an Gespenster, Kobolde, Hexen, Zaubereien, Teufelsbündnisse, Bannungen böser Geister ziemlich verschwunden. Er erhält sich nur noch bei den Aermsten und Niedrigsten im Volke, die keine Gelegenheit hatten, in guten Schulen bessere Erkenntniß zu sammeln, und solche Fabeln von ihren unwissenden Verwandten hörten. Denn die ersten Christen waren ja entweder Juden oder Heiden. Als diese die Lehre vom Kreuz annahmen, vergaßen sie darum nicht die Mährchen der Vorwelt. Sie behielten ihren Aberglauben, gegen welchen die Lehrer der Religion weniger, als gegen die herrschenden Sünden oder gegen Abgötterei predigten. So

pflanzte sich denn, doch immer abnehmend, der Aberglaube von Kindern zu Kindeskindern bis auf unsere Zeiten fort.

Am häufigsten glaubt man wohl unter uns noch an die sichtbaren oder fühlbaren Wiedererscheinungen verstorbener Personen. Man glaubt daran, ungeachtet von allen jetztlebenden Menschen keiner ist, der das Glück gehabt hat, einen abgeschiedenen Freund aus dem Reiche der Geister zurückkehren zu sehen. Um sich auch nur die Möglichkeit solcher Wiedererscheinungen darzuthun, erdichtet man neue Mährchen von einem besondern Aufenthaltsorte der Seelen nach dem Tode, ehe sie von Gott gerichtet sind. Man läßt sie bald unter der Erde, bald in der Luft wohnen. Aber wer hat diesen Träumern solche Offenbarungen gebracht? Oder wer hat von ihnen das Schicksal des Geistes gesehen, wenn er von seiner irdischen Hülle getrennt ward? — Kein Sterblicher. Dies ist das Geheimniß Gottes, des liebenden Vaters. Aber wahrlich, er weiß seinen Kindern, den Geistern der Verstorbenen, wohl edlere, würdigere Beschäftigungen nach dem Tode ihres Leibes, als sie zwecklos umherfahren zu lassen, die Ruhe und Glückseligkeit einiger Lebenden zu stören. — Und wenn man auch vielerlei Erzählungen von wiedererschienenen Verstorbenen gesammelt hat: so sind diese Erzählungen in sich selbst schon unwahrscheinlich; meistens von Leuten, welche sich durch eine allzulebhafte Einbildungskraft selbst betrogen, oder in Furcht und Schrecken Dinge sahen, die gar nicht vorhanden waren, oder etwas, das sie wahrnahmen, ganz anders auslegten, als es im natürlichen Zusammenhange der Dinge lag.

Was den Glauben an das Wiedererscheinen verstorbener Personen noch besonders begünstigt, ist die dem Menschen eigene, natürliche Furchtsamkeit, besonders im Dunkeln. Diese Furchtsamkeit äußert sich schon in den ersten Kindestagen, wo man noch keine Vorstellung von Gespenstern hat. Jeder Mensch, und somit auch das Kind, hat vor allem Fremdartigen eine wohlthätige Schüchternheit. Im Dunkeln aber wird, wegen des höchstdürftigen Lichts, das auf die umstehenden Gegenstände fällt, Alles undeutlich, verworen, ungewöhnlich. Selbst das Bekannteste gewinnt ein anderes Ansehen. So erschrickt das Gemüth leicht.

Man glaubt sich unsicher. Die Einbildungskraft sieht die Gefahr größer, als sie ist. Man hat im Leben so wunderbare Gestalten nie gesehen, als hier sich in der Dämmerung zu bilden scheinen. Man wird geneigt, sie für etwas Ueber- oder Unterirdisches zu halten. Die Erinnerung an die Todten, deren Anblick immerdar für die lebensbegierige Menschennatur etwas Schauderhaftes hat, erwacht, und das Gespenst oder die Erscheinung eines Verstorbenen ist sogleich gemacht.

Es wäre nicht nöthig gewesen, daß noch verschmitzte oder schadenfrohe Leute, welche von der Schreckhaftigkeit Anderer Nutzen ziehen wollten, hinzugekommen wären, um durch kecke Betrügereien und Vermummungen die Furchtsamkeit der Abergläubigen zu vergrößern. Sie ist es schon genug durch sich selbst.

Diese Furchtsamkeit wird leicht auf die Kinder fortgepflanzt, besonders durch künstlich-grausenhafte Erzählungen. Die ersten Eindrücke auf jugendliches Gemüth und Gedächtniß sind bekanntlich die tiefsten und bleibendsten. Daher sind gar oft selbst betagte, einsichtsvolle Leute, wenn sie auch fern von allen Thorheiten des Aberglaubens sind, nicht immer im Stande, sich des Grauens und einer unwillkürlichen Bangigkeit zu erwehren vor Dingen, an deren Dasein sie nicht glauben können. So tief haftet in ihnen das, womit man in Kinderjahren ihre Einbildungskraft in Schrecken gesetzt hat.

Da nun solche Furchtsamkeit vor eingebildeten Uebeln in der That oft Freuden, Frieden, Ruhe und heitern Genuß des Lebens stört, ist es christliche Pflicht, sie auf jede Art zu vermindern. — Auch Jesus Christus, unser Aller Meister, unterließ es nicht. Als er nach seiner Auferstehung zu seinen Jüngern trat, die ihn noch im Grabe glaubten, und sich vor ihm entsetzten, weil sie glaubten, er sei ein Geist, widerlegte er ihnen die Thorheit ihrer abergläubigen Gedanken mit wenigen Worten. „Was seid ihr so erschrocken," sprach er zu ihnen, „und warum kommen solche Gedanken in eure Herzen? Sehet meine Hände und meine Füße. Ich bin es selber. **Fühlet mich und sehet! — Denn ein Geist hat nicht Fleisch und Bein, wie ihr sehet, daß ich habe.**" (Luk. 24, 38. 39.)

Man kann nichts durch die Sinne wahrnehmen, als das Sinnliche, Irdische. Der Geist des Menschen aber ist ganz das Entgegengesetzte vom Irdischen und Körperlichen. Wie kann man nun sehen das, was unsichtbar, und fühlen, was unfühlbar ist? Es fehlt nicht an Träumern, welche, im vollen Widerstreit mit Jesu Worten, den Geistern abermals einen Körper erdichten, wie der menschliche gestaltet. Aber wer hat ihnen die Offenbarung gegeben? Noch mehr, sie geben solchen luftigern Körpern sogar, menschlicher Weise, ein Gewand und Kleid, als wenn sich unser Linnen- und Wollenzeug, oder unsere Kleidersitte auch im Reiche der Geister befände. Es ist ein Beweis von der erstaunenswürdigen Schwäche und Leichtgläubigkeit des menschlichen Verstandes, an solchen sinnlosen und sich selbst widerlegenden Fabeln nur einen Augenblick lang Geschmack zu finden.

Aber, Dank sei es den Fortschritten der gesunden Vernunft, Dank sei es den sich immer verbessernden Unterrichtsanstalten für die Jugend, Dank den immer heller werdenden Einsichten in die Natur und derselben Kräfte: jene Traumbilder des Aberglaubens werden mit Recht schon von den meisten Christen verlacht und verworfen.

Dahingegen erhält sich der Glaube an Ahnungen von Sterbenden, an Vorherverkündigungen gewisser Begebenheiten der Zukunft, allgemein.

Allerdings läßt sich nicht läugnen, daß wir in Erforschung der Naturgeheimnisse noch Lehrlinge sind, und daß wir Manches, was uns unbegreiflich scheint, nicht eben deswegen gänzlich hinwegläugnen müssen. Wir wissen jetzt z. B., daß die menschliche Seele, die sich zu ihren Werkzeugen im Irdischen besonders der Nervengeflechte bedient, auch über die Nerven hinaus empfinden kann. Wir wissen, daß in gewissen Zuständen von Nervenkrankheiten der Mensch erhöhtes Vermögen besitzen kann, entfernte Dinge wahrzunehmen, die Meilen weit von ihm getrennt sind. Wir wissen, daß bei einem zerrütteten Nervenzustande manche Personen auch mit festgeschlossenen Augen sehen, bei geschlossenen Gehörwerkzeugen hören können. Wir haben die Beispiele von den sogenannten Nachtwandlern, welche bei festem Schlafe ihres Lei-

des Dinge verrichten, die sie im wachenden Zustande ihres Leibes nicht auszuführen im Stande wären. Hier zeigt sich also ganz offenbar eine Wirksamkeit der Menschenseele, ganz unabhängig von ihren äußern Sinnen. Aber eigentlich sind es ja auch nicht die Augen, welche sehen, die Ohren, welche hören, sondern die Seele ist's, welche sieht und hört und wahrnimmt durch die Nerven, die sich über die ganze Oberfläche des Leibes ausbreiten, und am meisten gegen die Sinnenwerkzeuge des Geruchs, Gefühls, Gehörs, Geschmacks und Gesichts verdoppeln. Man weiß sogar, daß es Nervenkrankheiten gibt, in welchen ein Gesunder dem Kranken gewissermaßen von seiner Lebenskraft mitzutheilen fähig ist, und daß er, je mehr von seiner Lebenkraft in den Kranken übergegangen ist, dadurch eine Art von Macht erhält, bloß durch seinen Willen und Gedanken den Willen und Gedanken des Kranken zu beherrschen.

Die unzweifelhaften Erfahrungen bestätigen also die Möglichkeit einer engen Verbindung, einer Einwirkung der Seelen auf Seelen, ohne Dazwischenkunft körperlicher Hilfsmittel. Und in so fern ist auch das, was wir Ahnungen, Vorherverkündigungen und dergleichen mehr nennen, wohl etwas Gedenkbares.

Allein alle jene unzweifelhaften Erfahrungen haben uns nichts Anderes bewiesen, als daß die menschliche Seele, in gewissen Krankheiten, ein erhöhetes Wahrnehmungsvermögen besitzt, nicht aber, daß sie eine Kraft hätte, auf Körper außer ihrem Leibe zu wirken. Die Seele ist geistigen Wesens, und auf Körper kann sie nur vermittelst ihres eigenen Körpers wirken. Folglich ist von solchen vermeinten Ahnungen nichts zu halten, und eben so wenig von Vorherbedeutungen gewisser Schicksale, wenn die Zeichen davon uns irdisch oder körperlich erscheinen. Seelen wirken nur sich mittheilend auf Seelen; Körper nur sich mittheilend auf Körper; Geister nur sich mittheilend (durch die Sprache) auf Geister. Ohne Körper aber ist auch keine hörbare Sprache möglich.

Wer sich also rühmt, Ahnungen gehabt zu haben, kann sie nicht außer sich gehabt und gesehen, sondern im Innern seiner Seele empfunden haben. Und wenn sich dieselben nun auch nicht

gänzlich verwerfen lassen, bleibt doch unmöglich, immer genau zu erkennen, welche Empfindung Ahnung gewesen sei und welche nicht. Denn der Wechsel der Gefühle im Menschen ist zu schnell und vorübergehend, als daß er fähig sein könnte, sich darüber deutlich Rechenschaft zu geben. Wir werden uns in dem, was wir für Ahnungen und Vorherkündungen ansehen, tausendmal täuschen, ehe wir einmal richtig sehen. Es geschieht auch gewöhnlich, daß die, welche eine Ahnung gehabt zu haben glauben, es erst hinterher erkennen, wo ihnen die Vorherkündung nicht mehr, weder zum Guten noch Bösen, etwas frommen kann. Denn das ist der Wille des Herrn: der Sterbliche soll nicht das Zukünftige vorhersehen, damit er desto harmloser und freier handle, nicht aus Furcht und Schrecken, sondern aus inniger Liebe zu Gott und Menschen.

Darum ist es Pflicht, weder auf sogenannte Ahnungen und Vorzeichen viel Acht zu haben, noch ihnen einen besondern Werth beizulegen. Denn theils würden wir uns dabei nur allzuoft mit Einbildungen täuschen, theils weniger aus wahrer Gottesfurcht und Nächstenliebe, als aus Eigennutz und Besorgniß handeln. Noch größere Pflicht aber ist es, alle schreckhaften Bilder der Einbildung und die eitle Furcht vor Erscheinungen abgeschiedener Geister von uns zu verbannen. Denn Christus Jesus, der Göttliche, hat uns die Unmöglichkeit solcher Erscheinungen an sich selbst dargethan. Seine Worte zu den erschrockenen Jüngern sagten nichts Anderes, als: Wäre ich ein Geist, so würdet ihr mich wahrlich nicht sehen und nicht fühlen.

Um sich der thörichten Fabeln und der eiten Furcht vor denselben ganz zu entschlagen, auf daß damit nicht länger die innere Zufriedenheit, die Gesundheit des Körpers, die häusliche Glückseligkeit gestört werde, ist es am zweckmäßigsten, derselben nie zu gedenken; und wenn sich unwillkürlich solche Gedanken aufdrängen, alsbald Zerstreuung zu suchen. Man denkt erst, was man fürchtet; und was man fürchtet, pflegt man dann erst zu sehen. — Die bloße Entwöhnung von einem Gegenstand ist oft hinreichend, uns ihn fremd und unser Urtheil über ihn unbe-

fangener und sicherer zu machen. So lange man durch Furcht bewegt wird, ist jedes Urtheil unzuverlässig.

Nicht minder wichtig ist es, daß wir nicht alsbald jeden Vorfall, den wir auf der Stelle zu erklären unfähig sind, einer übernatürlichen Ursache zuschreiben. Denn wir haben zahlreiche Beweise, daß Begebenheiten, welche höchst wunderbar schienen, und selbst einsichtsvolle Menschen in Erstaunen setzten, zufällig erst lange Jahre nachher auf die natürlichste Weise erklärbar und begreiflich geworden sind. Wer in Allem, was ihn befremdet, sogleich Einmischung oder Spiel höherer Wesen oder Wunder sieht, setzt sich der Gefahr aus, mit Recht wegen Unverständigkeit oder Unerfahrenheit getadelt zu werden, und wirkt mit seinem Wahn nachtheilig auf schwache Gemüther und unwissende Personen.

Daher ist jedem Christen wichtig, besonders auf die Behütung der Jugend vor den falschen, abergläubischen Mährchen Acht zu haben. Es ist Pflicht, Kindern früh Muth und Zuversicht einzuflößen; ihnen alles Wunderbarscheinende so natürlich zu erklären, als man dazu fähig ist; von Allem, was sie erschreckt hat, das Schreckbare hinwegzuziehen, daß sie in Zukunft beherzt, getrost und vorurtheilsfrei einherschreiten, des Nachts wie am Tage. Vor allen Dingen vermeide man, ihnen in den ersten Lebensjahren von Hexen, Gespenstern, Todtenerscheinungen und andern Erdichtungen des furchtsamen Aberglaubens hören zu lassen; man verbiete dem Gesinde, ihnen je von solchen Thorheiten zu erzählen; man verbiete ihnen, auch nur im Scherz durch irgend ein Schreckensbild Angst und Furcht einzuflößen. Wer solches thut, macht sich schwerer Verantwortlichkeit schuldig, denn er legt den Keim zu vielerlei spätern Uebeln und Selbstpeinigungen in das zarte, jugendliche Gemüth. Und kann es endlich nicht länger vermieden werden; erfährt ein Kind durch unvorsichtiges Geschwätz von den albernen Erfindungen des Aberglaubens: so sollen wir, wie Jesus Christus seinen Jüngern gethan, durch einfache Beweise die Nichtigkeit solcher Einbildungen darthun.

Wie viel Irrthum ist in der Welt noch wider der Menschen Willen! Wer nun wissentlich Irrthum verbreitet, ist er nicht ein

Mörder an der Vollkommenheit der Geister auf Erden? — Gott ist der Vater des Lichts und der Wahrheit; lasset uns ihn ehren durch Verbreitung der Wahrheit und des Lichts! Amen.

44.

Guter Name nach dem Tode.

Jes. 26, 19.

Wenn wir unsern Lauf vollenden,
Wenn wir unsre Seele nun
Uebergeben Deinen Händen,
Bald in Deinem Schooße ruh'n:
Ach, dann werde unser Name
Hier noch manches Guten Same,
Werde nicht, gleich unserm Staub,
Früh des Todes eitler Raub.

Wenn nicht Haß und Neid mehr kränken,
Mißgunst längst geschwiegen hat,
Werde unser Angedenken
Noch ein Keim zu guter That!
Werd' auf seinen Pilgerwegen
Noch des Enkels schöner Segen,
Und in unserm Siegerkranz
Eine Perle voller Glanz!

Einsame Gräber! ihr stillen, niedrigen Bewahrungsörter zerbrochener Seelenhüllen, ihr geheimnißvollen Hügel, deren Gras die Thränen der Wehmuth so oft benetzten — wer wendet aus der Ferne den Blick zu euch hinüber, oder wer wandelt neben euch hin, ohne von einer ernsten Empfindung durchschauert zu werden!

Gern betrachte auch ich euch. Nicht aus banger Furcht, daß vielleicht auch einst in den Reihen eurer stummen Bewohner mein Leichnam ruhen werde, — nicht aus Schwermuth und um den Empfindungen geheimer Leiden ungestört nachzuhängen — nicht aus Lebensmüdigkeit betrachte ich euch gern: sondern weil es der Seele des Christen wohlthut, in euch die untergegangene Wirk-

lichkeit zu sehen, und von euerm Staube empor mit verklärtem Blick in das Ewige zu schauen.

Hier ruhen Alle! Dahin kam zuletzt mit allen seinen Anstrengungen der Habsüchtige, und eine Hand voll Erde genügt ihm, die ihn deckt! — Dahin der weichliche Müßiggänger, dem die zartesten Kissen einst zu hart waren; er liegt wohlgebettet in des Bodens Schoos! — Dahin der Unzufriedene, der nie mit seinem Schicksale ganz zufrieden sein konnte; nun klagt er nicht mehr, so wenig er auch hat! — Dahin der Ehrbegierige, der nie hoch genug steigen, der nie weit genug herrschen konnte; die weite Welt war ihm sonst zu enge, jetzt ist ihm das enge Grab weit genug!

Wußten sie denn nicht in ihrem Leben, daß hieher zuletzt ihr Gang führen würde? War das also das Ziel ihrer Sorgen, Arbeiten und Lasten, die sie trugen? — Was ist ihnen doch von allen ihren Schätzen, die sie zusammenwucherten, geblieben; von der Schönheit, mit der sie in der Jugend prangten; von der Geschicklichkeit ihrer Kunst und Gelehrsamkeit; von den prächtigen Tüchern, mit denen sie ihren Leib behingen? — Staub und Asche!

Hier ruhen Alle! — Hier seit Jahren, dort seit Jahrhunderten! — Ich gedenke schaudernd der Todten aller Zeiten. Gott, wie viele waren unter denselben, welche sich Deiner Gnade würdig erwiesen, die ihre Bestimmung auf Erden erfüllten, die ganz das waren, was sie hätten sein sollen und sein können? — Und wir leben noch; sehen die Aschenhügel der Todten aller Zeiten; ihr Staub weht um unsern Fußtritt — wir leben noch: aber was sind wir? Vor uns liegt das endliche Ziel alles Irdischen; wir wissen es, aber was sind wir? — Ist es uns ein größerer Ernst mit dem Gedanken an Benutzung unserer edleren Kräfte? Streben wir nach Heil und Adel unsers unsterblichen Geistes thätiger, rastloser, als die Todten, welche vor uns entschliefen? Wehe, soll auch von uns zuletzt nicht mehr als von ihnen übrig bleiben — Staub und Asche?

Hier ruhen Alle! — Wer weiß noch von ihnen; wer gedenkt noch derer, die hier noch vor einem Jahrhundert, oder nur vor

fünfzig, und vor zehn Jahren ins Grab gesenkt wurden? Keiner! Ach, vielleicht weinten damals zärtliche Aeltern in das Grab des ihnen zu früh entschlummerten Lieblings, und ihre Thränen vertrockneten, und sie starben bald selbst, und ihr Staub mischte sich zum Staub des Kindes — wer weiß von ihnen? — Hier jammerte damals im Wittwenschleier die trostlose Gattin; hier die in die Welt hinausgestoßene Waise am Sarge des treuen Vaters; hier der Freund um den Freund, die Schwester um die Schwester! — Und Alle, die um die Verschwundenen weinten, sie verschwanden selbst nach kurzer Zeit, und Andere klagten um sie, wie sie um die Frühern geklagt hatten. So ging ein Jahrhundert vorüber, wie ein Schattenspiel; eine Gestalt zog der andern nach. Wer kennt sie und weiß noch von ihnen? — Aber Deine Todten werden leben, o Gott, und mit dem Leichnam auferstehen. Wachet auf und rühmet, die ihr lieget unter der Erde: denn Dein Thau ist ein Thau des grünen Feldes, aber das Land der Todten wirst Du stürzen. (Jes. 26, 19.) Und hat die Welt ihrer vergessen, die vor uns waren, Du, Herr, hast ihrer nicht vergessen. Du hast sie gezählt und geliebt, und Deine ewige Liebe ist das Leben der Todten.

Wie Mancher leidet und trauert noch hienieden, und ist trostlos, als wäre der Schmerz und das Leben endlos! — Ist denn dieser Traum des Glückes, der euch gestört ward, einer Thräne werth? — Was habet ihr des Guten verloren, das euch nicht wieder aufblühen könnte, wenn ihr es mit Weisheit pfleget? — Oder was habet ihr unter den Sternen eingebüßt, das euch nicht nach einer flüchtigen Trennung jenseits wieder erscheinen könnte? — Auch die geliebteste Seele, die vor euch hinüberging in die Gefilde der Vollendung, ist nur eine kurze Zeit von euch entfernt, — ihr Entfernen sollte euch aufwecken von der sinnlichen Betäubung, sollte euch erinnern an eure höhere Bestimmung. Wie lange habet ihr noch zu leben bis zur Wiedervereinigung? — Zehn oder vierzig Jahre? Es sind vierzig Augenblicke. — Ihr sehet wehmüthig den Vorangegangenen nach — aber Deine Todten leben, o Herr!

Wie Mancher lebt darauf hin, harmlos um Tod und Ewig-

keit! Er sorgt nur für den Augenblick. Er hat keinen Gedanken, als wie er sich kleiden und nähren, wie er Ehre einsammeln, oder sich Vergnügen schaffen will. — Er hat sein ganzes Dasein auf die kleine Reihe von Stunden zwischen Wiege und Sarg beschränkt, als wohnte in seinem Leibe kein erhabeneres, unvergängliches Etwas, das zu größern Ansprüchen berechtigt wäre.

Fern, wie jene fruchtlose Traurigkeit, sei dem christlichen Gemüth dieser gefährliche Leichtsinn, der den Tod des Leichnams zugleich zum Tod der Seele macht! — Ich will leben, — leben nicht für mich, für die Welt, für das Ewige; ich will mehr: auch leben will ich für die Tage auf Erden, da mein Staub von den Lebenden nicht mehr gesehen wird. Nur das vollste, vielfachste Leben des Geistes in allen Beziehungen ist der höchste Schatz des Geistes, welcher sich nach Jesu Sinn gebildet hat.

Mancher spricht: wenn ich einst todt bin, was kann mir dann noch das Urtheil der Menschen gelten? Was hilft es mir, daß mein Name noch von den Lebenden gepriesen wird? Oder wie kann es mich da betrüben, wenn sie mich vergessen? Ich weiß von ihnen nichts mehr; nun, so ist es gleichviel, ob denn auch noch Einer, oder Niemand sei, der von mir wisse!

Freund, hast du nie an der Brust eines Geliebten geruht? Hast du niemals die Seligkeit empfunden, geliebt zu werden? — Und, wenn du von dem Herzen getrennt wurdest, welches dir theuer war: gab dir nicht der Gedanke an den Abwesenden, und die Gewißheit, er gedenke dein, auch wenn er dich nicht sehe, ein unnennbar angenehmes Gefühl? — War es, und ist es dir gleichgültig, eben so bald, als du von Freunden abwesend bist, von ihnen vergessen zu sein? — So auch nach deinem Tode. Wem es genügt, nur so lange geliebt zu werden, als er gegenwärtig ist, hat nie wahrhaft geliebt. Wem es genügt, einen guten Namen zu haben, so lange er bei Menschen wohnt, hat die Herrlichkeit der Tugend nie erkannt.

Siehe, noch nach Jahrtausenden verehrt das menschliche Geschlecht dankbar das Andenken großer und guter Sterblichen, die durch irgend eine erhabene Handlung die Wohlthäter ihrer Zei-

ten, oft selbst der Nachwelt geworden sind. Noch nennt man Moses, den Retter Israels, mit Ehrfurcht; noch verherrlicht David den Herrn der Welt mit seinen Psalmen in tausend Tempeln verschiedener Religionen; noch preisen wir der ersten Jünger Jesu Weisheit und Muth; noch rühmen wir die Standhaftigkeit und Macht der Wahrheit in der Leidensgeschichte aller ihrer Märtyrer. Längst ist ihr Staub verweht, ihre Grabstätte unkenntlich geworden — aber sie leben noch, diese Todten, unter uns; sie wandeln noch in unserm Andenken; sie preisen Gott und die Wahrheit noch mit unsern Lippen! Sie athmeten vor Jahrtausenden; aber sie sind noch heute nicht ganz gestorben.

Wenn deine Seele erglühte bei den Erzählungen von den Thaten deiner Vorfahren; wenn du vernahmst, wie sie für ihren Glauben muthig Wohlfahrt und Leben verschmähten; oder für Vaterland und Thron freudig in den Sturm der Gefahren hinaustraten; oder für die Freiheit ihrer Mitbürger edelmüthig das Blut ihres Herzens vergossen — wenn dann ein heiliger Schauer durch dein Gebein drang, oder eine Thräne der Rührung unwillkürlich dein Auge verdunkelte: war es dann auch gleichgültig in dir, ob du ihnen gleichest oder nicht? War es dir gleichgültig, ob auch du nach deinem Tode segnend unter den Menschen fortleben und fortwirken würdest, oder nicht?

Nein, das gewährt uns freilich im Grabe keine Wollust mehr, was der Sterbliche über demselben zu unserer Ehre spricht; aber die Hoffnung, unter unsern Lebensgenossen und Enkeln durch das, was wir im Leben gethan, nach dem Tode segnend fortzuwirken, erhebt schon vor der Sterbestunde unser Herz, und läßt uns gewissermaßen unsere Gottverwandtschaft empfinden.

Freilich irdischer Ruhm ist ein zweideutiges Gut, und nie des Ruhmes willen sollen wir das Gute thun. Aber unter allen Arten wahrer Ehre ist noch diejenige die uneigennützigste, auf welche wir erst nach unserm Tode Anspruch machen, und von der wir im Leben nicht genießen oder belohnt werden wollen. Wer für die Tage lebt und aussäet, da er selbst nicht mehr ärnten kann hienieden, liebt wahrhaft das menschliche Geschlecht, und liebt es mehr als sich selbst. So Jesus Christus. Er ging, so lange

er irdische Lüfte athmete, im Stande der Dürftigkeit umher. Er that wohl, ihm selten Jemand. Er säete die segenvollsten Saaten, aber er ärntete nie. Er gab Liebe, und murrte nicht, wenn ihm Haß zurückgegeben ward. Aber er lebte und lehrte nicht bloß für die, welche zugleich mit ihm auf Erden wandelten, sondern für die spätesten Weltalter. So wirkt er nun noch segnend unter uns durch sein himmlisches Wort. So lebt und webt er noch in uns und Jeder von uns in ihm.

Und aus diesem Beispiel des göttlichen Vorbilds erkenne ich, daß es allerdings auch des Christen Pflicht sei, *für einen guten und rühmlichen Namen nicht nur für die Zeit des Lebens, sondern auch für die Zeit nach dem Tode zu sorgen.*

Wer nur liebt, so lange er geliebt wird; wohlthut, so lange ihm vergolten werden kann; für Andere sorgt, so lange sie für ihn sorgen: der ist ein Selbstsüchtiger, welcher eigentlich nur sich und sonst Niemanden liebt. Seine Tugend ist bezahlt. Er stirbt: seinen Lohn hat er dahin!

Wer nur Ruhm sucht, so lange er davon Nutzen beziehen kann; wer mit schönen Gesinnungen und Handlungen Pracht treibt, als wäre die Tugend ein gemeines Mittel der Eitelkeit und Gefallsucht; wer zuletzt, wenn er öffentlich nur als ein Rechtschaffener geehrt wird, sich seine geheimen Sünden verzeiht, und unbekümmert darum ist, ob seine Schande nach dem Tode bekannt werde oder nicht, genug, wenn sie nur während seiner Lebenstage verdeckt und unverrathen bleibt, — o der ist kein Christ, sondern ein niedriger Heuchler. Ihn richtet freilich nicht die Welt mehr, daß er's vernimmt; er fühlt es freilich nicht mehr, wenn man auch seinen entseelten Leichnam mißhandeln würde: aber er hat sich selbst gerichtet, sich selbst den Stab gebrochen für die Ewigkeit.

Ein guter Name nach dem Tode ist die köstlichste Erbschaft, welche wir unsern Nachkommen, unsern Kindern hinterlassen können. Unglücksfälle jeder Art können ihnen das Vermögen rauben, welches wir für sie ersparten — denn sind wir noch die Wächter desselben, wenn wir nicht mehr sind? Oder haben wir Bürgschaft, daß wir selber nicht schon vor unserm Ende durch mancherlei un-

erwartete Umstände den größten Theil desjenigen verlieren, was wir von irdischen Glücksgütern mühsam erworben hatten? — Aber Hochachtung, welche wir den Lebenden für uns einflößten, und welche dann erst erhöhter und lauter zu werden pflegt, wenn unser Erdenlauf vollendet, unsere Thatenrechnung abgeschlossen ist; wenn der Haß bei unserm Sarge mitleidig verstummt und der Neid nicht mehr lästert, weil er nichts mehr zu begehren findet — diese Hochachtung wird ein Segen für die Erben unsers Namens. Wer denselben spricht, gedenkt dann unser und sucht in unsern Enkeln uns die Liebe zu erweisen, die er dem Verstorbenen nicht selbst mehr an den Tag legen kann.

Da ist's, wo das Wort der heiligen Schrift in schöne Erfüllung übergeht: Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser. Da ist's, wo das Wort des Herrn sich groß erwahrt, welches einst vom Sinai herab dem auserwählten Volke Jehovens erscholl: Denen, die meine Gebote halten, will ich wohlthun bis ins tausendste Glied.

Wehe, was fruchten den Nachkommen alle Reichthümer, alle Ehren, welche du ihnen hinterlässest, wenn der Name deines Geschlechts nicht segenvoll, sondern fluchwürdig zu ihnen überging! — wenn an deinem hinterlassenen Gute böse Erinnerungen kleben, und die Sündlichkeit und Schande der Aeltern noch den Kindern zum geheimen Flecken wird! — Wie manche weiland berühmte Familie ging durch die Lasterhaftigkeit ihrer Stammglieder unter! Wie oft mußte sich nicht der Sohn verbergen oder in schmachvoller Dunkelheit dahin leben, um der Vergehungen des Vaters willen! Schrecklich rächt sich jedes Verbrechen in den Geschlechtern der Sterblichen bis ins dritte und vierte Glied. (2. Mos. 20, 5.)

Ein guter Name nach dem Tode umgibt uns gleichsam mit einem doppelten Leben. — Denn nicht nur dauert und wirkt unser Geist in höhern und glückseligern Welten fort nach vollbrachtem Erdenlauf, sondern auch auf Erden, wo er verschwand, bleibt er wirksam, von allen bessern Menschen geliebt und unvergessen. Wer kann sich eine himmlischere Wollust denken, als die aus dem Gedanken quillt: Es ist möglich, daß ich dereinst, wenn nun mein Auge bricht, in zwei verschiedenen Welten Liebe und Segen

finde! — Liebe und Segen nach langen Zeiten noch auf Erden, von dannen ich gegangen bin; Liebe und Segen in den seligen Gefilden der Ewigkeit, wohin ich komme.

So gleicht der Geist des wahren Christen in der Todesstunde dem Freude und Wohlsein verbreitenden Gestirn des Tages. Der Nachglanz seiner Tugenden entzückt noch, wenn er nicht mehr ist, wie uns die Abendröthe der Sonne noch erfreut, wenn sie schon lange untergegangen ist, um andere Weltgegenden mit ihrem Lichte zu beleben. Was wir Abendröthe nennen, begrüßen entferntere Länder jenseits der Weltmeere als Erstlingsstrahl einer neu aufgehenden Sonne. So leuchten die Tugenden des Gerechten ihm durch die Ewigkeit voran, und Engel jauchzen frohlockend dem Bruder entgegen, inzwischen Sterbliche ihm Zähren der Bewunderung und Wehmuth nachweinen.

Und sollte dieser Gedanke Täuschung sein? Wie? die Ewigkeit hätte kein redendes Gefühl, mit welchem sie den Verklärten empfinge, während doch die irdische Welt noch Thränen hat, mit welchen sie den Scheidenden segnet? — Sollte hienieden die Tugend höher gelten, als droben, wo sie ihren Lohn erwartet? — Nein, der Schmerz hienieden um den Lohn des Gerechten ist mit dem Entzücken der Seligen dort, um seinen Empfang, verknüpft. Im Hause Gottes, meines Vaters, wohnt nur eine Familie, und dort und hier ist das Heilige, Gerechte die Wonne Aller!

Und vielleicht — o wer ahnet, welche Seligkeiten der Allbeseligende uns vorbehalten hat? — vielleicht wird es dort eine unserer Freuden, hinabzublicken auf den ehemals von uns bewohnten Stern der Erde, und in den Verkettungen der menschlichen Schicksale die Wirkungen unserer eigenen Thaten anzustaunen! — — Doch hinweg mit diesen kühnen Vermuthungen von Möglichkeiten! Gott wird geben, Gott wird ordnen! Mein Streben aber hienieden sei, des Höchsten würdig zu sein; mein Sehnen, auch noch nach dem Tode durch das Andenken meiner Tugenden und Verdienste wohlthätig auf Erden zu wirken.

Und du wirst es können, wenn dein Wollen Ernst ist.

Darum meide jeden Tag das Böse, welches dich in der Erinnerung der Menschen verhaßt machen kann, weil du jeden Tag

sterben kannst. Eine einzige schwarze That wirft einen langen Schatten über dein Leben hin; aber starbst du unter wohlverdienter Verachtung deiner Mitbürger, so reicht der dunkle Schatten deiner Schande weit über dein Grab hinaus.

Ordne jeden Tag dein Hauswesen also an, daß du es, wenn du plötzlich von der Welt schiedest, ohne Reue und mit Ruhm verlassen könntest. Es ist das irdische Pfund, welches dir Gott verlieh, damit wohlthätig zu wuchern; nicht etwa Schätze auf Schätze zu häufen, sondern sich und Andern damit das möglichste Gute zu stiften. Wer aber sein Hauswesen in Unordnung und Verfall gerathen läßt, beweiset, wie wenig er die Mittel achtete, welche ihm Gott gab, und wie wenig er derselben würdig gewesen sei. — Ordne dein Hauswesen also, daß du jeden Tag, jede Nacht das Zeitliche mit dem Ewigen vertauschen könntest, ohne durch dein Absterben Andere in Nachtheil, Schaden und Verwirrung zu bringen; oder daß du sie durch unbezahlte oder nun unzahlbar gewordene Schulden noch in der Todesstunde um ihr gerechtes Eigenthum betrügen müßtest. — Ordne dein Hauswesen; versorge, so weit du kannst, deine Angehörigen, deine Kinder und Freunde mit den nöthigen Mitteln, daß sie, auch ohne Beihilfe, ein anständiges, ehrbares, nützliches Leben führen mögen, wenn du nicht mehr bist. Darum, wenn du vor der Zukunft der Deinigen zitterst, habe den Muth, mit dem Streben eines redlichen Fleißes die Tugend der Sparsamkeit zu verknüpfen: es wird dir gelingen; Gottes Segen wird das Uebrige hinzuthun.

Mehr noch, als um Glücksgüter, sorge um eine vortreffliche Erziehung deiner Kinder und Pfleglinge. Nicht was du an ihren Leib verwendest, sondern was du ihrem Geiste thust, ist die schönste und unzerstörbarste Wohlthat. Die Geschicklichkeiten, die Kenntnisse, welche sie durch deine Fürsorge erwerben, werden sie mehr als Geldsummen und angesehene Verbindungen schätzen, die du ihnen hinterlässest. Die liebenswürdigen Eigenschaften, die Redlichkeit des Gemüthes, der religiöse heilige Sinn, welche du ihnen durch Lehre und Beispiel einflößest, werden ihnen, auch wenn du nicht mehr bei ihnen sein kannst, mehr Herzen gewinnen, als alles Gold der Welt. Dies hat die Erfahrung so tausendfach bewährt,

und dennoch irren der Blinden noch immer unzählige in ihrem Wahne dahin.

Aber nicht deine Blutsverwandten, nicht deine Kinder allein müssen dein Andenken ehren. — O, dies ist zu wenig für sie selbst! — Willst du nach deinem Tode noch einen Schutzgeist für sie gewinnen? Du kannst es! — Gehe und mache deinen Namen durch viele rechtschaffene Thaten allen Menschen, die dich kennen, ehrwürdig. Nicht dadurch erwirbt sich nach dem Tode der segenbringende gute Name, daß man keine Feinde nachläßt, oder daß uns eigentlich keine Vorwürfe wegen grober Vergehungen gemacht werden können; sondern dadurch, daß wir im Leben nach allen Seiten hin so viel Liebes und Gutes thun, als wir vermögen. Wem man zwar nichts Böses ins Grab nachrufen, aber auch nichts Gutes nachloben kann, der stirbt unbemerkt dahin. Er wird nirgends vermißt, überall bald vergessen. Er hinterließ freilich keinen bösen Ruf, aber er hatte für keinen guten Namen gesorgt.

Diesen zu gewinnen, müssen wir durch Güte des Betragens, durch Treue, Ehrlichkeit und musterhaften Wandel die allgemeine Achtung, durch Dienstbeflissenheit und Bescheidenheit die allgemeine Liebe, durch nützliches Wirken für Einzelne, wie für Alle, die allgemeine Dankbarkeit erwecken. — Mache dir dankbare Gemüther in allen Zeiten, an allen Orten, und du wirst, wenn dich ihnen der Tod rauben sollte, der allgemeine Verlust. Dich werden die Hilflosen rufen, wenn du fehlst; dich wird selbst der Mund der Undankbaren verherrlichen, denen an deinem Grabe zu spät die Reue die Hand reicht! Du hast einzelne Fruchtkörner in dein Leben ausgestreut; deine Kinder, deine Enkel werden davon Garben binden können. Umringt von der öffentlichen Achtung um deiner Verdienste willen, wird ihnen das Gute noch zuströmen, selbst wo ihr eigenes Verdienst mangelt. — Und das bist du, dessen Segen über dein Haus noch waltet, wenn du es nicht mehr bewohnst. Das bist du, den Blutsfreunde und Fremdlinge noch hienieden wie einen verschwundenen Engel rühmen, während in bessern Welten dich ein Seraph als seinen jüngern Bruder umarmt.

Ja, o Gott, Deine Todten werden leben; sie leben hier und droben; sie wirken segenreich in beiden Welten, nach Deinem Ebenbilde. O möchte auch ich es können! Wäre auch ich für die Ewigkeit ein freudig aufgehendes Gestirn, wenn ich ein untergehendes für diese Erde bin!

O beneidenswürdiges Loos des guten Christen, dem hienieden die fromme Dankbarkeit nachweint, droben die treue Liebe der Frühverklärten entgegenjauchzt — sei du mein Loos! Wie ein Schatten verschwindet daneben alles Andere, was Glück genannt wird.

Nach diesem Ziele, Vater im Himmel, laß mich ringen, und durch meine stillen Tugenden das höchste Entzücken, welches eine irdische Brust bewegen kann, mit dem Entzücken der Ewigkeit verknüpfen. — O wie elend, der hier stirbt, ohne daß ihm ein zärtliches, dankbares Herz nachklagt, ohne daß ihm dort ein freudiges Willkommen höherer Wesen entgegentönt!

45.

Von Weissagungen.

Sirach, 34, 5—7.

Verhüllet ist, was unser harrt,
In finst'rer Nächte Schleier;
Nur in dem Raum der Gegenwart
Blickt unser Auge freier.
Wohl ist in uns auch höh're Kraft,
Die Raum und Zeit nicht binden;
Doch trüglich ihre Wissenschaft,
Das Künft'ge zu ergründen.
Nur Dir, o Gott, ist's offenbar,
Nur Deine Macht erkennet,
Was ist, was werden wird, was war,
Was nie ein Auge nennet.
Du siehst, o Urquell alles Lichts,
In allen Finsternissen,
Und Erd' und Himmel haben nichts
Verborg'nes Deinem Wissen.

Daß der Mensch unter den mannigfaltigen frohen und bangen Schicksalen seines Lebens auch wohl gern den Blick in die Zu-

kunft hinauswirft; daß er die ihm verborgenen, so hochwichtigen Räthsel noch unerlebter Tage gern enträthseln möchte — wer wollte ihm dies verargen? Nein, es ist keine Sünde, wenn der Leidende denkt: wie werde ich aus meinem gegenwärtigen Drangsal erlöset werden, und ist es noch möglich, daß jemals für mich ruhige, sorglose Tage erscheinen? — Nein, es ist auch keine Sünde, wenn die Mutter liebend und fürchtend auf ihr Kind sieht, und nun die Fernen der Zukunft erforschen und fragen möchte: Aber wird dieser Liebling, dessen erste Tage mir so viel Sorgen, Thränen und Schmerzen gaben, einst glücklich sein? O welchen Schicksalen geht er denn entgegen? Und wenn ich einst gestorben sein werde, ach, wer wird dann mein Kind so lieben, so wahr, so uneigennützig, so treu lieben, als ich? — Nein, es ist dem sorgenden, thätigen Manne verzeihlich, der zum Besten seiner Familie oder seines Vaterlandes Unternehmungen beginnt, die er selber zu beenden nie hoffen kann, wenn er bang in die dunkle Reihe einstiger Jahre hinsieht, und Fragen an das Verhängniß richten möchte, über endlichen Erfolg seines Werkes, ob es Gedeihen und Segen über die Seinigen bringen werde; oder ob es vielleicht durch Vernachlässigung, Verkünstelung oder Bosheit der Menschen entarten, oder sogar zum Verderben der Nachkommen gereichen dürfte.

Aber wenn dieser Wunsch, das Künftige zu wissen, wirklich zur entschlossenen Begierde wird; wenn diese Begierde zur Leidenschaft wird, daß sie sogar den Menschenverstand verdunkelt, und der Wißbegierige sich zu seiner Beruhigung endlich selbst betrügen helfen, aus mancherlei zufälligen Erscheinungen das verborgene Schicksal deuten möchte: dann wird die Wißbegierde zum Aberglauben, zum Wahnsinn, zur wirklichen Sünde. Denn Sünde ist es doch wohl, wenn sich der Sterbliche von einer unsinnigen Begierde, von einer ungeduldigen Hoffnung, von einer unmäßigen Furcht in solchem Grade berauschen läßt, daß er seine eigene ihm von Gott verliehene Vernunft beseitigt, und eigenmächtig an die Stelle derselben Spiele von Zufällen und Umständen setzt, die eigentlich mit dem, was er wünscht, oder mit den Ereignissen künftiger Zeiten gar keinen Zusammenhang haben. Es ist ein

ähnlicher Unsinn, wie jener, der, weil Gott unsichtbar ist, sich Gottesbilder macht, um sie statt des lebendigen Gottes anzubeten und zu verehren.

Es ist allerdings wahr, daß sich der sündliche Aberglaube, die Zukunft durch Traumauslegungen, durch den Flug der Vögel, durch Beobachtung der Sterne, durch Aufschlagen der Bibel, durch Kartenlegen, durch Niederschlag und Satz von Getränken, durch bedeutungsvoll sein sollende Zahlen, durch Ereignisse an gewissen Tagen und andere Spielereien zu errathen, überhaupt sehr vermindert hat; dazu trug sehr viel die Aufklärung des Volks, durch Erweiterung der Wissenschaften, und verbesserter Schulunterricht bei. Aber doch ist auch nicht zu läugnen, daß bei Personen höherer und niederer Stände noch immer ein fast unglaublicher Grad der Unwissenheit und folglich auch des Aberglaubens zurückblieb; daß noch heutiges Tages es weder an listigen Betrügern, noch an schwachen Betrogenen fehlt, die an Wahrsagungen Geschmack finden. Ja, es ist nicht zu läugnen, daß selbst viele Personen von sonst vortrefflichen Verstandesgaben, Personen, welche sorgfältigere Erziehung genossen, und die auf Kenntnisse und Aufklärung nicht ungegründeten Anspruch machen, noch heutiges Tages von jenem Aberglauben, der immer die Zukunft enträthseln will, nicht lassen können.

Viel mögen dazu gewisse Vorstellungen und frühe Eindrücke beitragen, welche man in den ersten Kinderjahren empfing, und die man nicht sogleich wieder los werden kann; die immer wieder kommen, ob man sie gleich selber verspottet und sich ihrer schämt. Dann ist auch in jedem Menschen ein unvertilgbares Wohlgefallen an dem Wunderbaren, ein Ueberneigen zum Glauben an dasselbe. Es hängt diese Neigung gewiß mit unserm religiösen Sein zusammen, welches, sich selber ein Geheimniß im Weltall, das hohe Unerklärliche wahrnimmt, und fühlt, menschliche Vernunft sei allzubegrenzt, um Alles zu fassen, um, wie man sagt, natürlicherweise zu erklären.

Weit mehr aber noch, als alles dies, machen Armuth, Liebe, bedrängte Verhältnisse und alle Umstände der Leidenschaften abergläubig, welche mit großen Besorgnissen oder Erwartungen er-

füllen. Da wird der Zustand banger Ungewißheit für das Gemüth oft unerträglich. Die Seele möchte Entschlüsse fassen, und kann es nicht, weil der Verstand nicht ausreicht, die möglichen Folgen des allfälligen Entschlusses zu berechnen. So wird der Mensch geneigt, es dem Zufall zu überlassen, das Loos zu befragen oder andere Dinge, welche ihm der Augenblick in den Weg wirft, als Stimme und Deutungen des Verhängnisses anzusehen.

So unschuldig dies nun auch oft zu sein scheinen mag, ist es doch immer eine Selbstverläugnung der Vernunft; der Geist thut Verzicht auf die ihm von Gott verliehene Kraft, und beschließt, sich von Etwas leiten zu lassen, das mit seinen Wünschen und Entwürfen durchaus außer Verbindung steht — das heißt, er beschließt, wenigstens für einen Augenblick lang, wahnsinnig zu werden. Und wenn dergleichen kindisches Treiben auch wohl das eine wie das andere Mal sehr unschädlich zu sein scheint, bleibt doch unmerklich davon Manches im Gemüth hangen, und gibt unserer Denkart und Handlungsweise allmälig eine abergläubische Richtung. Es ist aber in der Welt nichts Fehlerhaftes, was nicht auch spät oder früh nachtheilige Wirkungen, das heißt Selbststrafen, herbeigeführt.

Am wenigsten geziemt es dem Christen, sich freiwillig abergläubischen Enträthselungsversuchen der Zukunft, Wahrsagungen, Traumdeutereien, dem Glauben an geheimnißvolle Bedeutung von Zahlen und dergleichen Thorheiten hinzugeben. Eine solche Verzichtleistung auf gesunden Menschenverstand ist zugleich Abwerfung des kindlichen, festen Vertrauens auf Gottes Liebe, Weisheit und väterliche Führung. Die heilige Schrift eifert ernst dagegen. Eigene Weissagung und Deutung und Träume sind nichts und machen doch einem schwere Gedanken! spricht das Buch des weisen Sirach. (34, 5 — 7.) Und wo es nicht kommt durch Eingebung des Höchsten, so halte nichts davon. Denn Träume betrüben Leute, und fehlt denen, die darauf bauen.

Es ist nicht ferner nöthig, daß ich mir beweise, die Sucht der Wahrsagung sei sündlich, noch weniger, daß sie oft die betrübtesten Folgen für den Sterblichen gehabt hat. Wichtiger wird

für mich, darüber nachzudenken, wie ich bei mir selbst, wie in den Meinigen das Aufsteigen solcher abergläubischen Neigungen verhüte. Und kein zweckmäßigeres Mittel kann es dagegen geben, als ruhige Ueberlegung, welchen Werth Weissagungen jeder Art an sich selbst haben mögen.

Denn es kann doch nicht ganz geläugnet werden, daß auch Weissagungen sowohl in alten als in neuen Zeiten in Erfüllung gegangen seien. Wo ist denn nun die Grenzlinie zwischen glaubwürdigen und unglaubwürdigen Vorhersagungen? Wenn ich sie nicht alle verwerfen darf, welchen darf ich trauen?

Die heilige Schrift hat die Grenzlinie scharf mit jenen bedeutungsvollen Worten gezogen: Und wo es nicht kommt durch Eingebung des Höchsten, so halte nichts davon. Zwar muß man zugeben, daß zuweilen auch ein Loos gut gerathen ist, das man zog; daß Manches, was vorher geträumt ward, unvermuthet in der Wirklichkeit geschah; daß bei Tagen oder Zahlen von schlimm sein sollender Bedeutung zuweilen auch Schlimmes erfolgte; daß zufällige Tändeleien der Einbildungskraft mit nachmaligen Begebenheiten eine Verbindung gehabt zu haben scheinen. Alles dies beweiset nichts für den Werth solcher Vorhersagungsmittel. Nothwendig muß das, warum man mit einem Ja oder Nein befragt, geschehen oder nicht geschehen. Zufälligkeiten bringen bald das Ja, bald das Nein in Erfüllung, ohne daß deswegen Wunder geschehen. Es ist keineswegs etwas Außerordentliches, wenn unter mehrern Vorhersagungen eine oder die andere eintrifft; weit außerordentlicher wäre, wenn alle sogenannten Vorbedeutungen erfüllt würden, oder auch, wenn von Allem, was das über die Zukunft befragte Loos verhieß, beständig das Gegentheil erfolgte.

Daher, wo es nicht kommt durch Eingebung des Höchsten, so halte nichts davon.

Ja, Gott enthüllt auch dem Sterblichen zuweilen dasjenige, was tausend Andern verborgen bleibt. Gott hat manchem Sterblichen Macht verliehen, das Schicksal späterer Tage zu erkennen.

Dieses Weissagungsvermögen aber ist kein wunderbares, unmittelbares Einwirken Gottes auf die menschliche Seele; es ist keine Erscheinung, die, ganz aus dem Zusammenhange der Natur

hervorgerissen, für sich einzig dasteht, oder den ewigen Ordnungen des Weltganzen gleichsam entgegen stände. Nein, es ist jenes merkwürdige Vermögen tief in den Kräften der menschlichen Natur gegründet; und nur durch dieses Mittel geschehen Eingebungen des Höchsten. Das eine dieser Mittel ist die Vernunft selbst, durch welche sich uns Gott in seiner Herrlichkeit offenbart. Als vernunftlose Wesen würden wir nichts von Gott wissen, nichts von seinem heiligen Willen. Die Urtheilskraft der Vernunft ist diejenige ihrer Eigenschaften, vermöge welcher sie gewisse Vorstellungen vergleicht und mit unbegreiflicher Schnelligkeit Schlüsse und Folgerungen daraus zieht.

Durch richtige Urtheilskraft wird gewissermaßen jeder von uns im gemeinen Leben ein Vorhersager der Zukunft. Je mannigfaltiger unsere Erfahrungen sind, je sicherer werden unsere Prophezeiungen über den Erfolg dieses oder jenes Unternehmens sein.

So finden wir also bei jedem Menschen eine gewisse Vorhersehungsgabe schon im gemeinen Leben. Die Kräfte sind aber den Menschen verschiedentlich ausgetheilt; und so wie der Eine eine lebendigere Einbildungskraft, der Andere ein stärkeres Gedächtniß, der Dritte einen höhern Scharfsinn hat, wird es uns nicht zweifelhaft sein, daß es manche Menschen gibt und gegeben hat, deren ungemein geschärfte und weit berechnende Urtheilskraft die unsrige und vieler Andern weit übertrifft. Wenn nun die Thätigkeit ihres Geistes noch durch besondere äußere Veranlassungen oder große Gemüthsbewegungen gesteigert wird: so können sie wahrhafte Propheten werden, und ihre Vorherverkündigungen müssen wohl das Erstaunen derer erregen, welche weder jenen höhern Grad der Urtheilskraft, noch jene augenblicklich gereizte Gemüthskraft hatten.

Wir wissen schon aus alltäglichen Erfahrungen, wie leicht uns oft das Schwerste gelingt, wenn wir es mit einer dazu besonders günstigen Gemüthsstimmung anheben. Wir wissen, daß wir bei gewissen heftigen Seelenzuständen oft das beinahe Unglaubliche verrichten können, was uns bei kaltem Blute, bei ruhiger Ueberlegung zu thun unmöglich fallen würde. Wenn nun ein Sterblicher von hohen Geistesgaben, von seltener Urtheilskraft,

von reichen Erfahrungen durch Umstände, welche die göttliche Vorsehung im erwählten Zeitpunkt herbeiführt, in einen solchen erhöhten Gemüthszustand versetzt wird, da er im Anblick der Gegenwart schnell folgend die Gegenwart vergißt und nur die Zukunft mit ihren Folgen sieht, und ihre Geschichten ausspricht, als lebten sie schon vor seinen Augen: so ist er im Zustande der Entzückung, so ist er Seher, so Prophet. Was er aber ist, das ist er in solchem Augenblick durch Gott, und was er weissagt, wird ihm durch Gottes Gabe hell.

Fast alle uns bekannten Völker des Alterthums hatten solche erhabene Männer, welche auf eine, gewöhnlichen Menschen unerklärbare Art sowohl die Schicksale ganzer Reiche, als einzelner Menschen vorhersagten. Die Vernichtung Griechenlands, der Untergang Roms ist geweissagt worden, wie die Zerstörung des jüdischen Staates. Noch in unsern Tagen kennen wir die Wahrsagung manches weisen Mannes, die den Schicksalen unsers Vaterlandes lange vorherging und nachher eingetroffen ist. So geschieht nicht minder, daß Aeltern in gewissen feierlichen Augenblicken durch eine Reihe dunkler Schlußfolgen die Zukunft ihrer Kinder erkennen, und voraus bestimmen, was dieselben in der Welt leisten werden.

Doch die Vernunft und ihre Urtheilskraft sind nicht das einzige Mittel, durch welches Gott dem Menschen zuweilen das Künftige offenbar werden läßt. Es liegt noch in dem Wesen der menschlichen Seele ein anderes Vermögen, für welches bis jetzt noch kein Name erfunden ist, und dessen Umfang wir selbst noch nicht kennen, obgleich dessen Dasein nicht wohl zu bezweifeln ist. Die Seele hat unter gewissen Umständen, die jedoch selten sind und meistens von Kränklichkeit und Auflösung des Körpers begleitet zu sein pflegen, eine größere Freiheit, als gewöhnlich; sie hat ein Vermögen, unmittelbar und ohne Schlüsse, sowohl das dem Raume nach weit von ihr Entlegene wahrzunehmen, als die Zukunft bestimmt zu empfinden. Die Beschaffenheit der menschlichen Natur ist uns bei weitem noch nicht genug bekannt, daß wir deswegen Alles in Rücksicht ihrer verwerfen sollten, was wir aus gewöhnlichen, uns bekannten Ursachen nicht erklären können.

Schon das Alterthum kannte das Eigenthümliche der menschlichen Seele so gut, als wir, und fand jene unerklärliche Wahrnehmungs- und Seherkraft besonders bei Nervenschwachen, und noch öfters bei Sterbenden. Zahlreiche Erfahrungen späterer Zeiten, bis zu unsern Tagen, stimmen damit, trotz alles unsers Unglaubens, überein, daß es Verhältnisse gebe, wo die Seele, weniger von ihrem Körper gebunden, über den Wirkungskreis irdischer Sinnlichkeit hinaustritt. Ob nicht ein ähnlicher Zustand auch mit jenen Entzückungen erhabener Geister verknüpft sein könne, da sie sich mit den Schwingen der Urtheilskraft über die Gegenwart erheben in das Leben der Zukunft — wer kann es sagen?

Aber die längst vor ihrer Erfüllung niedergeschriebenen Weissagungen eines Jesajas, der dem Verderben seines Volkes donnerte, eines weinenden Jeremias und jener andern göttlichen Propheten, sind erfüllt! Es trat der Messias ins Leben, den ihre Stimmen verkündeten, den der Unglaube ihrer Zeitgenossen verwarf. Es sank Jerusalem in Schutt und Asche, wie Jesus weissagte, und Brüder zuckten seiner Lehre willen das Schwert wider Brüder, und sein Wort siegte über die Welt, wie er verhieß!

Aber die Gabe der Weissagung kann bestehen, ohne daß Jeder Prophet ist, der es sein will. Dies ergibt sich als natürliche Folge aus allem Vorherigen; und die Aechtheit und Richtigkeit der Weissagung ist so lange zu bezweifeln, als sie nicht wahr geworden ist.

Wer hätte nicht schon die Erfahrung gemacht, daß die scharfsinnigsten Berechnungen der Urtheilskraft falsch waren? Selbst wenn der Geist großer Männer weder in den Ansichten der Dinge, noch in ihren Schlußfolgen irrte, konnten nachher Umstände eintreten, die, weil sie ganz unerwartet kamen, alle Erwartungen zu Schanden machten. Daher ist es thöricht, auf Vermuthungen von allerhöchster Wahrscheinlichkeit wie auf unumstößliche Gewißheiten zu bauen, oder dasjenige für Ahnung zu halten, was unsere Einbildungskraft bewegt hat, oder unser Fürchten oder Hoffen besonders anspricht. Gott ist allwissend; er will nicht, daß es der Mensch sei. Könnte der Sterbliche die Zukunft mit Sicherheit

erforschen, so würde er nicht mehr tugendhaft sein, sondern er würde gezwungen durch den Anblick des Künftigen handeln. Frei soll er sein, in der Brust das Gesetz Gottes, mit jedem Augenblick an einem Scheidewege stehen, wo er zu wählen hat. Nach seinen Wahlen wird er gerichtet.

Sind nun selbst die Berechnungen einer geübten Urtheilskraft von den Dingen der Zukunft trügerisch, um wie viel mehr müssen es bloße Spiele der Einbildungskraft sein, die wir Träume heißen? Daß nach hundert gehabten Träumen endlich einmal etwas begegnet, was mit einem derselben Aehnlichkeit hat, ist nicht so sehr wunderbar, als wenn dergleichen niemals geschähe. Manche Träume, besonders in Morgenstunden, wenn sie heller in uns werden, machen auf uns großen Eindruck. Wem aber ist nicht schon geschehen, daß er sogar wachend, wenn auch nur bei Nachtzeit im Dunkeln, vor Gespinnsten seiner eigenen Phantasie erschrocken wäre? Der Eindruck schwerer Träume rührt meistens vom jeweiligen Zustand der Gesundheit, oft sogar von der Lage des Körpers her, die er im Schlafe hat.

Noch verächtlicher und alles Glaubens unwürdig müssen endlich solche Mittel zur Erforschung oder Bezeichnung des Künftigen sein, welche gar nicht im leisesten Zusammenhange weder mit der Natur unserer Seele, als Ursache, noch mit einstigen Schicksalen, als Wirkung, sind. Dahin gehört, daß man nach Weise roher Völker gewissen Zahlen, Thieren, Tagen und andern Zufälligkeiten Bedeutung gibt; oder daß man durch sogenanntes Kartenschlagen, Bleigießen in besondern Stunden des Jahres, durch Halmenknüpfen, Looseziehen, und welches sonst noch die thörichten Erfindungen altvettelischen Aberglaubens sein mögen, das Verborgene ergründen will.

Fern sei diese Abweichung der Vernunft, diese Entweihung des Geistes von mir! Warum sollte ich mich mit fruchtlosem Vorwitz quälen, warum mich mit leeren Hoffnungen täuschen, oder mit ganz vergeblichen Besorgnissen ängstigen! Möge geschehen, was da wolle, es kann doch endlich nichts geschehen ohne Deinen Willen, o mein göttlicher Vater. Und wüßte ich auch das, was kommen sollte, wirklich zuvor, ich könnte ja doch im Gewebe der

Schicksale nichts ändern, das Deine Allmacht mit der allerhöchsten Weisheit unwandelbar geordnet hat. Du sparst mir neben den bösen Tagen auch die fröhlichen auf, und gibst mir zu seiner Zeit, was mir jedes im rechten Augenblick am allererspriesslichsten ist.

Darum mit der Zuversicht des Kindes halte ich, o Vater der Seligkeit und des Erbarmens, fest an Dir. Ich, ganz und auf immer hingegeben Deiner weisen Führung, verschmähe die thörichten Hilfsmittel menschlicher Neugier. Zufrieden mit der einzigen Weissagung, die ich durch Jesum Christum habe, daß die, welche Deinen heiligen Willen thun, das ewige Leben haben, ist alles andere Wissen mir entbehrlich.

46.

Pflichten gegen die Todten.

Ev. Joh. 19, 38—42.

Alle, die auf Erden lebten,
Gott, ihr Vater warst auch Du!
Und ihr Staub ging ein zur Ruh';
Aber ihre Seelen schwebten
Himmlischer Verklärung zu.

Hat der Tod uns auch geschieden:
Unsre Liebe schied er nicht:
Ewig lebt des Herzens Frieden,
Theure Todte, ruht in Frieden!
Unsre Liebe stirbt ja nicht!

Es vergingen Jahrtausende. — Unsere Vorfahren standen in herrlicher Kraft, handelten, wirkten zum Heil der Nachwelt, legten ihre müden Häupter zur Ruhe und starben. Ihr heiliger Staub weht um unsere Fußtritte. — Und wir leben, wie sie einst lebten, wirken, wie sie einst wirkten; wir aber veralten, wie sie, ermüden, senken uns gebeugt zur Erde hinab, aus der wir erschaffen wurden, sterben und mischen den Staub unsers verwesenden Leibes zum Staube unserer Vorältern. Und die nach uns kommen, werden verblühen wie wir, werden vergehen wie wir.

So ist des Menschen Leben auf Erden ein beständiger Wechsel der Geschlechter, ein unaufhörliches Ankommen und Hinweggehen; und wer dies unaufhörliche Erscheinen und Verschwinden lange sieht, der sieht es siebenzig und achtzig Jahre. Dann sehnt er sich zur Ruhe, zu denen hin, die vor ihm weggingen.

Das menschliche Geschlecht auf Erden ist eine einzige große Familie. Blutsverwandte sind wir uns zuletzt alle, wenn auch in noch so entfernten Graden. Deine Vorfahren sind endlich auch die meinigen; weder die Wiege noch das Grab ändert daran, noch die Hand der Vorsehung will es ändern, welche dir Reichthum zuwarf, und mir nur Dürftigkeit, welche Jenen auf einen Fürstenthron setzen, und Diesen in einer schlechten Hütte beherbergen wollte.

Wir sind Glieder einer einzigen großen Verwandtschaft; wir hatten Alle einerlei Vorwelt, einerlei Urältern. Wir Alle sind Erben der Vergangenheit, und was die weisesten und edelsten unserer Vorfahren Großes und Gutes stifteten, was sie erfanden und entdeckten, das alles ist unsere gemeinsame Erbschaft.

Wir alle sind Brüder und Schwestern; wir sind es auch von denen, die wir nie sahen, von denen wir nie hörten. Es begegnet der Fremdling in einer Wüste dem Fremdling, und sie nahen einander und fühlen, sie sind Verwandte und Verbundene. Mögen uns Länder und Verfassungen trennen, Religionen und Sprachen dem Scheine nach theilen: wir bleiben Brüder; Alle wenden wir die betenden Blicke zu dem gemeinschaftlichen Himmel, und rufen empor von der gemeinschaftlichen Erde: Unser Vater, der Du bist im Himmel!

Sind wir nun Alle Zweige eines Geschlechts, Erben der gleichen Vorwelt, Kinder des gleichen Vaters: so haben wir auch gegen einander die gleichen Verbindlichkeiten, wie Verwandte haben sollen. Der Mensch soll dem Menschen nie fremd auf Erden sein. Wir haben unsere Bruderpflichten gegen die lebenden Mitbrüder; wir haben die Pflichten der Fürsorge gegen die nachkommenden Geschlechter, die auf unsere Erbschaft, auf unsere Sorgfalt um sie Anspruch zu machen haben. Wir haben auch noch unsere Verbindlichkeit gegen die vor uns Dagewesenen, deren Asche schon längst verwittert ist.

Der Christ auf Erden lebt nicht, wie das Thier, welches vergänglich ist, bloß für das Vergängliche, für den flüchtigen Augenblick der Gegenwart; der Christ, im Bewußtsein seiner Ewigkeit, lebt als Geist für das Ewige. Und je losgebundener der Christ von dem Irdischen sein kann, das heißt, je mehr er Geist ist, je weniger er dem Einflusse seiner irdischen oder thierischen Natur unterworfen ist, um so ähnlicher wird er der Gottheit, bei welcher kein Heut und Gestern, kein Wechsel der Tage, keine Vergangenheit und Zukunft stattfindet, sondern die nur im Ewigen, in unbeschränkter Zeit ist. — So ist auch für den Geist der Christen gleichsam kein Unterschied der Zeiten. Die Vergangenheit, wie die Zukunft, sind für ihn weder vergangen noch künftig, sondern machen seine gegenwärtige Zeit aus. Für ihn sind die Todten noch nicht todt, sondern er lebt als Christ unter ihnen, mit ihnen, für sie. Für ihn sind die kommenden Geschlechter, als wären sie schon zugegen. Er denkt an sie, er sorgt für sie, er macht ihnen seinen Lebenswandel zum Beispiel, und vernimmt ihre Klage, ihre Wünsche.

Wahrlich, der Gedanke solcher Ewigkeit, solchen ewigen Einsseins der vergangenen, gegenwärtigen und künftigen Menschheit, ist ein erhabener, beseligender Gedanke. Es spricht uns etwas Göttliches aus ihm an, erhöht uns über das Irdische zur Gottheit.

Wie wohlthuend wird uns die Vorstellung, daß mit zärtlicher Sorgfalt, mit schweren Aufopferungen die größten und weisesten Menschen der Vorwelt für uns bemüht waren, unsers Glücks und Wohlseins schon eingedenk waren, noch ehe wir geboren wurden! — Waren diese Edeln, die für das Heil der Nachwelt litten, kämpften, starben, nicht unsere Väter? — Wie wohlthuend wird für uns die Vorstellung, daß auch wir, wenn Erde einst unsern Staub bedeckt, von unsern Nachkommen lange nicht vergessen sind; daß wir in ihrem Andenken fortleben; daß Alles, was unsere Hand für sie baute und pflanzte, von ihnen geehrt und geschont wird; daß sie unsere Anordnungen erfüllen, die wir ihnen hinterließen, und daß unser Wille noch in der Welt fortwirkt, wenn schon unser Geist diese Erdenwelt hinter sich gelassen hat!

Ja, das liebende Herz des Christen, welches der allliebenden Gottheit nachahmt, es kennt keine Todten! Wie Jesus noch zwischen Elias und Moses in hoher Verklärung schwebte, so ist der Christ, durch seine Religion veredelt und verklärt, unter den Geliebten und Frommen der Vorwelt. Für ihn leben noch die Verstorbenen. Ihm tönen gleichsam ihre Stimmen noch in das geistige Ohr. Er hat und ehrt seine Pflichten gegen die Todten, als wandelten sie noch in irdischer Gesundheit um ihn, oder als schwebten ihre Geister unsichtbar um sein Thun.

Ja, ihr ehrwürdigen Todten, meine Lieblinge der verschwundenen Vorwelt, euch sei diese Stunde der Andacht heilig. Euer will mein Herz gedenken. Ach, ihr Geliebten, deren Gräber nun schon frühes Moos deckt, ihr seid mir nahe! Ich habe doch euch noch nicht vergessen.

Vielleicht — o vielleicht gedenkt ihr auch meiner. In eurer Seligkeit, in euern himmlischen Verhältnissen bin ich euch noch nicht gleichgültig geworden. Einer ewigen Liebe Band bindet die Herzen der Vorwelt und Nachwelt innig zusammen, und knüpft unauflöslich die Erde an den Himmel, das irdische Dasein an die Geisterwelt.

Ehrwürdige Todten der Vorwelt, ihr, die nie mein Auge sah, ihr, deren Segnungen noch die jetzt lebenden Geschlechter empfinden, ihr seid auch mir, ich bin euch verwandt! — Es ist keiner Vergangenheit Abgrund zwischen mir und euch. Ihr liebtet den noch nicht Gebornen, und handeltet und littet für sein Bestes; ich liebe den vor Jahrtausenden Gewesenen und feiere sein Andenken, preise seine Tugend, nenne seinen Namen. Die Liebe zieht wieder zusammen, was die Zeit trennte, und vereinigt die vergangenen und künftigen Geister.

Auch den Todten also bin ich, als Christ, den Zoll meiner Pflichten schuldig. Meine Verbindlichkeiten gegen einen Verstorbenen senkt man nicht zugleich mit seiner Asche ins Grab. Ich will mich also dieser Pflichten erinnern; ich will ihr Andenken in meinem Gedächtnisse erneuern, damit ich niemals, auch nicht aus Uebereilung und Leichtsinn, gegen sie sündigen möge.

Gönne dem Todten ein anständiges Begräbniß.

Alle Völker, auch die wildesten, haben dieses gethan. Ein anständiges Begräbniß! also ein solches, welches wenigstens den guten Ruf des Verstorbenen unter den Lebenden nicht befleckt. Gegen die Todten soll man keine Feindschaft, keine Verachtung fortpflanzen. Ein anständiges Begräbniß! — — Freilich, Staub ist Staub, und dem Staube ist's einerlei, mit welchem Fleck der Erde er sich vermische. Aber in so fern Begräbnißart Einfluß auf den Namen und das Andenken des Verstorbenen hat, soll man wegen derselben nicht gleichgültig sein. — Es wird aber darum nicht gesagt, daß man Abgötterei, Prunk und Gepränge mit der Asche der Todten treiben solle; — dieses ist Thorheit, wodurch der Geist des Lebenden sich entehrt. Staub ist Staub, und er empfindet von deiner Hochachtung nichts. Auch wird damit nicht gesagt, daß man die Leichname in der Nähe solcher Orte begraben solle, welche gleichsam durch die Andacht der Lebenden geheiligter sind, als andere Stellen. Ob der Staub der Todten neben, oder in einer Kirche, oder unter dem Schatten eines Baumes im fernen Begräbnißplatze ruhe, dies ist dem Staube einerlei. Auch Jesu Leichnam ward in keine heilige Erde gesenkt, sondern nur in einen Garten. (Ev. Joh. 19, 41.) Die Erde ist des Herrn, und jeder Leichnam schläft süß dem Tage des Herrn entgegen. Der Richter der Welt unterscheidet nicht die Frommen von den Sündern nach ihren Begräbnißplätzen, und nach der Eitelkeit der Sterblichen, ob diese in Kirchen, ob jene auf Schlachtfeldern begraben wurden. Vielmehr ist es Pflicht gegen die Lebenden, daß man allen Aberglauben von den Begräbnißorten verbanne, und die schädlich ausdünstenden Leichname nie in der Nähe solcher Stätten beerdige, wo sich zum Gottesdienst zahlreiche, oft kränkliche Menschen versammeln, denen die durch Ausdünstung der Gräber ungesund gewordene Luft schaden könnte.

Ein anständiges Begräbniß also gönne man den Todten, ein Grab, dessen Platz dem Andenken des Verstorbenen nicht ein böser Ruf werde unter den Lebendigen! — Gönne dies Grab auch dem Fremdling deines Wohnortes, und treibe im ernsten Angesicht des Todes deine kindische Eitelkeit nicht weiter. Der Tod gleicht den Einheimischen mit dem Fremdlinge, den Reichen mit dem

Armen aus. Es ist Spottes würdige Thorheit, den Unterschied des Ranges noch in der Gruft der Verwesung und des Moders zu suchen. Nach Jahrtausenden ist dein Staub, o thörichter Hochmuth, durch alle Winde verweht mit dem Staube ferner Nationen. Nach Jahrtausenden ist vielleicht die letzte Spur der blühenden Stadt oder des Dorfes verschwunden, in welchem du heute wohnst, und an der Stätte der Todtenruhe, wo die Leichname deiner Vorältern begraben waren, wo dein und deiner Kinder Leichnam verscharrt wird, geht der Pflug durch die Erdschollen.

Auch dem Genossen einer fremden Religion gönne, wenn er in deiner Nähe stirbt, ein anständiges Begräbniß. Nicht sein Leichnam war eines andern Glaubens, als du, sondern sein Geist. Warum trennest du seinen Staub vom Staube anderer Todten? Warum schämest du dich, sein Bruder zu sein, und deinen Staub in seiner Nähe entschlummern zu lassen? Gott schämte sich nie, sein Vater zu heißen! Gott wird ihn einst wie dich erwecken! — Mensch, warum richtest du über den Glauben der Todten, den Gott nur richten kann? — Jede Religion, in welcher die Völker sich als Kinder zu dem gemeinsamen Vater im Himmel wenden, ist ehrwürdig. Das anständige Grab, welches du dem Genossen einer fremdem Religion verweigerst, zeugt wider die Wahrheit und Güte deiner Religion. Denn deine Religion will dich hartherzig gegen Andere machen, will Tausende von der Gnade und Liebe des alliebenden Vaters ausschließen — du schämst dich des Bruders, den Gott sich nicht als Kind zu lieben schämte.

Auch — denn o Mensch, nicht du bist, sondern Gott, der Ewige, der Allseher, ist der Todtenrichter! — auch dem unglücklichen Selbstmörder verweigere nicht die anständige Ruhestätte. Verewige nicht das Andenken seines Fehltrittes, seines unglücklichen, übereilten, allzuraſch vollzogenen Entschlusses, unter den Lebenden; verewige nicht durch deine thörichte Grausamkeit, die du an dem unempfindlichen Staube üben willst, das Andenken einer That, die nur die Frucht eines verzweiflungsvollen Augenblicks, einer Verwirrung und Verdunkelung des Geistes war, die Wirkung eines kranken Gemüths oder kranken Körpers. Daß du

den Leichnam des Beklagenswürdigen entehren möchtest, entehrt nicht den seelenlosen Staub, sondern dein Herz, welches empfindungsvoll für die übriggebliebenen Verwandten des Erblaßten schlagen sollte. Nicht den Staub des Unglücklichen überhäufst du mit Schmach, sondern dich, der du lieblos die Wunden vergrößerst, die solch ein Tod den Freunden des Verstorbenen schlug. — Dein Gericht, irdischer Todtenrichter, bessert den Staub nicht, den du beschimpfen möchtest, und schreckt nicht durch Schande die Lebenden vor ähnlichem Tode zurück. Denn wessen Gemüth einmal so verfinstert ist, daß er den Tod nicht flieht, und ihn zu suchen nicht mehr fürchtet, der spottet der Schande, die du ihm über dem Grabe zuzufügen meinst. — Beklage den Unglücklichen, und überlaß Gott das Gericht!

Von den Todten lasset uns nichts Uebels reden. Ehret vielmehr ihr Andenken. — Vergesset, was sie fehlten, denn auch ihr seid fehlervoll; aber gedenket ihrer Tugenden. — Schimpflich ist's, wenn Lästerzungen die Fehler lebender Menschen aufspüren; schimpflich ist's, wenn Menschen sich vergnügen können, hinter dem Rücken der Lebenden Böses zu reden, ihre Schwächen zu vergrößern, ihr Gutes zu verkleinern — aber unendlich schimpflicher ist es, wenn die Lästersucht erst über den Gräbern erwacht, und diejenigen verfolgt, welche sich nicht mehr vertheidigen können. Da paaren sich Grausamkeit und Feigheit, Hartherzigkeit und Selbstschändung.

Ehret das Andenken der Todten, und vergesset nie, diejenigen zu lieben, welche eurer Seele theuer waren, da sie noch mit euch lebten. Ein liebevolles Andenken geliebter Verstorbenen, ohne alle Empfindelei, ehrt unser eigenes Herz. Es zeuget von unserer Treue, die selbst im Tode nicht bricht. Es zeuget für die Festigkeit unserer Denkart, die durch nichts erschüttert werden mag. Ja, wir wollen sie unserm Herzen theuer erhalten, die wir, so lange sie lebten, geliebt haben. Wir wollen ihr Andenken dadurch ehren, daß wir ihrer würdig leben. Und wenn in einer Stunde der Versuchung unsere Leidenschaften erwachen, wenn wir im Begriff sind, unsere Tugenden zu verlieren und uns selbst zu vergessen — dann erscheine uns das Bildniß der geliebten Ver-

storbenen, und mahne uns, wie ein warnender Engel, an unsere Pflicht; wir wollen nie das Andenken der theuern Todten durch einen Schandfleck unsers Lebens entweihen. Ach, jede Sünde, welche wir begehen, entfernt uns von den Geliebten, die jetzt in Verklärung wohnen. Könnten Engel weinen, sie würden über unsere Fehltritte weinen.

Ehre das Andenken der Todten, auch derer, die wir nicht selbst kannten; ehret die Wohlthäter der Menschheit, auch wenn sie Jahrtausende vor uns gelebt hätten! Wohlthäter der Menschheit sind auch unsere Wohlthäter gewesen; ihr Name verdient ewig im Munde der Sterblichen zu tönen. So bezeichnet das gefühlvolle Herz die reinste Dankbarkeit; so wird die Welt zur Nachahmung großer, edler, bewundernswürdiger Thaten begeistert; so wird aus dem gesammten Menschengeschlechte nur eine große zusammenhängende Familie. Die Weisen und Vaterlandshelden, die Frommen und Heiligen der Vorwelt — welcher Nation sie auch angehörten — sie sind die Zierde, der Stolz der ganzen Menschheit. Wir sind ihnen Blutsverwandte. Lasset uns sie ehren, indem wir mit gewissenhafter Treue ihren letzten Willen vollziehen, ihre Vermächtnisse erfüllen, und die frommen Stiftungen aufrecht halten zu wohlthätigen Zwecken, denen sie einst von den Verstorbenen geweiht wurden. — Diese Pflicht gegen die Todten ist uns eine der heiligsten. Nur mit dem Glauben an unsere Treue starben sie: wollen wir dieses Glaubens spotten? Sollten wir mit ruchloser Hand das Werk derer zerstören, die es zum Nutzen und Wohl der Nachkommen mit sterbender Hand bauten? — Ist es erst dahin gediehen, daß wir den letzten Willen der Verstorbenen verachten, dann sind Treue und Glauben für immer aus der Welt gewichen; und Vater und Mutter müssen auf dem Todtenbette mit Unwillen von den Kindern hinwegschauen, die ihnen nach dem letzten Athemzuge den frommen Gehorsam aufkünden. Nicht ohne gerechten Kummer würden wir auf Pflicht und Treue unserer Nachwelt Verzicht thun müssen. Keine milden Stiftungen würden mehr durch die Hand der Sterblichen begründet oder begabt werden, wenn sie schlechte Anwendung und Vergeudung der zu heiligen Zwecken geweihten Summen voraussähen. Ehret den

letzten Willen der Todten, ihr stärket den Glauben der Lebenden an die Tugend und Treue der Nachwelt.

Wie einst Deine Jünger, o mein Jesus, getreu Deinen letzten Willen vollzogen, und Alles verließen, Alles aufopferten, um Dir die süßen Pflichten der Liebe und Ehrfurcht zu erzeigen; wie sie, auf Dein letztes Gebot hin, sich selbst vom Vaterlande, von allen ihren Geliebten trennten, um hinzugehen in alle Welt, und den Völkern deinen Namen zu predigen: so sei auch mir der Wille frommer Sterbender heilig. Und wie sie mit banger Sehnsucht und doch voll himmlischer Geduld durch ihren ganzen gefahrvollen Lebenslauf nur zu Dir aufblickten, nur Dich im Herzen behielten: so will auch ich die Erinnerung an meine Geliebten, die längst in seligere Wohnungen hinübergingen, im reinen frommen Gemüth bewahren. Ich will leben, als wären sie noch neben mir.

Und wenn es euch gestattet ist, verklärte Geister, auf mich, euern ehemaligen Liebling, herabzusehen; wenn es euch gestattet ist, mich noch umschweben zu können, während ich hienieden allein noch walle, o so soll mein Wandel euch nie betrüben. Mein Leben soll euch ehren. Nur auf der Bahn der Tugend finde ich euch wieder; nur sie führt zur Vereinigung mit euch; nur sie zu Gott.

Und die Thränen der Wehmuth und Sehnsucht, welche mein Auge in der Einsamkeit um euch weint, sind ein heißes Gelübde, das Gott nur, der Allgegenwärtige, sieht; ich will euch angehören, so lange ich athme, ich will euch angehören wieder in der Ewigkeit.

47.

Der letzte Wille.

2. Kor. 9, 6. 7.

O wie lohnt's mit Gottesfreuden,
Der Verlass'nen Helfer sein,
Selbst wenn wir vom Leben scheiden,
Noch ihr Leben zu erfreu'n!
Drüben wird's den Geist noch laben,
Brüder hier erquickt zu haben.

Eile deine Schuld zu zahlen,
Mensch, dein Herz gebeut es laut!
Was hast du von Grabesmalen,
Die die Eitelkeit dir baut?
Schöner sei, als Marmorsteine,
Dank dir, den die Armuth weine!

Die Tage, in welchen wir das Abnehmen unserer Gesundheit, oder schon die wirkliche Krankheit fühlen, welche dem irdischen Dasein vielleicht ein Ende zu machen bestimmt ist, desgleichen die Tage höhern Alters, in denen wir, auch bei allem äußerlichen und scheinbaren Wohlbefinden, auf keine große Reihe von Jahren mehr Rechnung machen dürfen, sind Mahnungen der Vorsehung an unser Gemüth, sich auf Grab und Ewigkeit, auf Verantwortung und Gericht gefaßt zu machen. Kein Sterblicher thut diesen Schritt mit Leichtsinn, so lange er zum Ueberlegen Kraft hat, und nicht von Verzweiflung betäubt oder von körperlichen Leiden zu sehr überwältigt und zerstreut ist.

Dann richtet sich das Auge des Geistes hin auf das, was kommen soll, und eben dieser Blick auf die verhängnißvolle Zukunft nöthigt ihn wieder, auf das durchlebte Vergangene zu sehen. Er möchte aus diesem wenigstens errathen, welches Loos seiner Seele dort bevorstehe. Der seiner Scheidestunde nahe Mensch kann sich nicht verhehlen, daß sein Geist, so erhaben und so niedrig derselbe hier im Leben war, es auch dort sein müsse; daß er hier nothwendig das Loos seiner Ewigkeit schon gezogen habe. Die Religion und ihre Offenbarung sagt es; und wenn er wirklich aus irrigen Vorstellungen oder aus Vornehmthuerei wenig

von Religion und Offenbarung wußte oder wissen wollte, so sagte es ihm seine eigene Vernunft. — Ist aber die Ewigkeit nothwendig Richterin und Vergelterin dessen, was wir auf Erden waren und thaten, so wird die Frage bedeutend: Was hat sie zu vergelten an uns? Denn was der Mensch säet, das wird er ärnten, spricht Jesus Christus.

Unser Zweck auf Erden sollte sein eine fortwährende Veredlung und Erhöhung des unsterblichen Geistes, und dieses Gottähnlichwerden sollte sich offenbaren in Beglückung der Menschen. — Wie viele haben wir durch Rath und That, durch eigene Arbeit und eigene Aufopferung, durch Sanftmuth, Versöhnlichkeit, Liebe und gemeinnützigen Sinn beglückt? Und wenn uns auch auf Erden vieles Gute, das wir stiften wollten, nicht allezeit gelang: haben wir den redlichen reinen Willen wirklich dazu gehabt? Haben wir alle Schritte dazu gethan, die wir hätten thun müssen, wenn es uns ganz Ernst gewesen wäre?

Doch Reue ist dann wohl vergebens. Das Vergangene kehrt nicht wieder um. Es bleibt uns für die noch vorhandenen Augenblicke unsers Daseins nichts mehr übrig, als zu überlegen: Was kann noch jetzt von uns Gutes gethan werden? Wie können wir unser Leben wenigstens auf die würdigste Weise beschließen? Wie können wir in dem kurzen übrigen Zeitraum noch so handeln, daß zwischen dieser und jener Welt für uns ein vortheilhafter Zusammenhang entstehe?

Zu großen verwickelten Unternehmungen, zur Erfüllung vielleicht manches alten, nützlichen Wunsches, bleiben weder Kräfte noch Zeit genug übrig. Die warnende Stimme ruft: Bestelle dein Haus! Es ist dem Kranken noch vergönnt, ehe es zu spät ist, seinen letzten Willen zu äußern, wodurch er über das verfügt, was er als Eigenthum besaß, und wie es damit nach seinem Absterben gehalten werden solle.

Der letzte Wille! — Schon das bloße Wort erinnert an die Wichtigkeit der Sache. Soll auch das Letzte etwas sein, was an Alltäglichkeit oder wohl gar an Leidenschaftlichkeit dem ähnlich ist, was wir selbst wohl immer thaten? Wollen wir nicht noch unsern letzten Willen zum wohlthätigsten und schön-

sten Willen machen? — Wir nehmen nichts mit aus der Welt. Nackt, wie wir eintraten, treten wir wieder aus dem Leben. Wir haben über unser Gut zu verfügen; — was wir sonst nicht immer mit Weisheit, Demuth und Menschenliebe gebraucht, sondern mehr für unsere eigene Bequemlichkeit und Eitelkeit angewandt haben: sollten wir in unserm letzten Willen nicht endlich einmal damit edelherzig verfahren?

Wohlthätigkeit muß auch den letzten Willen des Christen bezeichnen. Er gibt ja nur hinweg, was er selbst nicht behalten darf. So streue er denn Segen aus über eine Welt, die er verlassen muß; er streue ihn mit Freudigkeit und dem Willen aus, andere Menschen wahrhaft mit dem zu beglücken, was ihm selbst nicht mehr nach dem Tode nützen kann. Wer da kärglich säet, sagt die heilige Schrift, der wird auch kärglich ärnten; und wer da säet im Segen, der wird auch ärnten im Segen. Ein jeglicher nach seiner Willkür; nicht mit Unwillen oder aus Zwang; denn einen fröhlichen Geber hat Gott lieb. (2. Kor. 9, 6. 7.)

Es war eine edle Sitte unserer Vorfahren, daß sie gern in ihren Vermächtnissen für Kirchen, Schulen, Armenanstalten und andere milde Stiftungen, sobald sie es irgend vermochten, beträchtliche Summen aussetzten. Gar viele dieser Stiftungen bestehen noch heutiges Tages segensvoll fort, und sind eine fortdauernde Wohlthat für Unzählige, die nach und nach daran Theil nehmen. Die Edeln der Vorwelt haben noch nicht aufgehört unter uns zu leben; ihre Hand wirkt noch immer gemeinnützig auf unsere Zeiten fort.

Aber wie selten sind heutiges Tages Vermächtnisse und Stiftungen solcher Art! Es fehlt wohl nicht an Geld; denn zum Besuch der Schauspiele, Bälle und anderer Belustigungsörter, zu großen Schmausereien, oder Anschaffung zierlicher Geräthe, Wohnungen, kostbarer Kleider, ist überall Vorrath. Es herrscht heute noch so viel und vielleicht mehr Reichthum, als ehemals. Es fehlt auch wohl nicht an Gelegenheiten zu milden Stiftungen. Denn sind gleich fast überall die Kirchen vom Staate oder durch frühere Vermächtnisse zu ihrem Zwecke hinlänglich versorgt; sind

die Armen und Krankenhäuser gleich meistens reichlich genug ausgestattet; o, wie viel bleibt selbst an solchen Orten zu thun übrig, wo alle solche Anstalten im vortrefflichsten Stande sind. Nein, es fehlt nicht an Mitteln, nicht an Gelegenheiten zum Guten, sondern am hochherzigen christlich-schönen Willen dazu.

Allerdings muß unser letzter Wille zuerst auf diejenigen Bedacht nehmen, welche uns durch die Bande des Bluts am nächsten stehen. Es ist Pflicht, unsere Gatten und Kinder, unsere leiblichen Brüder und Schwestern zu versorgen, daß sie nicht Noth leiden. Gott verknüpfte uns unmittelber mit ihnen. Wir dürfen in Rücksicht ihrer keine leidenschaftlichen Parteilichkeiten ausüben; wir müssen die am liebsten bedenken, welche des Beistandes und der Unterstützung zu ihrem Fortkommen am meisten bedürfen. Es wäre Ungerechtigkeit, ihnen das Nöthigste zu entziehen, um es Fremden hinzugeben. Doch haben wir die Ueberzeugung, daß sie hinlänglich versorgt sind; daß sie wohl, ohne deswegen sehr zu leiden, einen größern oder geringern Theil unserer Hinterlassenschaft entbehren können; daß sie ihn wohl mehr zum eigenen Wohlleben, als zur wohlthuenden Hilfe Anderer anwenden dürften: dann ist es unsere Sache, Besseres zu verfügen, und mit unserm Vermögen diejenigen zu beglücken, welche dessen am meisten bedürftig sein können.

Es kommt, wie bei allen unsern Handlungen, auch hier weniger darauf an, ob wir zu wohlthätigen Zwecken große oder kleine Summen auszusetzen haben. Nicht was und wie viel der Mensch gibt, sondern wie und in welcher Absicht er seine Gaben bringt, macht den größern oder geringern Werth derselben aus. Wer reich ist, gebe als ein Reicher; wessen Kräfte schwächer sind, leiste nach seinen Kräften. Wie theuer und werth wurde im Evangelium nicht das Scherflein der Wittwe geachtet! Wer da säet im Segen, mit der Absicht, noch in seinem letzten Willen einen gottgefälligen Willen zu zeigen, der wird auch ärnten im Segen.

Noch weniger muß uns bei Errichtung eines Vermächtnisses zum Besten hilfsbedürftiger Personen oder gemeinnütziger An-

ſtalten die Bedenklichkeit an Ausübung der gottgefälligen That hindern: ob das, was wir aus unſerer Hinterlaſſenſchaft dazu verwenden wollen, auch nach unſerm Tode wirklich ſeinen wahren Zweck erreichen werde; ob es nicht über kurz oder lang anders benutzt wird, als wir es wünſchen; ob nicht vielleicht wohl gar ein Mißbrauch getrieben werden könne. — Du, mein Chriſt, biſt Gott keine Rechenſchaft über den Erfolg deiner Thaten, ſondern über die rechtſchaffenen Zwecke und Wünſche ſchuldig, die du damit verknüpft haſt. Denn der Wunſch und die Abſicht allein gehört dir; der Erfolg ſteht in Gottes Willen. Und wenn du dich auch durch dergleichen Bedenklichkeiten an der Ausführung eines guten Werks hindern laſſen wollteſt: wäreſt du dann geſicherter, daß die, welchen dein hinterlaſſenes Vermögen nach Landesrechten zufällt, davon beſſern Gebrauch machen, als du im Willen haſt? — Werden ſie die Hilfsbedürftigen reichlicher bedenken, als du, der nach dem Tode nichts mehr vonnöthen hat, während die Lebenden auch an ſich und die Ihrigen ſorgſam denken wollen?

Doch iſt gewiß, daß auch bei Verfügungen über unſere Hinterlaſſenſchaft kluge Erwägung der Umſtände ſtattfinden müſſe. Geben, und in guter Abſicht geben, iſt an ſich eine leichte Sache, beſonders wenn man das weggibt, was wir ohnehin nicht länger behalten können. Aber mit Weisheit geben, iſt ſchwieriger. Darum ſollen wir die Verfügung über unſer Vermögen zur rechten Zeit treffen, da wir noch bei vollen Kräften des Geiſtes und bei hinlänglicher Kenntniß deſſen ſind, was uns zu einer ſegensvollen Beſtimmung von einem Theil unſers Vermögens lenken ſoll. Es iſt wohlgethan, ſchon in geſunden Tagen daran zu denken, und die Arbeit gethan zu haben, ehe uns ein plötzlicher Tod oder eine Krankheit mit ihren Beſchwerlichkeiten hindert. Die Vorausbeſchließung des letzten Willens beſchleunigt keineswegs das Lebensende; warum alſo ſie vermeiden? Was wir auf den Fall unſers Todes anordnen, raubt uns, ſo lange wir leben, nicht die Fähigkeit, etwas Anderes anzuordnen, wenn wir es uns oder Andern nöthig finden. Warum alſo eine nützliche Handlung von Tag zu Tag verſchieben, da Niemand weiß, wie lange er zu leben hat, und welche uns ganz unſchädlich iſt,

so lange wir noch leben? Mancher Sterbende bereute wohl schon seine Saumseligkeit zu spät, und hätte noch verfügen mögen, da seine Hand zu schwach, seine Zunge zu gelähmt war, den letzten Wunsch auszudrücken!

Es muß bei Entscheidung über Vertheilung unsers Vermögens uns kein abergläubiges Vorurtheil oder ein irriges Frommthun leiten, indem wir zum Beispiel wähnen, was wir einem Kloster, oder einer Kirche, oder einem Armenhause, oder einer andern Gottesanstalt widmen, sei Gott unmittelbar dargereicht. Wir müssen nicht glauben, daß gewisse dafür erkaufte und gleichsam bezahlte Gebete uns einen höhern Grad von Seligkeit in jenem Leben erwerben können. Jesus Christus versicherte dies niemals; er forderte auch niemals dazu auf, wohl aber, daß wir dem helfen sollen, der am meisten der Hilfe von Andern benöthigt ist. Was ihr, sprach er, einem von den geringsten von euern Brüdern thut, das habt ihr mir gethan.

Der Reiche und in einem gewissen Wohlstand Befindliche soll also, wenn er mit seinem Vermögen auch nach dem Tode wohlthätig werden will, zunächst für die Aermern im Volk sorgen, die sich sonst keiner kräftigen Unterstützung erfreuen können. Für Bettler, die meistens ohne Scham Andern zur Last fallen, ist schon aller Orten gesorgt. Gebt ihnen, so viel ihr wollt, sie werden ihre Armuth als einen Beruf ansehen, und ihre zerrissenen Kleider als ein Werkzeug, womit sie sich Lebensunterhalt verdienen. Aber verhütet, daß Familien rechtschaffener Personen, die in ihren Glücksumständen zurückgekommen sind, nicht wirkliche Bettler werden, und endlich alle Scham verläugnen müssen. Wendet einem braven Hausvater, dem es Mühe kostet, die Seinigen zu ernähren, eine Summe zu, durch die er in Stand gesetzt wird, seine Schulden zu tilgen, oder sein Gewerb zu erweitern. Helfet Andern zu Arbeitsstoff und dem nöthigen Werkgeräth. Bringet verlassenen Söhnen und Töchtern eine Hilfe, daß sie irgend etwas Nützliches erlernen, womit sie ihren Unterhalt verdienen können. O wie viele Gelegenheiten habt ihr, durch einen größern oder geringern Theil eures Vermögens lange nach euerm Tode noch beglückte Menschen zu machen! Ver-

gesset nicht, daß ihr einen ansehnlichen Theil euers Wohlstandes doch auch der ärmern Volksklasse verdanket. Durch sie empfinget ihr die euch nützlichsten Arbeiten aller Art; von ihr bezoget ihr, o ihr Reichen, den Zins euerer Kapitalien; durch ihre Steuern und Abgaben, die sie oft mit Seufzen dem Staat entrichten mußten, genosset ihr, o ihr Beamten, zum Theil die Besoldungen, von denen ihr bequem gelebt habet. Euer Vermächtniß an die Armen ist gewissermaßen nur Rückgabe von dem, was aus ihrer Hand an euch gekommen ist.

Inzwischen wird darum nicht gesagt, daß nicht Vermächtnisse zu milden Stiftungen oft noch weit zweckmäßiger sind, als Gaben an einzelne Haushaltungen. Jede gemeinnützige Anstalt ist eine öffentliche Sorgfalt für Hilfsbedürftige, und wir können über die zweckmäßige Anwendung unserer Gaben weit ruhiger sein, da solche die Pflicht der Vorsteher der Anstalten ist, welche von höhern Orten her bewacht werden. Das unvermuthete, reichliche Vermächtniß an eine arme Haushaltung, deren Denkart wir nicht genau kennen, kann zuweilen, wider unsere beste Absicht, mehr Uebels als Gutes stiften, und zu leichtsinnigen, übereilten Dingen verführen. Es fehlt leider daran nicht an Erfahrung. Hingegen ist das, was wir zur Verbesserung einer wohlthätigen Armen- und Kranken-, Erziehungs- oder Lehranstalt aussetzen, oder zur Unterstützung einer Versorgungsanstalt für betagte Personen, die nicht mehr arbeiten können, oder für Taubstumme und Blindgeborne ohne Vermögen, immerdar und auf bleibende Weise gut angelegt. Wir können mit der Ueberzeugung aus der Welt gehen, daß unser Vermächtniß auf jeden Fall den von uns beabsichtigten Zweck nicht gänzlich verfehlen könne, und manchen Leidenden zu statten kommen werde.

Doch denen, welche durch Gottes Gnade eines ansehnlichen Vermögens theilhaftig geworden sind, fehlt es weniger an Gelegenheiten, davon auch nach dem Tode Andere zu beglücken, als an dem erforderlichen tugendhaften Sinn dafür, und an dem lebendigen Gefühl ihrer Christenpflicht. Mit Gebeten, Fürbitten, Seelenmessen, glauben sie es abthun zu können; oder vielleicht, wenn sie etwa hoffen, das Grab begrabe Alles — Alles! —

Aberglaube und Unglaube, so weit auch diese Geisteskrankheiten in ihren Aeußerungen von einander abweichen, führen immer zu einerlei Ziel. Es gibt vielerlei Krankheiten, vielerlei Irrthümer, doch nur eine Gesundheit, nur einerlei Wahrheit.

Wer da säet im Segen, der wird ärnten im Segen! Der Christ kann seine Laufbahn nicht edler schließen, als daß er seinen letzten Willen durch eine schöne That adelt, die vor Gott gilt. Hast du bisher mehr für deinen Eigennutz und dein Vergnügen gelebt, so fange am Ende deines Lebens auch an, für das Glück Anderer zu athmen. Das Gute geschieht niemals zu spät; das Schlechte aber immer zu früh!

Laß Andere über ihre Gräber Denkmäler von Erz und Marmor mit Goldschrift bauen! Die Thoren, sie lebten für den Staub; laß ihnen den traurigen Triumph der Eitelkeit — den Staub! Wer sieht nach wenigen Jahren noch auf das übertünchte Grab, unter welchem Moder und Unflath ruht? Es wird verstäuben. Stifte du lieber ein Denkmal, o Geist des Christen, im Gebiete der Geister, im Gemüth der Dankbarkeit, in dem Beifall deines himmlischen Vaters. Ende auf Erden mit einer That, würdig frommer Geister, und beginne drüben mit dem Glück derselben.

Wohlthätigkeit nach dem Tode ist eine Verklärung unsers Namens bei der spätern Welt, ein Segen für unsere Kinder und Kindeskinder. Was auch diesen noch begegnen mag, wenn wir längst nicht mehr sind, die Erinnerung künftiger Geschlechter an das Gute, welches wir noch mit dem letzten Hauche gestiftet haben, wird ihnen zur Empfehlung, zum Schutz dienen, und ihnen unerwartete Freundschaften unter den Rechtschaffenen erwerben. Wer da säet im Segen, ärntet im Segen.

Allein nicht bloß aus dieser Rücksicht entschließe dich, etwas zu thun, wodurch du nach deinem Tode wohlthätig fortwirkst. — Zwar ist sie der zärtlichen Liebe für deine Hinterlassenen anständig, und darum, obwohl sie nicht aus reinster Christentugend stammt, verzeihlich; doch lebst und handelst du in höherm Sinn, im Geiste Jesu, wenn du, unbekümmert um alles Irdische, das Göttliche und Gute nur um Gottes und des Guten willen allein thust.

Du denkst vielleicht bei dir: das ist doch zuviel von mir begehrt! — O, was du jetzt nicht ganz verstehen kannst, nicht ganz verstehen willst, deine Todesstunde wird es dir offenbaren. Da kommt ein Augenblick, wo du mit Gott und Ewigkeit ernster, als mit deinen liebsten Hinterlassenen beschäftigt sein wirst; dann ein Augenblick, wo du himmlische Beruhigung in dem Gedanken finden wirst: wenn ich nun vor Gott stehe, o die dankbaren Gebete, o die segnenden Freudenthränen durch mich noch nach meinem Tode beglückter Menschen werden mich dort begleiten! Auch darin ist Segen, und überschwenglich viel in dem, daß Viele Gott danken für diesen unsern treuen Dienst. (2. Kor. 9, 12.)

Wer da säet im Segen, der wird ärnten im Segen, hier und dort! Auch dort in den heiligen Gefilden, dort, für die ich hienieden lebe und sterbe, für die mein Jesus mich im Heiligthume seiner Offenbarung und Lehre vorbereitet hat; denen ich geweiht war von Dir, mein Gott, mein Herr, mein Schöpfer, ehe ich war.

Aber was habe ich hienieden schon ausgesäet, daß ich mich droben in schönern Welten, bei Gott und allen Vollendeten, der Aernte freuen könnte? Wo sind denn die durch mich beglückten Familien? Wo denn die Augen, deren Thränen ich trocknete? Wo die frommen, ohne alle Eitelkeit, ohne allen Eigennutz von Keinem gesehenen Thaten?

Allwissender Gott, ich verhülle mein Antlitz vor Dir! Ich bin nicht Deiner Treue würdig und deiner Gnade!

Aber diese Stunde der Andacht bleibe mir gesegnet und theuer. Ihr Andenken soll einst meiner Todesstunde begegnen! Ich will im Stillen Himmelssaaten aussäen, bis ich nicht mehr kann — Liebe, Versöhnung, Erbarmen, Hilfe! Und einst mein letzter Athemzug, mein letzter Wille wirke noch segensvoll über mein Grab, auf die nach mir Lebenden fort! Amen.

48.

Von den Pflichten gegen die Thiere.

Spr. Sal. 12, 10.

Wenn es höhern Wesen vergönnt ist, sich, unsichtbar für uns, mit den Menschen und ihren Schicksalen zu beschäftigen, so werden sie den Menschen lieben, und seine Freude muß ihre Seligkeit vermehren. Gewiß nehmen sie Theil an unsern Leiden, an unsern Thränen, an unserer Wonne, obwohl wir viel geringer sind, als sie, und auf der himmlischen Schöpfungsleiter viel niedriger stehen, als sie. — Denn sie betrachten das ganze große All der Welt als den unermeßlichen Palast Gottes, des allgemeinen Vaters; und alles, was darin wohnt, das Erhabene und das Tiefe, ist ihnen ein Heiligthum, weil es durch denselben Spruch der Allmacht entstanden ist, durch welchen sie selbst hervorgegangen sind. Alles, Alles ist ihres Gottes Werk, und die ganze weite Schöpfung zuletzt nur eine einzige weitläufige und doch innig verbundene Familie.

Auch wir Menschen sind höhere Wesen im Vergleich mit andern Geschöpfen, die noch auf geringern Stufen der Vollkommenheiten stehen. Wir sind höhere Wesen, denn wir sehen unter uns ausgebreitet das Reich von Millionen wunderbarer Pflanzen und die mannigfaltige Welt der Thiere. Aber auch *sie* sind Gottes Werke; sie sollen uns theuer sein, weil wir und sie den gleichen Schöpfer haben.

Ist uns nicht das Andenken lieb, das uns ein entfernter Freund von sich hinterlassen hat? — Wie sorgfältig bewahrt die zärtliche Freundschaft selbst unbedeutende Kleinigkeiten auf, die dem Geliebten gehörten, von dem wir getrennt sind! — Wie gern erinnern wir uns, beim Anblick derselben, dessen wieder, der unserm Herzen theuer ist! Wir glauben ihm näher zu sein, wenn wir Dinge sehen und berühren, die sein Auge sah, die seine Hand berührte. Unsere Sehnsucht nach ihm wird leichter, unsere Liebe wird inniger.

Wohl denn, unser himmlischer Freund, unser ewiger gütiger

Vater, unser Gott, unser Alles, den wir auf Erden nicht würdig sind zu schauen, umringte uns mit der Herrlichkeit seiner Schöpfung. Wir sollen uns beim Anblick derselben seiner erinnern. Er gab uns dies Andenken, daß wir seiner nicht vergessen möchten. Was wir sehen, was unsere Hand berührt, was wir mit allen unsern Sinnen empfinden, hat er gemacht. Wir sollen es lieben und achten, wenn wir ihn lieben. Wir sollen durch den weisen Gebrauch seiner Geschenke ihn ehren. Wir sollen diese wundervolle Welt, diese Schätze der Natur nicht ansehen, ohne von neuer, inniger Sehnsucht nach ihm erfüllt zu werden: Sehnsucht nach ihm, von dem Alles kommt, und zu dem wir wieder hinübereilen.

Vor allem Andern steht dem Menschen die Thierwelt nahe. Sie ist's, die von ihm in der Kette der erschaffenen Dinge den Uebergang zu den Pflanzen und unbelebten Kreaturen macht.

Wenn schon die Thiere Wesen geringerer Art sind, haben sie doch den lebendigen Athem, wie der Mensch; haben Empfindung, Schmerz und Freude, wie er; übertreffen ihn oft in einzelnen körperlichen Eigenschaften, und nähern sich nicht selten mit ihrem Verstande dem seinigen. — Alle erkennen ihn als ihren Oberherrn, als den Gewaltigsten. Selbst die wilden Thiere der Wüste entsetzen sich vor dem Anblick des Menschen, und fliehen vor ihm. Nur in der Verzweiflung der Nothwehr oder des Hungers wagen sie einen Angriff auf ihn, und machen Gebrauch von ihrer überlegenen Stärke. Ohne diese natürliche Ehrfurcht, welche die Hand Gottes in die Brust selbst der wildesten Ungeheuer pflanzte, wäre das schwache, von Natur nackte und wehrlose Menschengeschlecht längst unter der Gewalt und Stärke der großen Raubthiere vernichtet worden.

Doch ist die Zahl solcher Geschöpfe, welche dem Menschen gefährlich werden können, unendlich klein gegen die Anzahl derjenigen Thiere, welche gleichsam nur leben, um ihm Nutzen, Bequemlichkeit und Vergnügen zu verschaffen. Sie sind auf Erden in allen irdischen Bedürfnissen sein Beistand, oft seine einzige Stütze, nicht selten seine treuesten Hausgenossen und Freunde.

Die zahmen Heerden, welche über die Felder hinirren, sie leben für dich; sie geben dir ihre Milch zum heilsamen Getränk,

sie werden dir ihre Wolle, ihre Felle zur Bekleidung, ihr Fleisch zur Nahrung dargeben. — Andere helfen deine Lasten tragen, und vermehren durch ihre Kraft und Schnelligkeit deine Bequemlichkeit auf Reisen. — Andere helfen dir deinen Acker bestellen, und den nützlichen Pflug durch den verhärteten Boden ziehen, damit er für den Samen empfänglich werde. — Andere sind deine treuen Begleiter, sie bewachen deine Wohnung, deine Heerde, und sorgen für dein Vergnügen und Leben.

Es ist kein Mensch so arm, so gering, daß nicht Thiere zu seinem Trost, zu seiner Aufmunterung beitrügen. Seht den blinden Bettler, der durch die Straßen großer Städte wandert. Er ist arm, hat keinen Freund, keinen Theilnehmer in der Noth, keinen Führer in der ewigen Finsterniß, aber sein treuer Hund verläßt ihn nicht. Dieser ist sein Führer, sein Begleiter, sein Wächter, sein Beschirmer. Dieser theilt willig alles Ungemach mit ihm; läßt sich von seinem Herrn durch keine fremden Leckerbissen, durch keine Schmeicheleien, durch keine Gewalt abwendig machen. Er folgt ihm bis zum Krankenbette. Wenn einst kein Auge weint über dem Grabe des unbekannten blinden Mannes: sein treuer Gefährte im Leben, der verlassene Hund wird über dem Grabhügel des geliebten Herrn winseln.

Düster geht der Reisende durch die Einsamkeit der Wälder, aber fröhliche Vögel umflattern ihn, und ihr Gesang spricht wohlthätig zu seinem Herzen.

Der muntere Hahn weckt krähend den fleißigen Landmann zum frühen Tagwerk, und wie dieser hinaus tritt in das thauige Feld, singt schon die Lerche ihr Morgenlied durch den Himmel, und mahnt ihn zur Andacht. Und wenn er müde wird von des Tages Last und Hitze, hört er die Biene sumsen ohne Unterlaß von Blume zu Blume, um Honig zu sammeln für den Winter, oder das Beispiel der fleißigen Ameisen erinnert ihn, nicht müde zu werden. Ueber ihm schweben die Vögel und bauen singend ihr Nest, oder sammeln Futter, und bringen es voll zärtlicher Liebe den Jungen. Sie wecken seine Gedanken an die Heimath, an die Gattin und Kinder, welche er durch seine Arbeit ernähren und versorgen muß. Sollte er sich von der Tugend der Thiere

beschämen lassen, die ihre kleinen Pflichten zu erfüllen nicht die schwerste Mühe scheuen? — Aber endlich, wenn er sein heißes Tagewerk im Schweiß des Angesichts vollbracht hat, und er ausruht in der Hütte mit den lieben Seinigen, noch dann ruht nicht die ganze Thierwelt. Gleichsam seinen Fleiß zu belohnen, und ihm ein süßes Schlaflied zu singen, wacht noch im nahen Gebüsch eine Nachtigall und singt ihm ihr Abendlied.

Ja, die göttliche Schöpferhand scheint die Thiere nicht nur zu unserm Schutz, zu unserer Nahrung, Bekleidung, Bequemlichkeit und Freude bestimmt zu haben, sondern auch zu unserer Aufmunterung in unsern Pflichten, zu unsern stummen Lehrern, zu schönen, geheimnißvollen Vorbildern unsers Strebens und Thuns. Alles in der Welt steht da in Beziehung auf die Gottheit; Alles deutet auf sie hin, und wie wir uns veredeln sollen, um ihr näher zu kommen. Es ist nicht Alles todter Staub und ein irdisches niedriges Gefüge; nein, ein hoher, heiliger Geist weht durch das wundervolle Weltall und spricht zu den Geistern der Sterblichen.

Wenn ich nun in den Thieren nicht nur meine Ernährer und Freunde, meine Hausgenossen und Wächter, sondern selbst in denen, welche mir keinen unmittelbaren Nutzen zu stiften scheinen, Werkzeuge Gottes erkennen muß, so habe ich sie als solche zu achten und zu ehren. Ich habe als Christ, ich habe als ein vernünftiges, höheres Wesen nicht bloß Rechte, sondern auch Pflichten gegen die Thiere. Ich habe Pflichten zu beobachten gegen Alles, was Gott schuf, gegen die Mitmenschen, gegen mich selbst, aber auch gegen geringere Kreaturen.

Die Zahl dieser meiner Pflichten gegen die Thiere ist nur klein, weil meine Verhältnisse zu denselben sehr einfach sind. Aber um so geringer die Anzahl der Pflichten ist, je leichter sie mir zu erfüllen sind, um so strenger kann auch meine Beobachtung derselben gefordert werden.

Wohl haben wir das Recht, die uns schädlichen Thiere zu tödten. — Wir haben das Recht, diejenigen Thiere zu tödten, deren Theile uns entweder zur Nahrung oder zur Bekleidung, oder zu andern Bedürfnissen des irdischen Lebens vonnöthen

sind. — Aber wir haben kein Recht, ihren Tod durch grausame Qualen zu verbittern; — wir haben kein Recht, Thiere nur aus Muthwillen ums Leben zu bringen; — wir haben kein Recht, selbst für schädliche Thiere langsame Todesarten zu ersinnen, um uns an ihrer Todespein zu ergötzen: sondern es ist Pflicht und Menschlichkeit, den Tod des Thieres auf die kürzeste Weise zu befördern.

So wenig ein vernunftloses Geschöpf deutliches Bewußsein vom Leben hat, eben so wenig scheint es eine klare Vorstellung von dem zu haben, was Aufhören des Lebens oder Tod heißt. Es flieht nicht den Tod, sondern nur den Schmerz. Gott gab ihm zu seiner Selbsterhaltung natürliche Triebe, die es gebraucht, ohne aus Erfahrung den Nutzen und die Nothwendigkeit derselben zu wissen. Es kennt schon in der Ferne das Raubthier, das seinem Leben Gefahr droht, ohne es jemals gesehen zu haben. Es flieht von Bangigkeit befallen eine Gefahr, die es nicht näher kennt, die es noch nie an andern Seinesgleichen wahrgenommen hat, und vergißt sie, wenn sie vorübergegangen ist.

Das Lamm geht ruhig zur Schlachtbank, auf der es schon andere Lämmer sterben sah. Es fürchtet den Tod nicht, welchen es nicht kennt, sondern nur den Schmerz, welchen es empfindet, oder schon empfunden hat. — Daher ist ein plötzlicher Tod, ein schneller Uebergang vom Sein zum Nichtsein für das Thier keine grausame Behandlung, kein Unglück, und der Mensch, welcher sein Dasein durch den Tod jener Kreaturen erhalten muß, begeht durch das Hinschlachten derselben nichts weniger als ein Unrecht.

Aber es verräth eine empörende Härte und Grausamkeit des Gemüths, wenn man am langsamen Morden der Thiere, an der Verlängerung ihrer Qual Vergnügen findet. Es verräth ein gefühlloses Herz, wenn man unschuldige Geschöpfe, deren Leben uns keinen Nachtheil, deren Tod uns keinen Vortheil stiftet, aus blutdürstigem Muthwillen tödtet. Auch das Thier, o Unmensch, hat Gefühl, wie du; hat einen Sinn für Schmerz und Freude, wie du; einen Trieb, das flüchtige Leben zu genießen, wie du! Warum vertilgst du aus Muthwillen, was Gott aus Weisheit schuf? Warum vernichtest du ein Leben, das vielleicht andern

Geschöpfen nützen soll, wenn es dir auch weder Nutzen noch Schaden verschafft?

Die Pflicht, das Leben unschädlicher Thiere zu schonen, und beim Tödten derselben wenigstens die Todesqual zu verkürzen, ehrt den weisern Menschen, wenn er sie übt, und verkündet uns die Ueberlegenheit seines Geistes, das zarte Gefühl seines Herzens. Früh sollen wir schon dem Gemüthe der Jugend einprägen, daß sie lerne auch den Geringern achten, und des Wehrlosen schonen. Das Kind, welches mit mörderischer Schadenfreude den Schmerz armer Geschöpfe betrachten kann, wird bald eben so geneigt sein, zu den Thränen von Seinesgleichen zu lachen. Die zärtliche Unschuld, welche den Tod eines Vogels, eines Wurmes betrauert, wird auch bei den Leiden guter Menschen nicht ohne Theilnahme vorübergehen.

Vor allen Geschöpfen aber stehen dem Menschen die Thiere seines Hauses zunächst. Sie gehören gleichsam zu seiner Familie. Er ist ihr Versorger, ihr Schutzherr. Aber dafür leben sie nur zu seinem Besten. Sie kennen ihn; sie lieben ihren Herrn; sie nähern sich ihm freundlich; sie empfangen dankbar die Gaben, welche er ihnen reicht; die Natur versagt ihnen die Sprache, aber sie geben sich ihm durch Zeichen zu verstehen, und erklären ihm ihr Vertrauen, ihre Dankbarkeit, ihre Liebe.

Pflicht ist es, für diese unmündigen, dem Menschen zum Beistand gegebenen Mitgeschöpfe zu sorgen. Lebten sie noch, wie andere ihrer Art, frei in Wildnissen: so würden sie selbst für ihre Nahrung, für ihr Obdach sorgen können. Der Mensch beraubte sie, seines Besten willen, der Freiheit, und übernahm also die Verbindlichkeit, ihnen nun das zu verschaffen, was sie sich selbst nicht erwerben und aufsuchen können.

Pflicht also ist es besonders, diese Hausthiere mit Schonung und Milde zu behandeln; Pflicht, ihnen die schickliche und nöthige Nahrung zu geben; Pflicht, sie gegen die Unfreundlichkeit des Winters in Schutz zu nehmen; Pflicht, für ihre Reinlichkeit, für ihre Gesundheit zu sorgen; Pflicht, sie nicht mit Arbeiten zu quälen, die das Maß ihrer Kräfte übersteigen.

Der Gerechte erbarmet sich seines Viehes; aber

das Herz der Gottlosen ist unbarmherzig, sagt Salomon in seinen Sprüchen. (Kap. 12, 10.), und Moses in seinen Gesetzen spricht: Wenn du deß, der dich hasset, Esel siehst unter seiner Last liegen, hüte dich, laß ihn nicht unterliegen, sondern versäume gern das Deine um seinetwillen. (2. Mos. 23, 5.)

Bei allen, selbst den rohesten Völkern herrscht eine rührende Theilnahme am Wohlsein ihrer Hausthiere. O wie schmerzlich ist es, wenn wir Christen sehen, die ohne Gefühl der treuen Gehilfen ihrer Arbeit, die Genossen ihres Hauses leiden lassen, und das Leiden des Thiers durch rohe Unmenschlichkeit bewirken! — wenn wir sehen, wie sie in blinder Wuth oft die schuldlosen Geschöpfe auf das härteste mißhandeln, oder die Kräfte derselben ohne Noth, oft nur aus Uebermuth, gewaltsam oder unnatürlich anstrengen!

Sorgsam auch für die armen Thiere verordnet schon das Gesetz, welches Moses vom Sinai herab seinem Volke brachte, das Gesetz, welches er von Gott empfangen hatte, Nachsicht mit ihnen: „Aber am siebenten Tage ist der Sabbath des Herrn, deines Gottes, da sollst du kein Werk thun, noch dein Sohn, noch deine Tochter, noch dein Knecht, noch deine Magd, noch dein Vieh, noch dein Fremdling, der in deinen Thoren ist.“ (2. Mos. 20, 10.)

So ehrwürdig das menschliche Mitleiden und Schonen der unter unserm Schutze lebenden Thiere ist, soll aber dasselbe nicht in thörichte Vorliebe und in eine Zuneigung ausarten, die keinem geringern Geschöpfe gebührt, als wir selbst sind. — Eine allzugroße Empfindsamkeit, eine allzuzärtliche Anhänglichkeit an Lieblingsthiere, ist das Kennzeichen schwacher Gemüther, die der Menschenwürde vergessen, und die Bestimmung des Thiers verkennen.

Eben diese Menschen, welche mit kindischer Tändelei ihre schönsten Liebkosungen an unvernünftige Geschöpfe verschwenden, welche dergleichen weder verlangen noch bedürfen — eben diese Menschen sind oft gegen ihre Mitbrüder und Mitschwestern am meisten ungerecht. Während sie einem unvernünftigen Geschöpfe schmeicheln, können sie mit ihren Zungen gute Menschen ver-

läſtern; während ſie ihren thieriſchen Liebling mit Leckerbiſſen ſättigen, können ſie gelaſſen zuſehen, wie die weinende Armuth hungernd von ihrer Thüre gewieſen wird. — Mit dem Aufwand, welchen ihr Stolz, ihre Prachtliebe für überflüſſige Thiere macht, könnten ſie eine unglückliche Familie freudig machen, und Thränen der Dankbarkeit — die einzigen Juwelen, die vor Gottes Richterſtuhl glänzen — und den Segen der getröſteten Unſchuld erkaufen. Aber die Selbſtſüchtigen ſehen nur ſich. Nur was ihnen zugehört, iſt ihnen wichtig. Alles Uebrige gilt gleich, und Menſchen und Thiere ſtehen in gleichem Werthe.

Dieſe Entartung der menſchlichen Natur — ach, warum finden wir ſie noch ſelbſt unter den Chriſten? — ſie iſt eine der Folgen, welche aus dem Mangel der Religioſität entſpringen. Es iſt kein Chriſt, der ſeinem Bruder den Biſſen entzieht, um ihn dem Thiere zur Wolluſt vorzuwerfen. Es iſt kein Chriſt, der Jeſu Brüder verſtößt, der ſich der Menſchheit ſchämt, um durch den Glanz und die Luſt der Thiere zu prangen.

Nein, immer iſt der Menſch mein Ebenbild, nicht das Thier; immer iſt der Menſch mein Mitkind in Gott, mein Miterlöſeter durch Jeſum, mein Miterbe eines unſterblichen Heils, mein Mitwanderer zur Ewigkeit! — Immer hat er die erſten Anſprüche auf meine Achtung, auf meine Hilfe, auf meine Fürſorge, auch wenn er noch ſo geringer Herkunft, noch ſo verächtlichen Standes ſein ſollte. Denn was ſind doch Stand, was Herkunft? Menſchliche Schöpfungen, die mit dieſem Leben verſchwinden! Ein königliches Herz ſchlägt oft hienieden unter dem groben Gewande des Landmanns, und ein geringer Geiſt, ein niedriges Gemüth verhüllt ſich oft mit Purpur und Seide am Throne. — Als Bürger ehre ich und muß ich ehren die bürgerlichen Verhältniſſe und Schranken des Unterſchiedes; aber als Chriſt gleicht mir die Religion Jeſu alle Ungleichheiten aus. Alle Menſchen ſind meine Brüder, mir alle durch Gott verwandt. Sie ſind die, welche Jeſus meine Nächſten nennt, und die ich lieben ſoll, wie mich ſelbſt. Tief ſteht unter ihnen das vernunftloſe Thier.

So will ich ſie denn lieben wie mich ſelbſt. Nie will ich durch kindiſches, thörichtes, eitles Betragen die Würde der Menſch-

heit beflecken, indem ich in meiner Sorgfalt Menschen vernachlässige, um eines Thieres willen; nie will ich meinen unglücklichen Bruder zu der entsetzlichen Empfindung bringen, daß er lieber mein Thier, als mein Untergebener, als ein Hilfeflehender bei mir sei.

Aber auch eingedenk will ich sein der Barmherzigkeit und Güte, welche mir das göttliche Wort selbst gegen die Thiere empfiehlt; auch sie, o allmächtiger, allweiser Vater, sind Deine Geschöpfe! — Auch ihr Stöhnen vernimmst Du, auch ihr Leiden siehst Du. Nichts hast Du in Deiner großen Schöpfung hervorgebracht, das Du dann verstoßen und vergessen wolltest. Kein Sperling fällt ohne Deinen Willen zur Erde. Ich werde Rechenschaft geben müssen einst auch von meinem Betragen gegen diese Unmündigen in Deiner Schöpfung.

So belebe denn Deine unaussprechliche Liebe gegen die Welt auch mich mit Hochachtung, mit Liebe, mit Schonung für Deine Geschöpfe, und nie entweihe eine gefühllose, unmenschliche Handlung, nie eine muthwillige Unbarmherzigkeit mein Herz! Amen.

49.

Bedenke das Ende.

Sir. 7, 40.

Gott haßt der Thorheit irre Pfade
Und falſcher Herzen Gaukelei'n;
Zwar lange leuchtet ſeine Gnade,
Für Böſ' und Gut' ein Sonnenſchein;
Doch wen die Langmuth nicht belehrt,
Dem flammt zuletzt des Richters Schwert.

Umſonſt iſt's, daß der Menſch ſich blende!
Erinn're dich, wohin du gehſt;
Gedenke deiner Thaten Ende;
Du ärnteſt das nur, was du ſä'ſt.
Wer Samen aus zu Diſteln ſtreut,
Hat ſich umſonſt auf Frucht gefreut.

Gott, der nur Wahrheit iſt und Güte,
O laß mich ſchuldlos, laß mich rein,
Von ganzem Herzen und Gemüthe,
Auf Deinen heil'gen Wegen ſein;
Und, ſchwindet einſt das Schattenſpiel
Des Lebens, fröhlich ſteh'n am Ziel.

Man hat wohl hundert verſchiedene Redensarten, um zu ſagen: ich bin nicht glücklich; es fehlt mir, es iſt mir um die Zukunft bange; hätte ich nur Dies oder Jenes erſt erreicht; wäre nur dieſer oder jener Umſtand nicht; es hat Jeder ſeine Plage! Ich höre dergleichen Redensarten täglich aus dem Munde meiner Freunde und Bekannten. Es macht faſt Niemand ein Hehl daraus, daß er noch nicht ganz zufrieden ſei, daß ihm noch viele kleine Wünſche unerfüllt geblieben wären. Aber von Tauſenden mag nicht ein Einziger die Wahrheit ſprechen und ſagen: daß ich nicht glücklich bin, iſt weder die Schuld Gottes noch der Menſchen, ſondern meine eigene; durch meine Denkart, durch meinen geheimen Stolz, durch meine verwöhnte Sinnlichkeit bin ich der Urheber meiner beſtändigen Unzufriedenheit.

Zwar ſieht man bei dem Allem dem Anſchein nach friedliche Geſichter, zufriedene Mienen genug. Man möchte faſt glauben, jene Redensarten wären nur gewohnheitshalber geführt. Einer hält den Andern, durch dieſen Anſchein verführt, bei weitem für

glücklicher, als sich selbst. Man spricht: Worüber sollte er sich beklagen? Er hat ja, was er will; er ist gesund; er hat gut geartete Kinder; er hat sein hinlängliches Auskommen; er genießt viel Achtung. Bei mir hingegen ist's ganz anders. — So sieht Jeder auf die scheinbaren Vortheile und Annehmlichkeiten des Andern, nicht auf dessen verborgenes, verschwiegenes Uebel, und vermehrt seine Unzufriedenheit durch den Anblick des vermeinten Glücks der Nachbarn. So täuscht Einer den Andern, und zuletzt Jeder sich selbst durch die Andern.

Ja, es ist nur zu gewiß, daß von zehn Personen, die mit äußerlicher Heiterkeit uns begegnen, wenigstens immer eine in irgend einer heimlichen Verlegenheit ist, die aber aus Klugheit verhehlt wird. Den Einen drückt die Erinnerung an Geldschulden, die er durch zu leichtsinnige Haushaltung oder Unordnung in seinen Geschäften machte, den Andern der Gedanke an die Folgen irgend eines übereilten Schrittes; Diesen das Bewußtsein einer zerrütteten Gesundheit, wozu er durch irgend eine Unvorsichtigkeit oder Ausschweifung Anlaß war; Jenen quält die Sorge vor der Rache und Bosheit gewisser Menschen, deren Stolz er beleidigt hatte. Die Wenigsten sind so zufrieden und heiter, als sie scheinen. Keiner läßt den Andern die Geheimnisse seines Herzens sehen.

Es ist nur zu gewiß, daß ein Theil der Menschen mit ihren heitern Mienen sich selbst betäubt über das Unangenehme der gegenwärtigen Umstände; ein anderer aus natürlichem Leichtsinn darüber hinwegschlüpft und denkt: Jeder Tag mag für das Seine sorgen. Warum soll ich mir über jede Kleinigkeit graues Haar machen? Ich thue, was ich eben kann, entstehe dann daraus, was da wolle. Andere Zeiten, andere Hilfsmittel. Man muß nicht gleich verzagen, wenn das Glück uns einmal ein unfreundliches Antlitz zeigt. Wie heute, so hatte ich's gestern. Jeder Tag hat seine eigene Last und seine eigene Noth, und jedes Jahr hat seine eigenthümlichen Verdrießlichkeiten. Also mit leichtem Fuß über alle Dornen des Lebens hinwegzuhüpfen, das ist am Ende die ächteste Lebensweisheit.

Ist's wirklich Lebensweisheit, wie du glaubst? Kann Leichtsinn, oder, wie du es gern nennen möchtest, leichter Sinn, dir

wirklich ein festes Glück bauen? Ist eine berechnende Klugheit, welche die Frucht der Erfahrung ist, in der That weniger werth, als jene Leichtsinnigkeit, die mit dem hohen Ernst des Lebens ein Spiel treiben möchte? O so wäre ja die Unbesonnenheit und vergeßliche Flüchtigkeit der Kinderjahre die beste Lebensweisheit, und der Mensch würde, je reifer seine Ansichten mit dem fortrückenden Alter werden, statt weiser nur thörichter.

Freilich, für den Augenblick, für den Tag kann Scherz, Vergessenheit und Leichtsinn uns die äußere Gestalt der Beglückten geben — aber auch nur für den Augenblick, für den Tag. Diese Lebensweisheit ist derjenigen zu vergleichen, mit welcher ein Anderer sich in berauschenden Getränken betäubt, um seine Umstände nicht deutlich zu erkennen. Aber ungeachtet des Leichtsinnes oder des Rausches bleibt dennoch das Uebel selbst; nur ein Augenblick der Besinnung oder Nüchternheit ist genug, die ganze Selbsttäuschung zu zerreißen und aus dem angeblichen Himmel der Zufriedenheit herauszustürzen.

Nein, ich kann mich nicht überreden, daß diese Art zu sein wahre Klugheit wäre. So müßte ich auch die Klugheit des Kranken rühmen, der einen verborgenen Krebsschaden hinwegscherzen zu können glaubt. Ach, während seiner Scherze frißt das Gift zerstörend um sich, und endet den Leichtsinn mit Schmerz und Jammer eines ganz verheerten Körpers.

Leichter Sinn erträgt, ohne zu unterliegen, das unvermeidliche Uebel, aber er ist eine Frucht weiser Grundsätze; Leichtsinn hingegen ist Folge der Selbstbetäubung oder einer flatterhaften Gemüthsart, und blendet sich mit Betrug über Ursachen, Folgen und wahren Werth des vorhandenen Uebels. Er tröstet sich bald mit dem Schicksal Anderer, bald mit der Hoffnung, die Sache werde so schlimm nicht enden. Er schmeichelt sich, von dem allgemeinen Gesetze, welches die Naturbegebenheiten, wie die Schicksale der Menschen lenkt, eine Ausnahme zu machen, daß ihm das nicht schaden werde, was tausend Andern zum Verderben entartete. Er verscherzt die Warnungen aller Erfahrungen, und sucht einen gemachten Fehltritt mit zwei andern gut zu machen oder zu verheimlichen, bis er in das Labyrinth der Noth tief genug

eingedrungen ist, wo endlich aller Leichtsinn aufhören muß und sich in verzweiflungsvolle Entschlüsse verwandelt.

Erfahrung ist die Lehrerin des Lebens. Darum sind Erwachsene die Rathgeber der unwissenden Jugend. Besonnenheit ist die Leuchte des klugen Mannes; daher werden ihm nicht leicht Uebereilungen zur Last fallen, die nur dem Kinde eigen sind. Wo Erfahrung und Besonnenheit aber mit Christusgeist verbunden stehen, da ist nicht wohl großes Unglück zu fürchten.

Allerdings muß man erstaunen, daß von der einen Seite so wenige Sterbliche des Lebens recht ungetrübt froh sind, und doch nichts eifriger wünschen, als es zu werden. Man muß erstaunen, daß sie dies vom Morgen bis zum Abend täglich wünschen, und doch nichts dafür thun mögen. Woher rührt dieser Widerspruch? Ist's zu schwer, ihn zu lösen? Nein, wahrlich, es gehört nur der ernste Wille dazu und Verachtung jedes Hindernisses, das sich unserer Gemüthsberuhigung entgegensetzt, und wir können glücklich sein. Oder erfordert es eine mannigfaltige und entwickelte Kenntniß, um zu erfahren, durch welche Mittel wir eine dauerhafte Heiterkeit in unserm Gemüth begründen können? Nein, auch das nicht. Glücklich zu werden, dazu bedarf es keiner Gelehrsamkeit. Die heilige Schrift gibt uns den Kern aller Erfahrungen die wahre Weisheit des Lebens, in drei Worten: Bedenke das Ende!

Was du thust, so bedenke das Ende: so wirst du nimmermehr Uebels thun. Halte dich vom Unrecht, so trifft dich nicht Unglück. (Sir. 7, 2. 40.) O daß sie weise wären und vernähmen solches, daß sie verständen, was ihnen hernach begegnen wird! (5. Mos. 32, 29.) Alles, auch das Geringste in unsern Handlungen, hat seine Folgen — hat Folgen, welche durchaus nicht von uns weder immer wahrgenommen, noch abgeändert werden können; hat Folgen, die oft ohne unser Vermuthen wiederum die Ursachen neuer Wirkungen werden. Der heutige Zustand der Welt, der Völker, der einzelnen Familien, der besondern Menschen ist eine Folge vergangener Jahre, und der Zustand vergangener Jahre ist eine Folge von Begebenheiten und Handlungen der vorigen Jahrhunderte. Was heute geschieht,

bereitet die Beſchaffenheit künftiger Tage vor. Eine Unvorſichtigkeit von heute macht dich vielleicht in wenigen Jahren arm, oder iſt der erſte Anlaß deines frühen Todes oder einer heftigen Krankheit. Ein edles Wort, heute geſprochen, ein gutes Werk, heute gethan, bereitet dir unverhofft, vielleicht nach Jahren, eine gute Aufnahme, wo du ſie nicht ſuchteſt, an die du nicht dachteſt; eine Freundſchaft im Stillen, die du gar nicht verdient zu haben glaubteſt.

Alles, wie in der Schöpfung, ſo in den Schickſalen der Sterblichen, iſt Urſache und Wirkung, eine Kette von Ereigniſſen, deren eins immer wieder die Quelle von andern wird. Und in dieſem Strom von Wirkungen der vergangenen Stunden ſchwimmt das Menſchenleben, und wird ſelbſt wieder Urſache neuer Begebenheiten. So geſchieht es, daß aus den geringfügigſten Dingen oft die allerwichtigſten Verhältniſſe ſich entwickeln, welche den Menſchen, ſeine Familie, ſeine Mitbürgerſchaft, ſein Volk, ganze Nationen, endlich ganze Welttheile ergreifen und verwandeln. Und in dieſer Hinſicht, und hätte der Menſch das Auge der Allwiſſenheit, würde man ſagen und wahrnehmen können, daß eigentlich keine unſerer Handlungen vollkommen gleichgültig wäre, weil jede ihre unvermeidlichen, aber nie ganz erkennbaren Folgen hat.

Nur dies Einzige wiſſen wir mit Sicherheit vorauszuſagen, daß Alles, was in unſern Handlungen den göttlichen Geſetzen, den Ordnungen der Natur, den Wahrheiten unſerer Vernunft gemäß geſchieht, unfehlbar durch ſeine Harmonie mit dem unſichtbaren All wohlthätig wirke; und hingegen, was dem widerſpricht, nachtheiligen Einfluß auf uns oder Andere, früher oder ſpäter, geringer oder ſtärker, äußern wird und äußern müſſe. Die ganze Lebensklugheit beſteht alſo darin, uns vor den böſen Wirkungen fremder Handlungen ſicher zu ſtellen, und uns vor dem Nachtheil eigener Thaten zu hüten. Da wir aber nur die That, nicht aber ihre möglichen Folgen in unſerer Gewalt haben, müſſen wir jene mit Weisheit und Vorſichtigkeit vollbringen. Denn nur dem Guten folgt das Gute. Dies iſt Naturgeſetz, dies Gottes Geſetz.

Darum bedenke von Allem, was du thuſt, das Ende! Nicht bloß von der äußern That, ſondern ſelbſt von deinen noch tief im Innern des Gemüths verborgen gehaltenen Wünſchen.

Wohl jeder Sterbliche hat ſeine eigenen ſtillen Wünſche; wohl mancher fleht um Erhörung derſelben zu Gott mit einer Andacht und Zuverſicht, als hinge in der That davon ſein ganzes Glück ab. Und wenn dann Gott dies heiße Gebet nicht erhört, wenn vielleicht das traurige Gegentheil deſſen eintritt, wornach man ſich ſehnte: wie niedergeſchlagen iſt dann die Seele; wie verlaſſen glaubt ſie ſich; wie geneigt wird ſie, an der Güte oder beſondern Fürſorge des ewigen Vaters zu zweifeln! Und doch war die Nichterfüllung unſerer Begierde ein Beförderungsmittel ſowohl unſers als fremden Wohls. Bedenke nur, ehe du Wünſche machſt, ehe du deine Wünſche Gott im Gebete vorträgſt, die möglichen Folgen derſelben, wenn ſie dir gewährt würden. Du wünſcheſt vielleicht größern Reichthum, um ſorgenloſer zu leben; aber du kennſt dich zu wenig; du würdeſt dann minder zum Wohl deiner Nebenmenſchen arbeiten, deine Kräfte weniger anſtrengen; der Reichthum würde dir neue Begierden erwecken, die du jetzt zu deinem Glücke noch gar nicht kennſt. Um ſorgenlos zu ſein, muß man nicht Reichthum, ſondern nur Genügſamkeit haben. Vielleicht biſt du ſchon in wenigen Jahren nicht mehr unter den Lebenden. Dein größtes Vermögen würde Erbtheil Anderer, vielleicht deiner Kinder, die eben dadurch verſchlimmert würden, denen Gottes weiſere Vorſehung nach ihren Anlagen, nach ihrer Denkart ein ganz anderes Loos, und gewiß ein beſſeres, zugedacht hat, als du ihnen bei deiner beſchränkten Klugheit geben könnteſt.

So unſchuldig, ſo klein auch deine Wünſche, ja ſo gerecht ſie dir auch ſcheinen können: bedenke die möglichen Folgen derſelben, wenn ſie erfüllt würden. Kein Tag gleicht dem andern. Was dir heute das beſte Gut ſcheint, kannſt du morgen aus guten Gründen haſſen müſſen. Du weißt dies nicht voraus; aber dein Gott, der die Welt regiert, weiß es. Du bateſt vielleicht mit naſſen Augen, mit zitternden Lippen für das Leben deines kranken Kindes, deiner Aeltern, deines Freundes — ach vielleicht in

Kurzem biſt du ſelbſt nicht mehr auf Erden. Was half die Erfüllung deines Wunſches? Auf dem Sterbebette erfreueſt du dich mehr derjenigen Geliebten, die du wiederfindeſt, als derjenigen, die du zurücklaſſen mußt.

Darum ſelbſt von deinen Wünſchen überlege die möglichen Folgen, und dann wirſt du mäßiger werden in dem, was du begehren möchteſt; wirſt zufriedener ſein mit dem Looſe, was dir dein Vater im Himmel gab; wirſt vertrauensvoller auf Gottes Weisheit, mit Erkenntniß deiner Schwäche, hinzuſetzen zu Allem, was du bitteſt: Vater, nicht mein Wille geſchehe, ſondern der Deinige. Und fürwahr, wer es einmal dahin gebracht hat, mäßig zu ſein in den Wünſchen, übrigens zuverſichtvoll Alles, was ihm gut ſein möge, der Alles wohl leitenden Vorſehung anheim zu ſtellen, und ſich mit frommer, edler Ergebung mit dem zu begnügen, was ihm einmal zu Theil ward, der ſteht an der Pforte des wahren Glücks; der iſt ein Weiſer, ein Chriſt; der lebt in Jeſu Geiſt. Ihm kann es nicht fehlen.

Bedenke das Ende! Dann wirſt du nicht leicht durch eigene Unvorſichtigkeit fallen, ſondern manchen deiner Pläne abändern, den du jetzt, von nicht ganz edeln Begierden begeiſtert, für die Zukunft entworfen haſt. Nie ſollen wir ernſthaftere Rückſicht auf die Folgen unſerer Vorſätze nehmen, als wenn wir im Begriffe ſind, ſie auszuführen. Iſt die That einmal gethan, das Wort einmal geſprochen, der Gang einmal zurückgelegt, dann hilft die Erinnerung an die möglichen Folgen davon nur unſere Furcht und unſere Sorge vermehren. Der Leichtſinn verfährt planlos, aber jede Leidenſchaft hat ihren Leichtſinn. Die Vorſichtigkeit handelt nie ohne überdachten Entwurf. Der Zweck des Entwurfes iſt des Menſchen Wunſch; das Mittel, ihn zu erreichen, des Menſchen That. Oft iſt der Zweck unſchuldig und an ſich gefahrlos. Selten wählt ein Sterblicher mit Abſicht und Ueberlegung ſchlechte Ziele, an welchen er oder ſein Mitgeſchöpf verderben könnte. Nur der Böſewicht kann planvoll über ſchändliche Anſchläge brüten, deren Wirkung Thränen und Verdruß ſind. Aber auch Chriſten können in den Mitteln fehlen, welche

sie ergreifen, um ihre oft sehr wohlgemeinten Absichten durchzusetzen. Manche, von allzugroßer Begierde gereizt, ihr Ziel schnell und sicher zu gewinnen, trösten sich wohl gar durch die Güte der Absicht über die Unrechtmäßigkeit der dazu eingeschlagenen Wege. Hier wird der Eine, um sich und die Seinigen mit Anstand zu erhalten, Veruntreuer anvertrauten fremden Gutes; dort ein Anderer Uebervortheiler oder Betrüger im Handel und Wandel. Hier wird der Eine, um irgendwo Einfluß zu bekommen, durch welchen er nützlich zu werden wünscht, ein heimlicher Ränkemacher, Schmeichler von der einen, Verleumder von der andern Seite; dort ein Anderer ungerecht gegen den Schuldlosen, Werkzeug der Tirannen und böser Gewalt.

Schon das gemeine Sprichwort lehrt: Auch der beste Zweck heiligt kein schändliches Mittel. Durch deinen bloßen Wunsch stifteſt du weder Böses noch Gutes, so lange Wunsch und Zweck in deiner Brust verborgen liegen. Aber dein Mittel ist die That, und die That ist der Quell böser oder guter Schicksale. Ob deine Absichten, auch deine guten, gelingen, ist nicht vorherzusehen. Aber von deinen Mitteln, deinen Thaten sind die Wirkungen unzweifelhaft. Daher, ehe du zur Vollziehung deiner Vorsätze schreiteſt: bedenke das Ende! Ob deine Absicht erreicht werde, ist nur dem Allwissenden bekannt; aber ob ihr Zweck wahrhaft edel oder auch nur unsträflich sei — das ist dir selbst bekannt. Bedenke das Ende, prüfe die Redlichkeit der Mittel, deren du dich bedienen willſt, um zum erwünschten Zwecke zu kommen. Vielleicht sind eben diese die größten Hindernisse deiner Absichten; vielleicht sind sie es, die dich am weiteſten von deinem Ziele entfernen, zu dem sie dich führen sollten. Mancher ward eben dadurch Bettler, wodurch er reich zu werden hoffte; Mancher eben dadurch bei seinen Mitbürgern in die tiefſte Verachtung gestürzt, wodurch er sich zu heben gedachte. Nicht der Zweck, das Mittel machte ihn elend, und Keinen entschuldigt zuletzt der schlechte Vorwand: ich hatte es doch gut gemeint.

Bedenke das Ende! Dein Wort, deine That hat eine Folge. Darum handle nie in der Leidenschaft, und traue den

süßesten Einflüsterungen solcher Begierden nicht, deren du dich öffentlich schämen müßtest. Auch ihre Wirkungen werden unfehlbar von der Art sein, daß du einst vor ihnen erröthen mußt. Machten dich so manche bittere Früchte deiner ehemaligen Thorheiten noch nicht weiser? Warum verspottest du das Kind, welches schon einmal seine Unvorsichtigkeit am Feuer mit Schmerzen beweinte, wenn es ungewarnt zum andernmal die Hand zu nahe an die Flamme bringt? Bist du nicht selbst dem Kinde ähnlich? Warum sehnst du dich nach innerm Frieden und dauerhaftem, über allen Zufall erhabenem Glück, wenn du nicht glücklich werden willst?

Bedenke das Ende, der du durch Launen, Eigensinn, Widerspruchsgeist den Frieden deines Hauses störst — du endest mit dem Elend deines Lebens, mit der Zerrüttung deiner Gesundheit, mit der Verachtung deiner Angehörigen, mit der übeln Nachrede der Welt. Warum machst du aus Kleinigkeiten erhebliche Dinge, warum forderst du für deinen herrschlustigen Eigensinn eine Nachsicht, welche du den Schwächen Anderer verweigerst? Vielleicht ist deine Absicht nicht unedel, aber deine Mittel sind ungerecht und unklug. Darum gehst du und das Glück deines Hauses mit dir zu Grunde.

Bedenke das Ende, wahnsinniger Spieler, der du an Würfeln, Karten und Lotterien erst ein leichtes Wohlgefallen, dann leidenschaftliche Vorliebe, zuletzt die Möglichkeit fandest, deine Umstände zu verbessern — du wirst das Schicksal der Spieler haben, die mit verzehrten Leibes- und Geisteskräften ihres Vermögens letzten Heller dahin fliegen sahen, und den Bettelstab oder ehrlose Verzweiflung behielten. Die Bessern verachten dich schon heute, die Deinigen beklagen dich schon heute — jene Verachtung, diese Klagen sind Stimmen deines Schutzgeistes. Bedenke das Ende!

Bedenke das Ende, eitler Großthuer, der, um vor seinen Mitbürgern ein wenig zu glänzen, thöricht dahin arbeitet, endlich ein Gegenstand ihres Mitleidens zu werden. Was kann dir es lohnen, daß du dich über die Kräfte deines Vermögens anstrengst, reicher zu scheinen, als du bist? Siehe, vielleicht jetzt schon ist

dein Hauswesen an geheimer Unordnung leidend, vielleicht jetzt schon siehst du nicht mehr voraus, wie du deine Schulden wieder abzahlen, und doch noch als ehrlicher Mann leben kannst. Warum setzest du deinen Aufwand fort, wo du dich einschränken solltest? Warum vergrößerst du die Gefahr deines Sturzes mit neuen Geldanleihen, und kaufest dich von einer Verlegenheit los, indem du sie mit zwei neuen bezahlst? Dein Zweck mag zu billigen sein: du möchtest dich vor öffentlicher Schande sichern, aber deine Mittel sind widersinnig, sie bringen dir endlich Armuth und Schmach des Betrügers. Bedenke das Ende!

Bedenke das Ende, ungetreuer Beamter, der du nicht nach Gesetz und Pflicht, sondern nach Gewogenheit und Gunst sprichst; der du dem Recht gibst, der dir vorher gegeben, oder von welchem du Vortheil erwarten kannst; der du nicht den Verdienstvollen vorziehst, sondern den von Menschen Empfohlenen, die dir wieder helfen können; der du mit gewissenlosem Eigennutz öffentliches Gut unterschlägst und beschworne Eide brichst — vielleicht heute schon ist Vielen bekannt, wie oft du zum Verräther an deiner Pflicht geworden; vielleicht heute schon verabreden im Stillen Edelgesinnte deine Entlarvung. Tritt zurück! Dich warnen große Erfahrungen, dich warnen die todten Zeilen dieses Blattes — adle dich wieder mit neuer Gerechtigkeit und Tugend; denn was du bisher gethan, wird dich mit dem Zentnergewicht schwarzer Früchte erdrücken. Bedenke das Ende!

Bedenke das Ende, lüsterner Verführer der Unschuld, der, von seiner Sinnlichkeit gelockt, eine Schandthat zu vollführen brütet. O, die Schandthat ist wohl möglich, aber unvermeidlich ist auch ihre Wirkung. Du bist verloren! — Besinne dich! Ruhe, Ehre! Lebensfrieden stehen im Spiele. Im Hintergrunde wollüstiger Einbildungen wirst du einen Richtplatz sehen, die blutige Thräne der Reue und das trockene wilde Auge der Verzweiflung! Tritt zurück und bedenke das Ende! Wenn du es wüßtest, spricht unser göttlicher Lehrer, so würdest du auch bedenken zu dieser deiner Zeit, was zu deinem Frieden dient! (Luk. 19, 42.) Also sprachst Du, Messias, Erhabener, zum Wahnsinn der Stadt Jerusalem, als Du Dich ihr nahtest und über sie weintest. So

ſprichſt Du auch zu meiner Seele, wie Du auch meiner Sünden willen Thränen und Blut vergoſſen haſt. Jeruſalem hörte Dich nicht. Es ſpottete ſtolz des heiligen Warners, und ging unter in gräßlichen Zerſtörungen. Jeder einzelne Sünder wiederholt das traurige Schauſpiel, ſpottet Dein und geht unter. Wehe mir! Sollte ich die furchtbaren Beiſpiele an meiner Seele umſonſt vorüberziehen laſſen? Bedenke das Ende!

Bedenke das Ende! ſoll mein Wahlſpruch werden bei Allem, was ich unternehme und thue, ſo werde ich nimmermehr Uebels unternehmen. So wird die edle Handlung, die ich vollbringe, der Aufruhr einer Leidenſchaft, die ich in mir unterdrücke, mein Gemüth mit angenehmen Hoffnungen füllen, weil nichts Gutes geſchehen kann, ohne gute Wirkungen für Andere und für mich. So werde ich eines innern Friedens und einer Seelenhoheit fähig werden, nach welcher Andere vergebens ſchmachten. So werde ich ein Glück mir ſchaffen, das die Sehnſucht aller Sterblichen iſt, und doch nur von wenigen gefunden wird; ſo werde ich auch in äußerer Dürftigkeit reich werden durch Einſchränkung meiner beſcheidenſten Wünſche; auch im niedrigſten Stande hochachtungswürdig werden durch die Ehrfurcht, welche Rechtlichkeit und Tugend endlich allen Menſchen einflößen; ſo werde ich eine Heiterkeit gewinnen, die nicht der Abglanz befriedigter Begierden iſt, und wieder verſchwindet, wenn neue Leidenſchaften laut werden: ſondern eine Heiterkeit, wie Du ſie, o Jeſus, durch Dein Leben trugſt bis zum Kreuze; einen Wiederſtrahl des ſtillen Himmels, welchen Tugend und Frömmigkeit in unſerm Gemüth hervorrufen.

50.

Am Schlusse des Jahres.

Hiob. 11, 7.

Nie kann ich meines Gottes Wege
Mit meinen Blicken überseh'n;
Noch, wenn ich Alles überlege,
Was er beschließt, ihn ganz versteh'n.
Er offenbart sich mir als Gott,
Und bleibt ein unerforschter Gott.

Ich kann genug von ihm erkennen,
Ihn zu bewundern und für ihn
In frommer Liebe zu entbrennen,
Ihn jedem Glücke vorzuzieh'n;
Genug von ihm, mich ihm allein,
Mich seinem Dienste ganz zu weih'n.

Er wählt — was brauch' ich mehr zu wissen —
Nichts Böses, thut vergebens nichts.
Selbst in des Lebens Finsternissen
Bedarf ich keines hellern Lichts.
Denn was er werden läßt, ist ja
Zum Besten euch, ihr Frommen, da.

Das Stundenglas lauft ab. Ein Jahr ist an mir vorbeigeflogen, wie ein langer, verworrener Traum. Was ist aus mir nun geworden? Wie wird es nun mit mir werden? — Wie weit bin ich gekommen? Was habe ich gewonnen? Bin ich nun glücklicher, als vor einem Jahr? Wem habe ich es zu danken? meinen bessern und klügern Grundsätzen, oder gewissen angenehmen Umständen, die sich ohne mein Zuthun ergaben? — — Bin ich nicht so glücklich, wie vor einem Jahr? und in welchen Dingen bin ich es nicht? Was ist daran Schuld? Ist das ein wirklicher Verlust, was ich nicht habe, und was mich grämt, oder ist es erst dadurch für mich schmerzhaft, daß ich schwach bin, eigensinnig, und die Führungen des Verhängnisses nach meinen Lieblingswünschen, die mir freilich angenehm scheinen, eingerichtet zu sehen wünschte?

Es läßt kein altes Jahr von uns ab, es zieht kein neues gegen uns an, ohne daß man nicht diese und ähnliche Fragen in sich thut, und seine Empfindungen darin ausspricht. Mancher blickt

nicht gern auf das Vergangene zurück. Es hatte für ihn Widerwärtigkeiten aller Art — Verdruß von Menschen, Abnahme seines Vermögens, Todesfälle theurer Personen. Er richtet sein Auge lieber auf das, was noch kommen soll. Er begrüßt es mit stillen Hoffnungen; er stammelt leise seine Wünsche. Vor seiner Einbildungskraft blüht jenseits der Schneefluren des Winters wieder ein Frühling, dann ein langer Sommer, ein Herbst — was kann in solcher Zeit nicht Alles geschehen! Wie viel Unerwartetes ist da möglich!

Ein Anderer, der den Wechsel der Schicksale kennt, empfindet ganz anders. Er sieht mit Wohlgefallen und Wehmuth auf das verlebte Jahr rückwärts. Es gab ihm viele Freuden und Genüsse. Er zittert vor den Tücken der Zukunft. Er kann mehr verlieren, als er gewonnen hat. Er kann geliebte Leichen zum Grabe begleiten. Er kann selbst unverhofft das Ende seiner Laufbahn finden; denn einmal endet sie gewiß, und sie ist im nächsten Jahr dazu so fähig, als in einem spätern.

Von diesen Gefühlen ist gewöhnlich die Zeit des neuen Jahres begrüßt. Die allgemein gebräuchliche Feier desselben macht uns dieselbe schon von Kindheit an bedeutungsvoller; gibt uns mehr Neigung, als sonst, über die Wege der Vorsehung nachzudenken. Auch ich will diese einsame Stunde, die ich meiner Andacht weihe, dazu benutzen. Vielleicht ergreift mich irgend ein wohlthätiger Gedanke. Vielleicht wird dieser Gedanke wirksam auf meine ganze Art, künftig zu handeln; wirksam auf meine Verhältnisse mit andern Menschen, auf meine künftige Gemüthsruhe und Zufriedenheit.

Freilich keine Empfindung ist bei dem Gedanken an das bevorstehende Jahr in mir lebhafter, als die Neugier, zu wissen, welche Schicksale es mir bringen werde. Aber doch fühle ich, das Vorauswissen könnte mich eher unglücklicher, als glücklicher machen. Es würde mir alle angenehmen Hoffnungen von dem Zukünftigen vernichten, und nur die Furcht des Unangenehmen in meiner Brust zurücklassen. Und wenn es in meiner Gewalt stände, genau die Begebenheiten meines ganzen Lebenslaufes im folgenden Jahr heute voraus zu erfahren, ich möchte sie nicht

kennen lernen, denn ich würde — schrecklich genug! — auch alle Thorheiten erblicken müssen, die ich noch begehe, und wodurch ich mir selbst den Grund vieler Uebel lege. Nur Einem geziemt es, allwissend zu sein: nur dem Heiligsten, dem Allerweisesten!

Freilich entwerfe ich mir jetzt so manche schöne Plane, nicht eigentlich von dem, was ich selbst thun und sein will, sondern von dem, was mir Liebliches widerfahren könnte, wenn gewisse heimliche Wünsche in Erfüllung gehen würden. Ich baue aus meinen Hoffnungen kleine Paradiese, und es würde mich doch vielleicht schmerzen, wenn auch nicht eine von allen gewährt werden sollte. Darum denke ich vorläufig daran, was ich thun will, um meinerseits die Ausführung dieser Wünsche zu befördern. Es kommt ja nur auf eigenes Glück an!

Auf Glück, was soll ich mir eigentlich darunter denken? — Günstige Umstände, günstige Zufälle. — Umstände? Zufälle? die von ungefähr kommen? Nein, ich bin vollkommen überzeugt, kein Umstand, kein Zufall kommt mir durch ein blindes Ungefähr. In den Weltschicksalen ist Alles mit einander auf das Innigste verknüpft. An dem heutigen Augenblick hängen künftige Jahrhunderte, an der That eines Kindes durch ganz verborgene Wirkungen Schicksale von Nationen. Und die Anordnung geschieht durch Gottes Weisheit.

Sprich denn also lieber: meine Plane werden gelingen, wenn sie Gottes Weisheit für mich und die übrige Welt gut findet. — Wie? du schauderst, und deine kleinen Hoffnungen wollen anfangen zu erblassen? Wäre dir ein blindes Glück lieber, als die Regierung deiner Begebenheiten durch eine höchste Weisheit? Fehlt dir Vertrauen auf dieselbe? Es ist möglich, denn manche deiner schönsten Entwürfe fürs Leben sind gescheitert, daß du fast den Muth verloren hättest, neue zu machen. Aber, wenn sie scheiterten, war es dein Unglück? Kannst du, der du von einer ganzen Ewigkeit des Daseins nur einen unendlich kleinen Punkt lebst, vom uferlosen Weltmeer nur einen Tropfen hast, kannst du mit Sicherheit behaupten, was dir wohl oder übel gethan haben möchte, wenn die Dinge so oder anders gekommen wären? „Meinst du, daß du so viel wissest, als Gott weiß?“

ſprach Zophar von Naema, „und wolleſt Alles ſo vollkommen treffen, als der Allmächtige? (Hiob 11, 7.)

Hier ſtehen wir plötzlich mit unſern Ausſichten, Hoffnungen und Wünſchen ſtill. Wir ſind in höherer Gewalt! Dieſer Gedanke durchbebt unſer Inneres. Es iſt umſonſt, daß wir weitausſehende Plane ſchaffen; umſonſt, daß wir glänzende Paradieſe der Einbildung bauen — wir denken, aber die Vorſehung lenkt! Von Allem, was wir von den Erwartungen des künftigen Jahres träumen, wird vielleicht nie eine einzige wahr; und Dinge werden ſich ereignen, an die wir heute gar nicht denken. Wir ſind in der Gewalt eines höhern Weſens, und ſchwanken, von ſeiner Hand gehalten, auf unſerer Lebensbahn hin, wie das Kindlein am Gängelbande der Aeltern. Gott richtet, Gott ordnet, Gott leitet, und wie gar unbegreiflich ſind ſeine Gerichte, wie unerforſchlich ſind ſeine Wege! (Röm. 11, 33.)

Dieſe Erinnerung ſenkt mich in ein tiefes Nachdenken. Ich ſehe hinter mich in die verbrachte Zeit, bis hinauf in die Höhen meiner Kindheit, in das verblaßte Morgenroth meiner Tage — und geſtehe es ſchaudernd: die Wege der Vorſehung ſind dunkel! Manches geſchah; ich ward dadurch nicht glücklich. Ich hätte geglaubt, es würde beſſer geweſen ſein, hätte mich ein anderes Loos getroffen, als das, welches ich nun habe. Ich ſehe vor mich in die Nebel der Zukunft, welche ſich über meinen mir noch übrigen Lebensweg hinablagern, und geſtehe es ſchaudernd: die Wege der Vorſehung ſind dunkel! Alles, was ich wünſche, alle meine Vorbereitungen, mein Thun und Laſſen, um ein geliebtes Ziel für mich und die Meinigen zu erreichen, ſind vielleicht vergebens, und aus dem, was ich beginne, werden ſich vielleicht ganz andere Folgen begeben, als ich beabſichtige.

Was ſoll ich thun? Mich ganz gleichgültig machen gegen Alles, was geſchehen mag? keine Wünſche mehr hegen, keine Entwürfe mehr machen, keine Vorbereitungen mehr treffen? Was kann ich thun, was ſoll ich thun, um bei dem Anfang eines neuen Jahres ächt weiſe zu handeln? Ich bin ja keines Erfolges ſicher.

Der Menſch ſoll ſich kein Ziel vorſetzen mit Zuverſicht, als

dasjenige, was er durch eigene Kraft erreichen kann. In allem Andern, was er nicht durch eigene Kraft bewirken kann, soll der Sterbliche, ohne zu viel zu hoffen, ohne zu viel zu fürchten, Alles von der Weisheit und Güte eines erhabenen Wesens erwarten, das uns aus Liebe das Dasein gegeben.

Und was können wir durch eigene Kraft, so viel uns Gott derselben verleiht, mit Sicherheit erreichen? Wie heißt dies Ziel? — Es heißt Selbstvervollkommnung unsers Gemüths, Reinigung von anhängenden Fehlern, Edelmuth, Zufriedenheit mit unserm Loose.

Kein Loos, welches auch den Menschen treffe, ist an sich böse; nur der Mensch ist oft zu böse für sein Loos. Es fehlt ihm oft an Geistesgröße, sowohl ein vermeintes Uebel als etwas sehr Gutes zu benutzen, oder ein vermeintes Glück mit Würde zu tragen. Daher das wahrste Unglück des Lebens — innere Unzufriedenheit.

Ja, ich wiederhole es, und der Gedanke ist so groß als wahrhaft: kein Loos, welches den Sterblichen trifft, ist an sich böse und schlecht; nur der Sterbliche ist oft zu schlecht für sein Loos. Er ist reich; aber nun dürstet er nach Ehrenstellen, statt die ihm von Gott geliehenen Mittel nur zur Veredlung seines Gemüthes, zur Beglückung seiner Mitmenschen anzuwenden. Er ist arm; aber nun dürstet er nach größerm Vermögen, ohne daran zu denken, daß alle irdischen Glücksgüter Staub sind, daß er einen größern Reichthum in sich selbst sammeln könnte. Er wird krank, aber nun wird Gesundheit seine Sehnsucht, aber die Schmerzen des gebrechlichen Körpers mahnen ihn vergebens an die Freiheit und Veredlung einer Seele, die zur Unsterblichkeit geschaffen war. Er ist gesund, aber im Taumel der Lustbarkeiten und Zerstreuungen behält er nicht so viel Besonnenheit, das Kleinod der Gesundheit zu bewahren.

Das Loos, das dir die Hand Gottes auf Erden gegeben hat, ist dir wahrlich nicht gegeben worden für deinen Leib, sondern für deine Seele; nicht für das Erdenleben, sondern für dein ewiges Dasein, dich zu demselben vorzubereiten. Du bist reich, du bist arm, du bist krank, du bist gesund, nicht um dieses Lebens wil-

len, sondern um deiner ewigen Bestimmung willen. Alles ist nur darauf hinzielend, auf nichts Anderes.

Mache also, daß jedes Schicksal, welches dich im künftigen Jahre trifft, es sei nun irdisch angenehm oder irdisch traurig, zur Veredlung deiner Gesinnungen, zu einer höhern Stimmung deines Gemüths beitrage. — Dies ist das Ziel, welches du durch eigene Kraft erreichen kannst — auf kein anderes darfst du mit Gewißheit zählen. Dann erst bist du ächt weise. Dann werden die Wege der Vorsehung aufhören dunkel zu sein; du wirst die Fügungen deines Verhängnisses verstehen! — —

Es ist dieser Gedanke so groß, daß er mir eine fruchtbare Quelle von Betrachtungen werden kann. Daher will ich ihn nicht entschlüpfen lassen, sondern oft in meinem Gedächtnisse erneuern. Denn da ich die volle Ueberzeugung empfangen habe, daß Alles, was mir begegnet, durch Gottes Leitung geschieht, will ich mich selbst und meine gegenwärtige Lage prüfen, ob ich sie zur Erhebung und Verbesserung meiner unsterblichen Seele benutzt habe. Ich will bei jeder Veränderung meines Zustandes die Frage thun: Welchen Einfluß kann und soll diese Begebenheit auf meine Denkart haben? Wie muß ich unter diesen Umständen als Christ, als Gottes Kind, als ein zur unendlichen Dauer berufener Geist handeln? — Und wie sich unter irdischen Schmerzen und Freuden meine Seele läutert und reiner wird, und wie ich, ein ächter Weiser, von jedem Lebensloose den höchsten Gewinn ziehe, und in jeder Lage immer der Würdigste bin, des Bessern werth, werden meine Augen klarer werden, und Licht finden, wo jetzt in vielen meiner Schicksale Finsterniß zu herrschen scheint.

Denn in Gottes Schöpfungen ist Alles Harmonie! Nur was diese großen Ordnungen zu verletzen wagt, verletzt sich selbst. Nur Laster, Leidenschaften, die uns zum Bösen treiben, sind Widersprüche mit dem Weltall. Nur wer bloß für das Geld, für die Ehren, für die sinnlichen Genüsse dieses Erdballs lebt, findet Verworrenheit in seinen Verhängnissen, und Unbegreiflichkeiten in den Zwecken seiner Schicksale. Er wußte seinen Geist noch nicht mit Gott und dem göttlichen All in Einklang zu setzen. Nicht die Hand der weise waltenden Vorsehung verwirrte die Ordnungen

des allgemeinen und besondern Wohls, sondern unser Verstand trug unsere Verwirrungen hinein, indem wir, was der Ewige für das Ewige schuf, für unsern Sinnenkitzel, für unsere Eitelkeit, für unser bequemes Wohlleben berechnen wollten. — Wird es dir nun zu schwer, dich zu einer solchen Höhe von Kraft und Tugend zu erheben: so hadere nicht mit den Verfügungen des liebenden Vaters im Himmel, sondern mit deinen kleinlichen irdischen Begierden, welche sich eigensinnig die Ewigkeit und den weisen geregelten Gang der Dinge unterworfen sehen möchten.

Du aber, der du diese Worte vernimmst, und ihren großen, heiligen Sinn erfassest, du wirst, während der Ehrsüchtige, der Geldduristige, der Eitle, der Schlemmer, der Neidische jammert, in frohe Lobgesänge auf den Wunderbar-Gütigen einstimmen. Du wirst mit Paulus sagen: O welch eine Tiefe des Reichthums, beides der Weisheit und Erkenntniß Gottes! (Röm. 11, 33.)

In Gottes Schöpfungen ist Alles Harmonie. Sie sind heilig und selig, wie er. Nur ein heiliges, das heißt fehlerfreies Gemüth ist auch voll innerer Seligkeit, und im Einklang mit Gottes Werken. Der Unreine, Sinnlich-Begehrliche, dem sein Kleid, sein Gaumen, sein Vermögenszustand, seine Lustbarkeiten, sein Ansehen vor den Leuten, seine Wollüste das höchste Gut sind, steht im Widerspruch mit Gott, folglich auch im Widerspruch mit dessen Weltordnungen. Daher kann er in seiner Art höchst unglücklich werden, und eben dies ist sein Glück. Denn das bittere Loos, welches ihn betrifft, macht ihn vielleicht unabhängiger vom Staubgut, und erinnert ihn daran, daß in seinem Körper ein Geist herberge, zu etwas mehr berufen, als für die Freuden der Tafel, der Gesellschaft, der bürgerlichen Ehrenbezeugungen, des Ruhmes und dergleichen.

In Gottes Schöpfung ist Alles Harmonie! Alles darin gut! Nur inwiefern ich selbst gut und vollkommen bin, gehöre ich zum seligen Reich der göttlichen Ordnungen, und finde ich wieder jedes Schicksal gut und wohlthätig. O daß ich doch diese Wahrheit festhalten könnte für das mir noch bevorstehende Lebensjahr! Es liegt in ihr der Kern der höchsten Weisheit und

der aus solcher Weisheit quellenden Zufriedenheit! Wie wenig war mir doch dieser einfache Gedanke sonst gegenwärtig! Wie manchen Mißgriff in Beurtheilung meiner Umstände, aber auch wie manchen Schmerz hätte ich mir dadurch ersparen können! Wie manche Thräne hätte ich in frühern Jahren weniger geweint, wie manche Reue in spätern Jahren weniger gehabt!

O Gott! o mein Schöpfer! o Du Sender meiner Zukunft! Mit diesem Gedanken will ich meine kommenden Tage empfangen und begrüßen. Welches Loos Du mir nun auch noch bestimmt hast, ich will es mit Vertrauen zu Deiner Vaterhuld, mit Gelassenheit erwarten. Und wenn mich ein Schicksal überwältigt, welches die Menschen Unglück nennen, will ich bei mir denken: nein, es gibt kein Unglück, als welches der, so es empfängt, erst dazu machen will. Aber der, welcher es gibt, ist Gott, ist der Alliebende, welcher nur Glück geben will. Und wenn mich der Schmerz beugt, wenn meine Thränen fließen, wenn ich glaube, in einer Fülle von Leiden unterzugehen, dann will ich mich selbst erforschen, und fragen: Was leidet in mir so stark? Ist es nicht etwa meine allzugroße Anhänglichkeit an das, was Staub ist? Oder ist es nicht mein verborgener Ehrgeiz? Ist denn dies der Thränen werth? Habe ich denn etwas verloren, so lange ich mich nur nicht selbst verloren habe — nicht Dich, mein Gott? Bin ich denn bloß für diese kurze Dauer hienieden da? Muß ich nicht vielleicht in einer sehr nahen Stunde Alles, selbst meinen Leichnam verlieren und zurücklassen? Dann werde ich mich meiner Thränen schämen, und Stärke gewinnen. Es wird sich meine Seele aufrichten, auf Deine weisen Verfügungen glaubensvoll hinblicken, und fragen: warum leide ich? — Ach, vielleicht ist es nur nothwendige Folge meiner Vergehungen gegen göttliche und menschliche Ordnungen, Folge meiner ungeregelten Leidenschaften. Wohl mir, daß ich leide! Dank Dir, Allgütiger, daß ich leide! Denn aus diesem Schmerz, den ich fühle, erkenne ich erst deutlich, wo ich eine Wunde trage, die geheilt zu sein verlangt. Und jede Schwäche, jede fehlerhafte Neigung, die noch in mir ist, die ist auch eine wahre Wunde meiner

Seele. O ich will sie heilen, damit sie keine Todeswunde werde, die mich zu lange vom Reiche Deiner Seligkeit ausschließt.

In Deinen Schöpfungen ist Alles Harmonie! So wird auch das kommende Jahr mit allen seinen Begebenheiten in schönem Einklang mit Deinen Werken stehen. Ich erwarte es nun mit feierlicher Ruhe, voll Zuversicht und grenzenloser Hingebung; denn ich habe es beschlossen: auch ich will gut sein, um immerdar mit meinen bessern Ueberzeugungen und mit Deinen Ordnungen in Uebereinstimmung zu bleiben. So gibt es kein Unglück!

Kein Unglück? — Ach Gott, verzeih' mir diese Thräne, welche von meinen Augen fällt. Ich gedachte des Augenblicks, da mir die, welche ich auf Erden am innigsten liebe, durch den Tod entrissen werden könnten. — Wehe mir, Vater, ich leide! ich bin nicht stark genug, den schrecklichen Gedanken zu tragen, daß eine der liebsten Seelen von mir gerissen werde. Mein Vater, o mein Vater! Siehe, meine Hände falten sich schmerzlich flehend zu Dir empor, und meine Blicke voller Thränen beten zu Dir empor! O ich bete für die Lieben, die Du selbst an mein Herz geschlossen hast. Erhalte sie mir! — —

Doch — — nicht, Vater, wie ich will — nein, nein! wie Du willst! — Ich liebe, aber mein allzuheißes Lieben kann auch zur Schwäche und zum Unrecht werden. Ich will mich ermannen. Ich will mich mit dem Gedanken vertraut machen, daß mir auch mein Allertheuerstes genommen werden könnte. O, mein Herz bricht — — o es wird brechen, wenn sein Kleinod von ihm abfällt; aber dann — schon gewöhnt an die Vorstellung, daß einmal Trennung auf Erden sein müsse, damit droben ein Wiederfinden möglich sei, wird es nicht verzweifeln. Es wird Dich preisen, unter allen Schmerzen preisen. Dann hast Du es abgerissen von dem, woran es hienieden noch am festesten hing. Dann wird es nur um so lauter und sehnsuchtvoller nach dem ewigen Sein hin schlagen — dorthin, o dorthin, Vater, wo ich meine Verlornen wieder finde, deren Seele mir hienieden nicht mehr lächelt, und über deren Staub Deine Sturmwinde und Regenwolken hinschweben.

Ich bin ruhig. Jedes Schicksals bin ich gewärtig. In Gottes Reich ist Alles Harmonie, wie kann da der Einklang liebender Seelen je gebrochen werden!

Vater, in Deine Hände befehle ich meinen Geist. Vater, in Deine Hände befehle ich alle meine Lieben. Sei unser Gott und Vater, liebreich, gnadenvoll, barmherzig, langmüthig, wie im Vergangenen, auch in der Zukunft! Amen.

Inhalt

des vierten Bandes.

		Seite
1.	Empfindungen am Neujahrstage	3
2.	Wer ist mein Nächster?	12
3.	Pflicht, durch gutes Beispiel zu wirken	22
4.	Ueber die Sucht der Menschen, Andere zu verkleinern	31
5.	Anerkennung fremder Verdienste	41
6.	Der Unverträgliche	50
7.	Parteiischer Sinn im alltäglichen Leben	60
8.	Der Fremdling	70
9.	Besonnenheit im Reden	79
10.	Der Eid	88
11.	Gewissenhaftigkeit	96
12.	Der Kuß des Verräthers	107
13.	Von der Treue in Kleinigkeiten	114
14.	Wiedererstattung	123
15.	Unerkannte Quellen der Feindschaft	131
16.	Gebrochene Freundschaft	140
17.	Die Klippen der Freundschaft	149
18.	Eigene Vorzüge und fremde	158
19.	Die Feindschaft der Gottlosen erhebt den Edeln	166
20.	Wie der Christ sein Recht vertheidigt	177
21.	Die Rache	187
22.	Der Sieg über Widersacher	194
23.	Der Christ und seine Widersacher	202
24.	Versöhnung	213
25.	Für Andere leiden ist himmlische Wollust	222
26.	Duldende Menschenliebe	231
27.	Lerne den Geringen schätzen	240
28.	Der Mißbrauch von den Schwächen Anderer	248
29.	Der Neid	256
30.	Menschliche Sorge	266
31.	Der Luxus	275
32.	Der Undank	283
33.	Die Fehler der Wohlthäter	292
34.	Geduld und Sanftmuth bezwingen alle Herzen	300
35.	Der Spieler	310
36.	Rechtmäßiges und unrechtmäßiges Eigenthum	318
37.	Ehrfurcht vor fremdem Eigenthum	327
38.	Was der Mensch werth ist	336
39.	Die Blinden und Taubstummen	344

Seite

40. Mit Weisheit Almosen geben 353
41. Der Selbstmörder. (Erste Betrachtung) 364
42. Der Selbstmörder. (Zweite Betrachtung) 372
43. Todtenerscheinungen und Ahnungen 383
44. Guter Name nach dem Tode 392
45. Von Weissagungen 402
46. Pflichten gegen die Todten 411
47. Der letzte Wille 420
48. Von den Pflichten gegen die Thiere 429
49. Bedenke das Ende 438
50. Am Schlusse des Jahres 449

BV 4811 Z83 Bd.4

[Zschokke, Heinrich]
Stunden der Andacht
26. vollständige Original-Aufl.

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY